Werke

Friedrich Wilhelm Hackländer

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Dreißigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Offizin in Stuttgart.

Der Neue Don Quixote.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Nachts im Regen.

Lieber Leser —

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?

Wenn du dieses Land kennst, so wirst du uns zugeben, daß zwischen dem Frühlingsabend eines solch' wunderbaren Klima's und einer Spätherbstnacht in unserem sonst so gesegneten Deutschland ein gewaltiger Unterschied herrscht. Gewiß kennst du solche Nächte, und doch können wir nicht unterlassen, dir Eingangs unserer wahrhaftigen Geschichte eine solche zu schildern. Es ist eine von jenen Nächten, wo statt sanften Windes ein kalter Regen nicht nur vom Himmel herabfließt, sondern von heimtückischen Windstößen durch die Luft dahergepeitscht wird und dem nächtlich Wandelnden wie scharfer Hagel ins Gesicht fährt. Tiefdunkel ist der Himmel überzogen, von Mondschein und Sterngeflimmer keine Spur, und die Gaslichter in den Straßen sind auch nicht im Stande, ihren Dienst gehörig zu versehen. Sie leuchten nur wenige Schritte durch Dunst und Nebel und vermögen

Erstes Kapitel.

Nachts im Regen.

Lieber Leser —

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?

Wenn du dieses Land kennst, so wirst du uns zugeben, daß zwischen dem Frühlingsabend eines solch' wunderbaren Klima's und einer Spätherbstnacht in unserem sonst so gesegneten Deutschland ein gewaltiger Unterschied herrscht. Gewiß kennst du solche Nächte, und doch können wir nicht unterlassen, dir Eingangs unserer wahrhaftigen Geschichte eine solche zu schildern. Es ist eine von jenen Nächten, wo statt sanften Windes ein kalter Regen nicht nur vom Himmel herabfließt, sondern von heimtückischen Windstößen durch die Luft dahergepeitscht wird und dem nächtlich Wandelnden wie scharfer Hagel ins Gesicht fährt. Tiefdunkel ist der Himmel überzogen, von Mondschein und Sterngeflimmer keine Spur, und die Gaslichter in den Straßen sind auch nicht im Stande, ihren Dienst gehörig zu versehen. Sie leuchten nur wenige Schritte durch Dunst und Nebel und vermögen

kaum ihr elendes, flackeriges Dasein vor dem einherstürmenden Winde zu bewahren. Wo solch ein dürftiger Lichtstrahl indessen das Pflaster spärlich erhellt, da sehen wir es von Regenwasser überflutet, bemerken immer neue glänzende Tropfen, die in schiefer Richtung und so zahlreich darauf einschlagen, daß wir uns nicht verwundern, wie die Dachröhren sprudelnd ihr Wasser ausspeien und es kaum zu bewältigen vermögen.

Auf den Straßen ist es so still und einsam, daß wir das Rieseln des Regenwassers von den Dächern und in den Rinnsteinen wie ein gelindes Brausen vernehmen. Zuweilen klappern die Ziegel auf den Häusern, wenn der rohe Wind dagegen fährt; zuweilen auch schlägt ein Fensterladen, den man zu befestigen vergaß, und nur selten hört man die Schritte eines Vorüberwandelnden auf dem Pflaster, eilige Schritte, und wenn wir im zweifelhaften Scheine der Laternen die Gestalt erblicken, welche dahin eilt, so sehen wir sie dicht in den Mantel oder Paletot gehüllt, den aufgespannten Regenschirm mühsam gegen den Wind balancirend. — Kurz, es ist ein Wetter, von dem man zu sagen pflegt, es sei zu schlecht, um einen Hund auf die Straße zu jagen.

Diesem schlechten Wetter ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die große Stadt, in welcher unsere wahrhaftige Geschichte beginnt, wie ausgestorben erscheint. Die Thurmuhren schlugen erst vor wenig Augenblicken die zehnte Stunde, und das ist eine Zeit, wo es gewöhnlich hier auf den Gassen und Plätzen noch ziemlich lebhaft zugeht; bei Regen und Sturm aber, wie heute, ist sie eine der stillsten Stunden. Der ruhige Bürger befindet sich zu Hause, die Theatervorstellungen sind beendigt, und was die Wirthshausbesucher anbelangt, so sitzen diese jetzt fest hinter ihrem Schoppen und warten ruhig die elfte Stunde ab, ehe sie seufzend ans Heimgehen denken. Herrschaftliche Equipagen, Fiaker und Miethwagen sind um diese Zeit ebenfalls nicht auf den Straßen, Gesellschaften und Bälle haben um acht Uhr begonnen, darauf sind die Pferde in den Stall gezogen worden, und wäh-

rend sie dort ihre Köpfe hängen lassen und vielleicht trauernd an die späte Nachtstunde denken, wo sie noch einmal in Regen und Wind hinaus müssen, sitzen ihre Lenker und Bändiger in den verschiedenen Kneipen, wohin sie eine zarte Neigung treibt, die Anhänglichkeit an irgend einen guten Wein, an die rothe, bekannte Nase des Wirthes oder an die dicken Backen der Kellnerin.

Wenden wir unsere Schritte nach einer Straße, welche, ziemlich im Mittelpunkte der Stadt gelegen, viele Bier- und Weinhäuser verschiedenen Ranges hat, Schenkstuben der mannigfachsten Gattung, von der kleinen Kneipe an, die, aus einer einzigen schwarzgerauchten Stube bestehend, versteckt in einem Thorwege liegt, bis zum großen Gesellschaftshause der höheren Bürgerklasse, welches wir dort oben sehen und dessen viele erleuchtete Fenster freundlich durch die Nacht strahlen.

Auch diese Straße scheint uns um die zehnte Stunde vollkommen menschenleer zu sein. — Doch nein. Wenn wir scharf nach der rechten Seite hinblicken, so bemerken wir in der Mitte derselben eine Menge alter Gebäude mit hohen Giebeldächern, deren Spitzen mit Wetterfahnen gekrönt sind, welche sich kreischend herumdrehen. Vor einem dieser Häuser befindet sich eine Gaslaterne, deren flackernder Schein dasselbe zuweilen bestrahlt, wo wir alsdann bemerken, daß die Vorderseite mehrere bunte Schilder hat, von denen eines hellblau mit goldenen Buchstaben den Namen: „Schwörer, Schneidermeister,“ zeigt.

Vor diesem Hause nun sehen wir etwas sich hin und her bewegen. Es ist unzweifelhaft ein lebendes Wesen, das dicht bei der Thüre wie ein Schatten hin und her gleitet, jetzt langsam, jetzt geschwind, so daß es uns auf die Vermuthung bringen könnte, es sei vielleicht ein großer Hund, den man hinausgesperrt. — Aber es ist kein Hund; denn, wie schon gesagt, Hunde pflegt man bei solchem Wetter nicht auf die Straße zu jagen. Es ist vielmehr ein Knabe von vierzehn bis fünfzehn Jahren, in einem sehr ärmlichen Anzuge. Die Beinkleider haben eine für diese Jahreszeit erschreckende Aehnlich-

keit mit Sommerhosen; das Jäckchen ist überall zu kurz, und da sein Besitzer, des herabflutenden Regens wegen, es etwas an die Ohren hinaufgezogen hat, so schaut unten das Hemd hervor und zeigt uns, daß der nächtliche Spaziergänger nicht im Besitz einer Weste zu sein scheint. Eine Tuchkappe bedeckt seinen Kopf, die Hände hat er fröstelnd in die Hosentaschen gesteckt.

So trabt er an dem Hause auf und nieder, gar kläglich anzusehen. Jetzt bleibt er einen Augenblick an der Hausthür stehen, blickt durch das Schlüsselloch hinein, dann nähert er sich der Klingel, die daneben hängt, ja, er streckt schon die Hand aus, um sie in Bewegung zu setzen, fährt aber erschrocken wieder zurück, als sei er im Begriffe gewesen, etwas Schreckliches zu begehen.

Die Uhren haben unterdessen halb Elf und drei Viertel geschlagen, und manchen der Gäste in den verschiedenen Wirthshäusern der Straße treibt das Herannahen der Polizeistunde nach Hause, oder der Wunsch, seiner harrenden Gattin vor die Augen treten zu können, bevor der Wächter die elfte Stunde gerufen.

Wenn solche Wanderer bei dem kleinen Buben vorübergehen, so drückt sich derselbe in eine dunkle Ecke des Hauses, um nicht erblickt zu werden, wogegen seine scharfen Kinderaugen die Vorübergehenden genau betrachten und viele derselben erkennen.

Das ist der Herr Kaufmann Schratter, sagt er, der junge Herr Schratter, er hat den neuen Radmantel um, den ich ihm gestern gebracht. So ein Radmantel gibt warm, setzt er fröstelnd und seufzend hinzu. — Da kommt auch der Herr Kanzleirath Schwarz. Vor acht Tagen neue Hosen und Weste. Auch nicht schlimm bei so kaltem Wetter. — Ein wehmüthiges Lächeln zuckte um das runde Gesicht des kleinen Buben, wobei er den vergeblichen Versuch machte, sich hinter den Ohren zu kratzen, was aber der aufrechtstehende nasse Kragen nicht recht zuließ. — Hätte ich nur einen kleinen Theil der warmen Kleider, die ich die Woche schon ausgetragen habe, da könnte ich es schon besser in dem garstigen Regenwetter aushalten.

Bei diesen Worten blickte er seufzend an dem Hause empor und drückte sich in eine kleine Vertiefung der Mauer, wo sich ein Prellstein befand, auf den er sich zitternd vor Frost niederließ.

Wenn ich nur einmal einen Rock fände, sagte er nach einer Pause, der Niemand gehörte, und in dem Rocke eine Hand voll Geld, die auch keinen Herrn hätte! Da ginge ich zu der Mutter hin und sagte ihr: Hier hab' ich einen großen Rock, daraus mach' ich einen für mich und einen für das Bübchen. Und hier hab' ich das Geld; das sollst du alles behalten können, aber dann — brauch' ich auch nicht mehr zu Meister Schwörer zu gehen. — Nie, nie mehr zu Meister Schwörer! fuhr er nach einer Pause fast zornig fort, und darauf ballte er seine Hände in den Hosentaschen zusammen, und sein Gesicht verzog sich zu einem leisen Weinen. Doch kam es nicht dazu; vielmehr schien der jugendliche Uebermuth durchzuschlagen; denn nach einigen Sekunden warf er den Kopf trotzig, fast lustig in die Höhe und begann die Melodie eines bekannten Liedes leise vor sich hin zu pfeifen. Es schien fast, als habe er sich damit Muth machen wollen und diesen Zweck auch erreicht; denn nachdem das Lied beendigt war, nicht ohne daß er mehrere Tonarten zu Rathe gezogen, sprang er von dem Prellstein in die Höhe, hüpfte in kurzem Galopp an dem Hause auf und nieder und sagte: Ach was! droben in der Dachkammer ist es auch nicht viel besser. Und wie mein Vater oft sagt, wenn er davon erzählt, wie er noch ein kleiner Jägerbursche gewesen und draußen im Walde habe stehen müssen, bei Frost, bei Schnee oder Regen, und wie da die Wölfe gekommen seien, da mag er auch nicht mehr Vergnügen ausgestanden haben, als ich hier. — Wenn ich nur wüßte, ob der Meister Recht hat, wenn er sagt: Wie man sich bettet, so schläft man! Ich kann das nicht wohl glauben; denn ich habe heute Morgen mein Bett recht sauber gemacht, und auch noch den alten Schlittenpelz oben hinauf gelegt, den man heute zum Flicken gebracht. Also: gut gebettet wäre droben, und doch muß ich hier im Regen herum laufen — brrr!

Dieses Brrr, das er laut und schaudernd ausstieß, brachte er nicht mit der anfänglichen Energie zu Ende; vielmehr stockte er plötzlich in Ton und Lauf, denn neben dem verschlossenen Hausthore wurde ein kleines Fenster im Parterrestock mit einem Male erhellt.

Der Meister geht zu Bett, flüsterte der Knabe, wenn ich jetzt ans Fenster klopfe, was kann er mir thun? Aufmachen muß er doch, und an der ersten Ohrfeige bin ich nicht gestorben. — Soll ich oder soll ich nicht? — ja, ich will klopfen. Kann ich ihm doch die Wahrheit sagen; denn es ist nicht gelogen, daß ich zu Hause das kleine Kind habe wiegen müssen, und wenn er mir nicht glaubt, daß man bei uns im obersten Stock keine Uhr schlagen hört, so kann er hingehen und sich davon überzeugen. — Ja, ich muß klopfen. Wer weiß, wann der Geselle nach Hause kommt! Der scheint mir heut am Ende gar nicht kommen zu wollen, denn sonst müßt' er schon lange da sein.

Das kleine erhellte Fenster war mit einem schweren Gitter versehen, an dessen Stäben sich der Knabe mit einer Hand fest hängte und alsdann mit der andern durch die Oeffnung fuhr, um an die Scheiben zu klopfen. Ehe er dies aber ausführen konnte, begann eine näselnde, schnatternde Stimme im Zimmer ein geistliches Lied zu singen; so klang wenigstens die Melodie, wenn man auch von den Worten nichts weiter verstehen konnte, als zuweilen ein besonders laut betontes, wie Zerknirschung, Sünde, Durchbruch und Gnade.

Der Knabe zuckte die ausgestreckte Hand zurück, hängte sich an das Gitter fest, wobei die Spitzen seiner Füße auf der Steineinfassung des Hauses ruhten. Es mochte zehn Minuten dauern, ehe das Lied drinnen beendigt war; dann räusperte sich die näselnde Stimme, gerade als wenn sie sich zu einem neuen Gesang anschicken wollte; doch kam es nicht dazu, denn man hörte nun eine andere Stimme, eine weibliche, sagen: „Na, jetzt gib Ruhe, Zacharias, ich und die Kinder, wir wollen schlafen, und du brauchst dir nicht einzubilden, daß dich Jemand singen hört. Also spar' meine Kerze, sowie deinen Athem, und komm' ins Bett."

Die näselnde Stimme murmelte eine Antwort, von der man nur den Schluß verstand, der mit lauterem Tone gesprochen wurde: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

„Das weiß Gott!" seufzte die Weiberstimme.

„Und der böse Geist geht um, zu sehen, wen er verschlinge."

„Ach was!" entgegnete ärgerlich die weibliche Stimme; „da trau' ich dem bösen Geist einen bessern Geschmack zu, als daß er sich an eurer Sippschaft verlustiren möchte. Ich sage dir, komm ins Bett, oder —"

Ein passenderer Augenblick, um anzuklopfen, kam in heutiger Nacht nicht wieder; der Knabe streckte deßhalb seinen Arm abermals durch's Gitter und klopfte nun ein paar Mal sehr vernehmlich auf die Scheiben.

„Gott im Himmel!" sagte die näselnde Stimme sehr kleinlaut, „hast du das Klopfen gehört? Alle guten Geister —"

„Unsinn!" rief die Frau, „da draußen treibt sich nichts Geistiges herum; das wird dein liederlicher Geselle sein, der bedufelt heimkommt, aus irgend einer Betstunde, daß sich Gott erbarm! Den hast du auf dem Gewissen, Zacharias, denn wie der Herr, so 's Geschärr! das Sprüchwort könntest du dir besonders merken."

„Der Geselle hat einen Hausschlüssel," entgegnete der Meister sehr kleinlaut.

„Nun, da wird es der Gottschalk sein, der die neun Uhr versäumt hat und nun herein will."

„Das ist wahr," hörte man den Meister in lauterem Tone sprechen; „das wird der gottlose Bube sein. Wo ist mein Ellenmaß? Na, ich werde dir helfen, in später Nacht die Leute durch Klopfen an die Fenster zu erschrecken!"

„Soll der arme Teufel vielleicht im Regenwetter draußen bleiben?"

Jetzt hörte man drinnen einen Stuhl rücken, und gleich darauf erschien der Kopf, dem die näselnde Stimme gehörte, an dem Fenster.

Es war Meister Schwörer; und wenn dieser würdige Schneidermeister, schwarz angezogen, mit wohlgekämmtem Haar und sanftem, niedergeschlagenem Blick, nicht schön zu nennen war, so sah er heute Abend in der weißen Nachtmütze und einer braungewürfelten Zitzjacke wie eine Vogelscheuche aus, oder vielmehr genau wie einer jener Spielzeugmänner, die aus einem kleinen hölzernen Kasten emporschnellen. Ebenso plötzlich fuhr er in die Höhe und machte auch eine ähnliche Wirkung des Schreckens auf den Knaben; denn als der Meister drinnen so plötzlich auftauchte, fuhr der Lehrling draußen wie entsetzt zurück.

„Richtig, er ist's!" sagte die näselnde Stimme: „na, warte, gottlose Kröte!"

„Wirf ihm den Hausschlüssel hinaus und halte Frieden!" ermahnte mürrisch die Frau, die augenscheinlich in ihrem Bette lag; denn die sonst kräftige Stimme schien gedämpft durch Vorhänge und Kissen.

Meister Schwörer schien jedoch durchaus keine friedlichen Gedanken zu haben, obgleich seine Augen in stiller Freude leuchteten. Aber es war dieselbe Freude, die wir in dem Blick eines hungrigen Wolfes sehen, oder eines blutdürstigen Banditen, der, sein Opfer anstarrend, langsam nach seinem Messer greift. Letzteres that nun freilich Meister Schwörer nicht, hatte aber auch nicht nöthig, nach einem Messer oder sonstigen Schneideinstrumente zu suchen, denn die Natur hatte ihm eine Nase verliehen, welche lang hervorstehend, scharf und spitzig war, ja förmlich wie ein gekrümmter Dolch aussah, das Entsetzen seiner Lehrjungen und sämmtlicher Kinder der Nachbarschaft.

Jetzt öffnete er das Fenster ein klein wenig, viel brauchte er nicht, um seine Nase durchzustecken.

„So," sagte er alsdann, und seine Stimme näselte so furchtbar, daß es klang wie das Kollern eines Truthahns, „du bist draußen, Gottschalk?"

„Ja, Meister," antwortete demüthig der Knabe.

„Und es regnet wohl recht brav? Und du bist schon ziemlich naß geworden?“

„Ja, Meister.“

„Ei, sieh' doch! Hast du nicht in der Schule bis Neune zählen gelernt? Oder weißt du, gottvergessener Strick, nicht, daß um neun Uhr die Hausthür zugesperrt wird? — Morgen will ich dir einen Hausschlüssel anbieten, weißt du, so einen von zwei Schuhen, biegsam und doch recht dick.“

„Ach, Herr Meister,“ erwiderte der Lehrjunge, offenbar mit einer affektirt kläglichen Stimme, „ich war zu Hause, ich habe das kleine Kind herumtragen müssen, und da habe ich nicht gehört, wie es neun Uhr schlug.“

„Du hast das kleine Kind herumtragen müssen! Und wo war denn dein Herr Papa, der saubere Jägersmann?“

„Was geht das dich an, Zacharias?“ sagte hier wieder ärgerlich die Frau; „gib ihm endlich den Schlüssel und mach das Fenster zu!“

„Und ich sollte keinen Versuch machen,“ versetzte heuchlerisch der Meister, während er seine Augen gen Himmel hob, „diese kleine, zu drei Vierteln verlorene Seele durch gute Ermahnungen noch zu retten? — Gottschalk heißest du,“ fuhr er im Predigertone fort, „Gott weiß nichts von dir, aber der Schalk sitzt in deinem Herzen. Warum warst du nicht in der Erbauungsstunde für christliche Lehrlinge, die wir gegründet? — O nein, das paßt dir nicht! — An so was zu denken hast du nicht die Zeit; denn dein Kopf steckt voll von andern Dingen. Ist's nicht so, Gottschalk?“

„Ja, Meister.“

„Hast du nicht heute wieder in die Rocktasche Seiner Hochehrwürden unseres würdigen Herrn Pfarrers einen schmutzigen Theaterzettel gesteckt, zum Grauen dieses frommen Mannes? Hast du's nicht gethan?“

„Gewiß nicht, Meister, ich hab' es nicht gethan.“

„So hat es der Danziger gethan, aber du hast darum gewußt,

und der Hehler ist wie der Stehler. — Wer hat dagegen heut Abend meinen armen Ludolf gepufft?"

„Zacharias, ich sage dir, mach das Fenster zu!"

„Er hat ihn gepufft!" fuhr der Meister, ins Zimmer gewendet, heftiger fort.

„Ja, Meister, aber er hat mich gekratzt."

„Himmlischer Vater! Er hat dich gekratzt, das harmlose Kind? Na, warte — morgen früh! Ich will dich bepuffen. Morgen —"

„Kannst du thun, was du willst," rief ärgerlich die Frau; „aber jetzt schließ' das Fenster und laß das Kind herein — oder —"

„Ja, hereinlassen muß ich dich also," sagte der Meister erbittert, wobei seine Augen funkelten, wie die einer bösen Katze. „Aber hinauslassen werd' ich dich bald wieder, darauf kannst du dich verlassen. mein Gottschalk! Das kleine Kind hast du herumtragen müssen?"

„Ja, Meister."

„Während dein sauberer Papa im wilden Jäger gezecht? O! das ist selbst ein wilder Jäger, und deßhalb kann man dir deine Sündhaftigkeit eigentlich nicht so übel nehmen. Aber ich will nicht Theil haben an den Thaten der Gottlosen, ich wasche meine Hände. Morgen kannst du heimziehen und meinetwegen ein Jägerbursche werden; du bist ein junger Satan und gehörst in des Teufels Revier, das da anfängt im finsteren Walde, wo die Jägersleute zu Hause sind und nächtlich mit dem Bösen verkehren."

„Zacharias!" rief jetzt die Stimme aus dem Bette in so drohendem Tone, daß der Meister zusammenfuhr und den Hausschlüssel emporhob, welchen er in der linken Hand hielt; doch ehe er ihn durch die Fensterspalte schob und dem vor Angst und Kälte zitternden Knaben in die Hand gab, konnte er sich nicht enthalten, ingrimmig hinaus zu näseln und zu zischen: „Wenn dich nur einmal vor meinen Augen leibhaftig der Teufel holen wollte!"

Das sprach Meister Schwörer, und dabei beugte er sein spitzes, hageres Gesicht durch das Fenster hinaus, so daß ihm der kalte Wind

und die Regentropfen, welche derselbe vor sich her jagte, um die scharfe Nase spielten. Aber es war nicht Kälte und nicht Regen, was diese Nase mit einem Male noch spitzer und länger werden ließ, als sie bisher schon war; auch war es nicht der Hauch der kalten Nacht, der sein Gesicht plötzlich mit Todesblässe überzog, während seine Augen auf eine entsetzliche Art vor sich hinstarrten. — Dicht vor ihm an dem eisernen Gitter unmittelbar hinter dem Knaben, der aber nichts davon zu ahnen schien, stand, wie aus der Erde emporgewachsen, eine lange, hagere Gestalt, in einen rothen Mantel gehüllt, das Kinn umschlungen von einem Tuche von derselben Farbe, auf dem Kopfe einen röthlich braunen Hut. — So stand die Gestalt da, ernst und schweigend. Große glänzende, fast glühende Augen blitzten unter dem Hutrande hervor, die Gesichtsfarbe war gelb, und unter der höhnisch aufgeworfenen Lippe hervor glänzten lange, schneeweiße Zähne.

Als der Knabe so mit einem Male das Gesicht seines Meisters und Brodherrn sich verändern sah und dazu bemerkte, wie dessen Augen starr in die Nacht hinausblickten, da war nichts natürlicher, als daß er ebenfalls seinen Kopf herumwandte; doch hatte er nicht sobald die lange, schweigsame Gestalt hinter seinem Rücken gesehen, als er mit einem Schrei des Entsetzens das Gitter losließ und wimmernd an der Mauer niederglitt. Einen nicht minder lauten Schrei stieß auch Meister Schwörer aus, nachdem er das Phantom eine Sekunde lang angestarrt, drückte alsdann hastig das Fenster zu, löschte das Licht aus und eilte zitternd und mit schlotternden Knieen dem Bette zu, wo seine Ehehälfte, durch den doppelten Schrei erschreckt, in die Höhe gefahren war.

„Hast du's gehört?“ ächzte er; „hast du's gehört?“

„Und was soll ich gehört haben?“ rief Madame Schwörer, wobei sie den Gemahl kräftig abwehrte, der über alle Hindernisse hinweg das sichere Asyl zu erreichen trachtete. „Deine dummen Reden habe ich gehört, was ist denn ums Himmels willen geschehen?“

„O ich Elender!“ rief zähneklappernd der Schneider; und da er in diesem Augenblicke seinen Kopf in die Kissen verbarg, so klang seine Rede nur wie ein dumpfes Murmeln und Gurgeln. „Dem Teufel hab' ich gerufen, er solle den Gottschalk vor meinen Augen holen — und der Teufel — hat ihn geholt.“

„Zacharias, du bist ein Narr!“ sprach die Frau scheinbar mit großer Entschiedenheit, doch hatte ihre Stimme nicht den gewohnten festen Klang.

„Er hat ihn geholt!“ stöhnte der Meister. „Sah ich ihn doch vor dem Fenster stehen in seiner rothen Höllenlivree; sah ich doch sein grinsendes Maul, die Hörner auf seinem Kopfe und die Krallen, mit denen er den Gottschalk ergriffen. Oh! — oh! oh!“

„Wenn du nicht plötzlich übergeschnappt bist, Zacharias, so weiß ich nicht, was du gesehen.“

„Den Teufel! den Teufel! O, daß ich ein Sünder bin, daran habe ich ja nie gezweifelt.“

„Das ist wieder einmal ein vernünftiges Wort,“ erwiderte die Frau, wobei sie, obgleich scheu um sich blickend, doch die Bänder ihrer Nachtmütze fest anzog und, wenn auch langsam, Anstalt machte, aus dem Bette aufzustehen.

„Der Teufel! der Teufel!“ jammerte der Schneider. „Aber bin ich so verworfen, daß er es wagt, vor mir zu erscheinen? Bin ich nicht fromm gewesen, wie Einer, habe die Betstunde besucht, habe fleißig beigesteuert zu Bibel- und Missions-Gesellschaften, habe ich das nicht, Frau? Gib du selbst mir das Zeugniß.“

„Ja, das hast du. Zu viel, viel zu viel,“ entgegnete Madame Schwörer, die nun vor dem Bette stand und ihre Schuhe suchte. „Aber, ich sage dir, Zacharias, mach' meinen Kopf nicht noch verwirrter, als er mir anfängt zu werden. Wo ist der Gottschalk?“

„Der Teufel hat ihn geholt, der leibhaftige Teufel! Und ich habe ihn herbeigerufen. Oh! oh! oh!“

„Das wollen wir bald erfahren.“

„Weib!“ schrie entsetzt der Schneider, du willst doch nicht hinausgehen? in die Nacht hinaus, wo der Böse umgeht?“

„Der thut mir nichts,“ entgegnete kopfschüttelnd die Frau; dann zündete sie das Licht wieder an, nahm ein warmes Tuch um und leuchtete vorsichtig zum Fenster hinaus. Da war Alles still und ruhig, vor dem Gitter war weder eine gespensterhafte Gestalt, noch etwas von dem Knaben zu sehen; an den Eisenstäbchen lief der Regen herunter und glänzte im Wiederscheine der brennenden Kerze.

„Nichts?“ fragte ängstlich Meister Schwörer von dem Bette her.

„Nicht das Geringste,“ erwiderte die Frau.

„Gott, o Gott! Und kein Schwefelgeruch?“

Die Frau gab keine Antwort, doch schüttelte sie ernstlich besorgt mit dem Kopfe und sagte: „An deinen Teufel glaube ich nicht; wenn nur sonst dem armen Buben kein Unglück geschehen ist.“

Damit zog sie das Tuch fester um sich, nahm den Hausschlüssel und trat auf die Straße. Dort fegte der Wind von den nassen Dächern herab und stürzte sich mit Regen vermengt auf das triefende Pflaster. Die Dachröhren goßen und sprudelten nach wie vor, die Wetterfahnen drehten sich krächzend herum, und das war auch alles Leben, was die Stille der Nacht unterbrach. Die Frau schützte das Licht mit der Hand, damit der Wind es nicht ausblase, und leuchtete vor dem Fenster auf dem Boden umher. Da war aber nichts sichtbar, als der glänzende Wiederschein der kleinen Flamme, die einen zitternden Lichtkreis auf dem Boden bildete, wenige Fuß breit, rings umlagert und angeglotzt von der dunklen Nacht. Zeitweise hörte der Wind auf zu brausen, und die Wetterfahnen ließen ihr Krächzen nicht mehr hören. Vielleicht thaten sie das im gegenwärtigen Augenblicke aus Ehrfurcht vor ihrer alten Bekannten, der Glockenuhr, die jetzt langsam aushob und die Mitternachtsstunde anzeigte.

Zweites Kapitel.

Fremde Umgebungen.

Wenn der geneigte Leser am Schlusse des vorigen Kapitels vielleicht mit einiger Spannung oder Gefühlen des Mitleids für den armen Schneiderjungen verblieb, so macht das seinem Herzen alle Ehre; doch sind wir weit entfernt, daraus den Schluß ziehen zu wollen, als glaube er in unserem aufgeklärten Jahrhundert an ein Sichtbarwerden des Teufels. Auch wir glauben nicht daran und wollen deßhalb dem freundlichen Leser gerne eine kurze Erklärung geben, daß Gottschalk nicht vom Teufel geholt wurde. Die Gestalt aber, die in der Mitternachtsstunde vor dem Gitter erschien, an welchem der Knabe hing, kann auf keinen Fall weggeläugnet werden, und wenn auch der Lehrjunge nicht die Augen des Meisters hatte und deßhalb weder Hörner noch Krallen entdeckte, so sah er doch ein unheimlich langes Etwas hinter sich stehen, mit einem hageren Gesichte, aus welchem große glänzende Augen ihn fest anschauten. Daß er hierüber erschrak, das Gitter losließ und auf den Boden niederglitt, ist durchaus nichts so Wunderbares; mancher Größere hätte es an seiner Stelle gerade so gemacht und wäre wahrscheinlich augenblicklich davon gelaufen, was Gottschalk aber nicht that; er lehnte sich vielmehr mit dem Rücken an die Mauer und sah seinerseits die Gestalt fest an. — Als der

Schneider drinnen rief: „Der Teufel! der Teufel!“ glitt ein verächtliches Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er sagte mit ruhiger Stimme: „Du wirst doch wohl nicht glauben, was der da drinnen spricht? Ich bin weder der Teufel, noch sonst was Schlimmes, wollte, wie jeder andere Christenmensch, nach Hause gehen und blieb noch einen Augenblick an dem Fenster stehen, um den Spektakel zu hören.“

Der Lehrjunge hatte von seinem Vater eine gute Portion kecken Jägerblutes geerbt und fürchtete sich mehr vor der Elle des Meisters, sowie vor dessen dolchartiger Nase, als vor dem Teufel. Alles war auf so gutem Wege gewesen, er hatte schon den Hausschlüssel blinken sehen, und selbst die Strafpredigt des Meisters war bei ihrem gewöhnlichen Schlusse angelangt, wo er den Teufel ersuchte, Gesellen, Lehrjungen, kurz, wer ihn gerade ärgerte, Frau und Kinder nicht ausgenommen, augenblicklich zu holen. Da kam jener Zwischenfall, das Fenster flog klirrend zu, und das Licht erlosch.

Die lange Gestalt zog ihren Mantel, der in der That ein rothes Unterfutter hatte, fester um sich und sagte: „Ich habe keine Lust, hier länger im Regen zu stehen, und mag einen so kleinen Menschen, wie du bist. doch auch nicht in Sturm und Nacht allein lassen. Du bist der Lehrjunge des Meisters?“

„Ja, Herr,“ versetzte der Knabe mit einem trostlosen Seitenblick auf das dunkelgewordene Fenster.

„Und warum bist du nicht zur Zeit nach Hause gegangen?“

„Ich habe bei meiner Mutter das Bübchen herumtragen müssen und habe mich geirrt, als es neun Uhr schlug. Es mochte halb Zehn sein, als ich hieher kam,“ setzte er fast weinend hinzu.

„Caracho!“ sprach der Fremde, indem er die Augenbrauen hoch emporzog. „Und so stehst du über zwei Stunden hier im Regen! — Ich will dir was sagen: Komm mit mir, da kannst du wenigstens trocken und warm schlafen. Wir wollen deine Angaben untersuchen und dich dann morgen früh kräftiglichst bei deinem Meister entschul-

digen. Aber," fuhr die Gestalt nach einer Pause fort, wobei sie mit feierlichem Ernste zwei hagere Finger in die Höhe streckte, „eine Lüge darfst du mir nicht gesagt haben, beim Eid! eine Lüge würde ich dir nicht verzeihen. Ich hasse das Lügen wie den Teufel! — Willst du nun mit?"

„Gelogen habe ich nicht," erwiderte der Knabe; „aber wie soll ich mit Ihnen gehen, da ich Sie gar nicht kenne?"

Der Andere lachte bei diesen Worten eigenthümlich, lüpfte seinen Radmantel etwas auf der rechten Schulter und warf ihn dann mit solcher Geschicklichkeit um seinen Hals herum, daß er das Kinn bis zum Munde wie ein großes Tuch verdeckte. „Das kannst du halten wie du willst," sagte er darauf; „ich habe dir das Anerbieten gemacht, weil ich bei solchem Wetter und zu dieser Stunde einen Hund nach Hause tragen würde, der winselnd vor der verschlossenen Hausthüre säße. Du bist am Ende noch mehr werth als ein Hund, hast auch Verstand und Beine, welche von diesem Verstande regiert werden. Willst du also ins Trockene kommen, so magst du mir folgen. Wo nicht, so habe ich wenigstens das Meinige gethan."

Diese Worte sprach die Gestalt mit hoch erhobenem Kopfe und sehr feierlichem, aber dabei gutmüthigem Gesichtsausdruck, und als sie solche gesprochen, winkte sie leicht mit dem Kopfe und schritt trotz des strömenden Regens langsam die Straße hinab.

In diesem Augenblick beleuchtete sich das Fenster des Meisters Schwörer wieder, und Gottschalk, der einer neuen Strafpredigt, ja, der kräftigsten Anwendung des Ellenmaßes zuversichtlich entgegen sah, kratzte sich verlegen in den Haaren und bedachte, daß der Fremde, wenn er ihm hätte ein Leid thun wollen, ihn ja gewaltsam mitnehmen konnte. — Dabei glaubte er auch schon die schlurfenden Schritte des Meisters zu vernehmen, weßhalb er sich kurz entschloß, den Kragen seines Jäckchens fest am Halse zusammenzog und mit einem ziemlich krummen Rücken der langen Gestalt nachtrabte.

Diese hatte schon das Ende der Straße erreicht und bog, ohne

sich umzuschauen, nach rechts ab. Bald indessen war der Knabe dicht hinter ihr und ließ nun vom Laufen ab, um, langsamer gehend, seine neue Bekanntschaft sich nochmals sorgfältig anzusehen. Der Fremde war, wie schon mehrmals bemerkt, von außergewöhnlicher Größe und erschien jetzt in dem langen Mantel, der ihm bis an die Füße reichte, und bei dem ungewissen Schein eines flackernden Gaslichtes noch länger, fast unheimlich. Obgleich er langsam dahin ging, machte er doch so weite Schritte, daß sich der Knabe anstrengen mußte, um ihm zu folgen. In der linken Hand schien die Gestalt einen großen Stock zu tragen, den sie bei jedem Schritte gleichförmig und taktmäßig auf das Straßenpflaster niedersetzte. Gewiß war es, daß sie die Schritte des Knaben hinter sich hören mußte, doch wandte der Mann im Mantel nicht ein einziges Mal seinen Kopf herum, sondern ging ruhig seines Weges, bald rechts, bald links, und hatte nach einer Viertelstunde das höher gelegene, reichere Stadtviertel, wo unsere Geschichte begann, verlassen und ein Labyrinth von engen Gäßchen erreicht, welche die alte Stadt bildeten und in einem ziemlich weiten Umkreise das Rathhaus und den alten Marktplatz umschlossen. Hier, wo die Häuser enger bei einander standen und die Gassen so schmal waren, auch in Schlangenlinien fortliefen, daß das Gaslicht auf größere Strecken gar keine Wirkung mehr thun konnte, war es am heutigen Abend, bei dem immerfort niederströmenden Regen recht unheimlich und traurig. Auch ließ sich kein menschliches Wesen im Freien sehen, selbst nicht einmal der Nachtwächter, der augenscheinlich seine Stunde aus irgend einem Hausgange hervor abrief, welcher ihn vor dem Unwetter schützte.

So gingen die Beiden noch eine Zeit lang dahin; dann blieb der Mann im Mantel vor einem großen alterthümlichen Hause stehen, mit einer gewaltigen Front, mit unregelmäßig angebrachten, aber weiten und hohen Fenstern, der man aber deutlich ansah, daß sie die Rückseite eines weitläufigen und großen Gebäudes bildete. Hier war auch keine Hausthür, sondern ein großes Thor mit morschen Holz-

flügeln, die etwas schief in ihren Angeln hingen und halb geöffnet waren. Wenn man näher trat, bemerkte man wohl, daß eine vollständige Schließung dieses Thores ohne vorherige Wegräumung eines Haufens Schutt, der sich nach und nach im Thorweg angesammelt hatte und am Eingange einen förmlichen kleinen Hügel bildete, nicht gut möglich war. Der Mann im Mantel blieb einen Augenblick stehen und blickte zum ersten Mal auf seinen kleinen Gefährten hinab, der, die Hände in den Hosentaschen, durchnäßt und triefend neben ihm stand; dann sagte er: „Gut, daß du mir gefolgt bist; es soll dich nicht gereuen. Jetzt werden wir gleich im Trockenen sein. Da du aber aus leicht begreiflichen Gründen die Lokalität meines Hauses nicht kennst, so gebe ich dir den guten Rath, den Zipfel meines Mantels zu fassen, ihn nicht loszulassen und genau hinter mir drein zu gehen. — So! hast du gefaßt? — Nun halte dich recht fest."

Damit ging die Gestalt zwischen den weit genug offenstehenden Thürflügeln durch, trat unter einen ganz finsteren Thorweg, und von da kamen Beide in einen ziemlich großen Hof, von so riesenhaften Hauswänden gebildet, daß man hier kaum die Hand vor den Augen sah und nur die seltsam gezackten Giebel und Dächer erkennen konnte, wenn man lange genug in den etwas helleren Nachthimmel hinauf blickte.

Der Knabe hielt sich fest an den Mantel, und trotz der kühlen Nachtluft fing er an warm zu werden. Wenn er seine scharfen Augen aufmerksam rechts und links in die Finsterniß hineinbohrte, glaubte er allerlei absonderliche und merkwürdige Gegenstände und Gestalten zu entdecken. Dabei war der Weg so uneben, daß er häufig stolperte und gewiß öfters hingefallen wäre, wenn er den Mantelzipfel losgelassen hätte.

Jetzt erreichten sie das Ende des Hofes, traten durch eine Thür, und dann ging es eine schlüpfrige Wendeltreppe hinan. Gottschalk wagte auch hier nicht, den Mantel loszulassen; denn wenn auch das Treppenhaus ein paar kleine Fenster hatte, so war doch die Nacht zu

dunkel, um irgend etwas erkennen zu lassen. Glücklicher Weise für ihn war nun nach kurzer Zeit das Ziel der Wanderung erreicht; denn der Muth des kleinen Knaben fing an, wankend zu werden, und ein gewisses Schlucken, das ihn unwillkürlich ankam, war ein sicherer Vorbote von Thränen.

„So!" sagte der Mann im Mantel, „da wären wir. Jetzt noch ein paar Schritte ins Zimmer hinein, und dann bleibe ruhig stehen, bis ich Licht gemacht habe."

Es ist nun ein ganz eigenthümliches Gefühl, im Dunkeln in eine fremde Umgebung zu kommen und dieselbe bei aufflammendem Lichte auf einmal zu übersehen. Der kleine Knabe machte es, wie es vielleicht mancher Erwachsene gemacht haben würde: er schloß fest die Augen, und erst als er an einem röthlichen Scheine vor denselben bemerkte, daß die Finsterniß gewichen sei, blickte er um sich.

Er befand sich in einem ziemlich großen, viereckigen Gemache mit gewölbter Steindecke, die von vier Pfeilern getragen wurde, welche die Ecken des Zimmers bildeten und mit festen Wänden verbunden waren. Drei dieser Wände bestanden aus Mauerwerk, auf dem man Spuren von Tapeten sah, die vierte aber war ein Holzverschlag mit einer kleinen Thür, die in ein Nebenzimmer, das Schlafgemach des Bewohners, führte. Das Ameublement im ersten Zimmer bestand aus einem großen Tische, der in der Mitte stand, mit einem grünen Teppich bedeckt, auf welchem Bücher und Schreibmaterialien lagen. In der einen Ecke befand sich ein Kleiderkasten mit einem Paar Stiefel, und der Eingangsthür gegenüber war ein großer altmodischer Kamin, der aber des theuren Brennmaterials wegen nicht mehr gebraucht zu werden schien; vielmehr hatte man einen eisernen Ofen vor ihn hingestellt, dessen Rohr in den Kamin hineinführte. Ueber demselben hing ein altes Bild, welches die Aufmerksamkeit des Knaben mehr als alles Uebrige in Anspruch nahm. Es war das Brustbild der lebensgroßen Figur eines Mannes in malerischem Kostüme früherer Zeiten, seidenem Mantel und großer Halskrause, über welche ein langes schmales Ge-

sicht fast drohend herab blickte. Das Gesicht hatte große glänzende Augen, eine bleiche Farbe und einen schwarzen Schnurr- und Knebelbart, die Spitzen des ersteren waren scharf aufwärts gedreht. Das Bild war umgeben von einem geschnitzten Holzrahmen, dessen Vergoldung verblichen und abgenutzt war und jetzt statt Glanz nur noch rothe Flecken zeigte.

Was eigentlich die Aufmerksamkeit des Knaben so besonders auf das Bild wandte, war die auffallende Aehnlichkeit desselben mit dem Mann im Mantel, der ihn hieher geführt. Gab man diesem die sonderbaren Gewänder und die Halskrause, so hätte man darauf schwören können, er habe dem Maler zu jenem Bilde gesessen. Doch sah man bei näherem Betrachten auch sonst noch einen kleinen Unterschied. Das Bild blickte starr, finster, unbeugsam, wogegen der Mann im Mantel, der diesen indessen abgelegt hatte, trotz aufwärts gekehrtem Schnurrbart, trotz dem hageren Gesichte mit den glänzenden Augen, etwas sehr Freundliches, ja, Gutmüthiges in seinen Mienen hatte; besonders jetzt, als er auf den kleinen, fröstelnden Buben zutrat, ihm sanft über das Haar strich, weniger um dies zu thun, als um seinen Kopf in die Höhe zu heben und ihm bequemer in das gute, kindliche Gesicht sehen zu können. Mit dem, was er gesehen, schien er auch vollkommen zufrieden; denn er schritt alsdann eilig nach dem Ofen, warf einige Stücke Holz in die glühenden Kohlen und ging eilig in sein Schlafzimmer, von wo er gleich darauf mit einem langen Pelzrocke zurück kam.

„So, mein kleiner Mann,“ sagte er; „jetzt ist es vor allen Dingen sehr nothwendig, daß du dich ausziehest, damit wir sehen, wie tief der fatale Regen durch deine Umhüllung gedrungen ist.

Damit hatte er ihn an den Ofen geführt, und nachdem der Bube sein Jäckchen aufgeknöpft, fuhr er kopfschüttelnd fort:

„Mir scheint, der Regen ist so weit gedrungen, bis ihm die Natur selbst Halt gebot. Nun, das geht in einem hin, du bist ein verständiger Knabe, das seh' ich dir schon an, und während ich im

Nebenzimmer meine Stiefel ausziehe, legst du Hosen, Schuhe, kurz, alles von dir, was naß ist. Hier hast du ein Hemd, und damit kannst du sehen, wie du zurecht kommst."

Der lange Mann ging ins Nebenzimmer, und Gottschalk, ehe er begann, dessen Rath zu befolgen, sah noch einmal aufmerksam im Zimmer umher, vor allen Dingen auf den finsteren Mann über dem Kamin, der ihn forschend anblickte; dann, da es ihn sehr stark zu frieren anfing, zog er seine Schuhe aus, hierauf die sehr kurzen Höschen, dann auch das Hemd, und begann einen Eingang in das Gewand gleichen Namens zu suchen, welches ihm der lange Mann hingereicht. Erst nach ziemlicher Mühe gelang ihm das, und als er so mit dem übergroßen Hemde bekleidet war, gewährte er einen wahrhaft komischen Anblick.

Das mochte auch der Fremde denken, der nun ins Zimmer trat, denn er machte ein außerordentlich freundliches Gesicht, ja, lächelte ein wenig, als er einen der großen Lehnstühle näher an den Ofen schob, dem Knaben in den Pelzmantel hineinhalf und ihn dann niedersitzen ließ. Der Stuhl war so lang, daß die Füße des kleinen Buben noch vollkommen Platz auf dem Sitze hatten. Der Mann schlug den Pelzmantel um ihn herum und von unten wieder zurück bis über die Kniee, und so dauerte es denn gar nicht lange, bis eine behagliche Wärme den Körper des Knaben durchströmte.

Das frische Kindergesicht mit den großen braunen Augen schaute gar komisch aus dem alten Pelze hervor, und als Gottschalk sah, wie der fremde Mann, der neben ihm am Kamine stand und sich mit einer blechernen Kaffeemaschine zu schaffen machte, ihn zuweilen so liebreich anblickte, da lächelte auch er aus vollem Herzen und recht vergnügt; und so gaben die Drei, nämlich der lange Mann, der rundbackige lachende Knabe im Pelzrock und der ernste Kopf über dem Kamin ein gar hübsches Bild.

Was der Erstere indessen in seiner Kaffeemaschine zubereitete, roch so appetitlich, daß der Knabe zuweilen den Kopf dorthin wandte,

um von dem Duft etwas einzusaugen. Jetzt wurde dieser dampfende Inhalt des Blechgefäßes in zwei Gläser gegossen, von denen der Fremde eines auf das Kamingesims setzte, das andere aber dem Buben in die Hand gab mit der Ermahnung, es auszutrinken, so lange es noch recht warm sei, — ein Rath, den dieser auch alsbald befolgte, und worauf er dann fühlte, wie eine unendlich behagliche, ja, wohlthuende Wärme seinen Körper durchströmte.

„So!“ sagte der lange Mann, nachdem er aus dem andern Glase einen ebenfalls tüchtigen Zug gethan, dann mit den Lippen geschmatzt und sich den Schnurrbart abgewischt hatte, „das wird wohlthuend von innen heraus wirken, während der Pelz von außen hinein wärmt.“

Bei diesen Worten zog er den andern Lehnstuhl an den Ofen, ließ sich darauf nieder und streckte die Beine so weit von sich, daß der Knabe dieser Bewegung mit einigem Schrecken folgte und schon glaubte, wenn das mit dem Ausstrecken noch eine Zeit lang so fortginge, so müßten die Füße des Mannes unbedingt die gegenüberliegende Wand erreichen. Sie hielten aber noch zu rechter Zeit an, und das beruhigte den Knaben wieder.

Der Mann hatte ihn einige Minuten lang forschend betrachtet, während er seinen rechten Arm auf die Lehne stützte und den Kopf darauf niedersinken ließ.

„Also du hast das Bübchen herumtragen müssen?“ fragte er nach einer Pause. „Und wie alt ist denn das Bübchen?“

„Es wird im nächsten Sommer zwei Jahre alt,“ erwiderte der Knabe, „und wenn man ihm einen Finger fest hinreicht, oder in den Hundeleitriemen einhängt, so macht es auch schon Versuche, allein herumzugehen. Aber das geht noch nicht recht, und es purzelt gleich hin.“

„Und trägst du oft das kleine Bübchen herum?“ forschte der Andere weiter.

„Wenn mich der Meister zuweilen um sieben Uhr gehen läßt, und ich komme nach Haus, so ist die Mutter froh darum; denn wäh-

rend ich das Bübchen herumtrage oder mit ihm spiele, hat sie bessere Zeit, für die andern Kinder das Nachtessen zu besorgen, weil Judica meistens spät von der Nähterei heimkommt."

„Das ist wohl deine Schwester?" fragte der lange Mann. „Ein sonderbarer Name, Judica!"

„Freilich ist es meine Schwester," lachte der Knabe, „und den Namen hat der Vater erfunden; es hat aber auch Zank zwischen ihm und der Mutter, sogar einen kleinen Wortwechsel mit dem Herrn Pfarrer gegeben; denn auch den andern Kindern hat er so komische Namen beigelegt."

„Und wie heißt du denn?"

„Eigentlich heiße ich Gottschalk; aber getauft bin ich Gottschalk Oculi; die Mutter ruft mich mit dem Namen Gottschalk, der Vater aber mit dem andern; doch die Mutter kann das nicht recht leiden, denn sie behauptet, Oculi sei nichts Besseres, als ein Hundename."

„So seid ihr wohl euer vier Kinder?" bemerkte der lange Mann nach einer kleinen Pause.

„Ja, wohl, Herr."

„Und das dritte ist ein Mädchen?"

„Ja, wohl, Herr."

„Wahrscheinlich mit dem Beinamen Lätare?" bemerkte der lange Mann lachend.

„Woher wißt Ihr das, Herr?"

„O, ich kann es mir denken. Und das Bübchen heißt Palmarum."

„Ja, Herr, Franz Palmarum."

„Und wie heißt ihr alle mit einander? Das heißt, wie ist euer Familienname?"

„Ich heiße Gottschalk Brenner, und so heißen auch die andern," sprach das Kind. „Der Vater ist der herrschaftliche Jäger Brenner und dient beim Freiherrn von Breda. Ein recht braver Herr, und wenn er mir auf der Gasse begegnet und er kennt mich, was zuweilen vorkommt, so schenkt er mir einen Groschen."

„Und wie ging es denn zu," fragte der lange Mann nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „daß du zu Meister Schwörer in die Lehre gekommen bist? Hattest du Lust, ein Schneider zu werden?"

„So eigentlich nicht, Herr," meinte der Knabe, „ich wäre auch lieber ein Jäger geworden; aber die Mutter hat es durchgesetzt, denn sie sagte, Handwerk habe einen goldenen Boden; all' das Andere sei nichts Solides, nicht die Jägerei und nicht die Künstlerei und auch nicht die Schreiberei."

„Daran ist etwas Wahres," sagte nachdenkend der Mann, „aber du hättest ja Schlosser werden können, oder Schreiner oder dergleichen. Warum auch gerade Schneider?"

„Der Meister Schwörer war dazumal mit meinem Vater gut Freund, kam häufig ins Haus und konnte nicht genug loben, wie schön es sei, wenn man ein Schneider werde. Das sei ein lustiges und angenehmes Handwerk, sagte er, da säße man den ganzen Tag mit andern jungen Leuten auf dem Tische der Werkstatt und hätte Zeit, einander allerlei zu erzählen und lustige Lieder zu singen. Arbeit sei das Geschäft eigentlich gar nicht zu nennen; denn so einen Stich zu machen, das gehe leicht von der Hand und sei dabei eine sehr gesunde Beschäftigung. Der Vater meinte freilich wie Ihr, Herr, ein Schneider sei doch eigentlich nichts Rechtes; aber das nahm Meister Schwörer recht übel und erzählte, was für merkwürdige Leute aus dem Schneiderstand hervorgegangen seien. Ich weiß nicht mehr recht, vornehme Handelsherren, ja Künstler und Tänzer. Auch seien Schneider bedeutende Personen in der Stadt; denn bei jedem tüchtigen Krawall, wo's auf viel Lärmen und große Reden ankäme, gäben sie häufig den Ausschlag."

„Aber was die Freundschaft zwischen Meister Schwörer und deinem Vater anbelangt, so scheint sie jetzt nicht mehr sehr stark zu sein; denn heute Abend am Fenster habe ich allerlei Worte vernommen. Ist's nicht so?"

„Ja wohl, Herr," sagte der Knabe nach einer Pause schüchtern;

„dafür, daß mich der Meister in die Lehre nahm, verschaffte ihm mein Vater die Livree des Herrn Barons; doch dauerte das nicht lange. Denn schon nach einiger Zeit beschwerten sich alle Bedienten, sie hätten noch kein so schlechtes Tuch an ihren Röcken gehabt und noch nie so leichtsinnig genäht."

„Aber der Meister Schwörer ist ein frommer Mann?"

„Ja, Herr, er sagt es, geht auch viel in die Kirche und hält wöchentlich ein paar Mal Betstunde im Hause, was aber die Meisterin nicht leiden kann; denn sie meint, dabei käme nichts heraus."

„So sagt sie?"

„Ja, ich habe es oft gehört. Früher, wo die Gesellen lustige Lieder gesungen hätten, da seien die Nadeln nur so geflogen und die Stiche gleichförmig und fest geworden: jetzt aber, wo der Meister, sowie auch der Altgesell das Singen nicht leiden könnten und statt des Liederbuches allerlei fromme Büchlein in die Werkstatt gebracht hätten, da ginge es faul und langsam zu, daß sich Gott erbarm'!"

Während der Knabe dies sprach, hatte ihm der Fremde aufmerksam zugehört und ihm dabei forschend in die Augen geblickt; ja, als nun der Kleine geendigt, erhob sich der Andere von seinem Stuhle und legte sanft seine Hand auf den Kopf desselben.

„Du hast eine sehr heiße Stirn," bemerkte der Mann nach einer Pause; „fühlst du dich auch recht wohl?"

„Es ist mir sehr warm," erwiderte das Kind; „auch trocken im Munde; und wenn ich etwas Wasser trinken könnte, wäre es mir sehr angenehm."

„Du bist doch zu lange im Regen gewesen!" meinte besorgt der Fremde. Und damit faßte er seinen Arm und fühlte nach dem Puls. „Ein bißchen Fieber!" murmelte er „und fliegende Röthe im Gesicht; wird aber morgen schon besser sein. Zum Ueberfluß will ich dir etwas Kamillenthee machen. Das schmeckt freilich nicht besonders, ist aber gesund."

Der Knabe fühlte ebenfalls wohl, daß es ihm nicht so wie sonst

zu Muthe sei. Es lag schwer auf seinen Augenlidern; er mußte sie oft unwillkürlich schließen, und zuweilen fühlte er ein Frösteln in seinem ganzen Körper, welches aber gleich darauf wieder von einer starken Hitze verdrängt wurde. Trotzdem aber fühlte er sich gar nicht unbehaglich in dem Lehnstuhle und vermißte durchaus nicht sein Lager unter dem Dache im Hause des Meisters Schwörer; selbst nicht, wenn er an die Schlittendecke dachte, auf welche er sich für die heutige Nacht recht gefreut hatte. Eigentlich mußte er sich über sich selbst wundern, daß es ihm hier in dem seltsamen, so eigenthümlich gewölbten Zimmer bei dem fremden Manne nicht unheimlich war. Obgleich dieser so ruhig und feierlich sprach, obgleich er die unbedeutendsten Dinge, wie z. B. jetzt das Ausspülen des Blechgefäßes mit so großem Ernste, und ohne ein Wort zu sprechen, that, so hatte dagegen wieder das ganze Benehmen des langen Mannes gegen ihn, sowie dessen Gesichtsausdruck und Blick so etwas Zuthunliches und Angenehmes, daß der kleine Knabe ohne Scheu vor dem ihm doch so fremden Wesen die Augen schloß und sich dabei freute, so oft er die langsamen Schritte des Mannes hörte, wenn derselbe vom Ofen nach dem Schlafzimmer ging oder zurückkehrte. Auch mochte er dabei eingeschlummert sein; wenigstens kam es ihm so vor, als sei eine lange, lange Zeit vergangen, wie er nun auf einmal fühlte, daß Jemand leise seine Stirn berührte.

Der Knabe schlug die Augen auf und sah den langen Mann mit einer Tasse dampfenden Thee's vor sich stehen; doch fühlte er sich so matt, daß es ihm schon recht angenehm war, wie ihn jener langsam aufrichtete, dann die Tasse an seinen Mund brachte, so daß er nur zu schlucken brauchte, um etwas von dem warmen, gerade nicht so unangenehm schmeckenden Getränk zu erhalten. — Als Gottschalk nach und nach die Tasse geleert, lehnte ihn der lange Mann wieder sanft in den Stuhl zurück, rückte den andern unten an seine Füße, so daß beide zusammen ein förmliches Bett bildeten, schob ihm ein Kissen unter den Kopf und schlug alsdann den großen Pelzrock wieder sorgfältig um ihn her.

Der Knabe schlummerte fast augenblicklich wieder ein, schlief aber nicht so ruhig, wie er sonst zu thun pflegte. Seltsame Gestalten zogen an ihm vorüber, und dabei glaubte er bald in einem großen Feuer zu liegen, aus welchem jene Gestalten aufstiegen und ihn unheimlich anstierten; dann war es ihm wieder, als befände er sich in kalter Nacht auf der Straße; es regnete heftig in Einem fort, und wo die Tropfen seinen Körper berührten, da war es gerade, als stäche ihn Jemand mit Nadeln; viel Wasser, unendlich viel Wasser stürzte vom Himmel hernieder, so viel, daß es nirgends mehr abfließen konnte und zu seinen Füßen immer höher emporstieg. Dabei stand er gerade an der Straßenecke dicht bei dem Hause, wo seine Eltern wohnten, an der wohlbekannten Ecke, wo sich in einer Nische der heilige Christoph befindet. Und der stieg herunter, wuchs zusehens in die Höhe und sah nun gerade aus, wie der lange Mann, dem er heute Abends durch die Straßen gefolgt war. In heftiger Angst hängte er sich an seinen Mantel; das Wasser wuchs immer höher, so daß er in der Todesangst zu beten anfing; und als er das recht inbrünstig und warm gethan, blieb der lange Mann stehen, blickte recht freundlich auf ihn hernieder, hob ihn auf seine Schultern und trug ihn fort durch das brausende Wasser — — darauf fühlte er wohl, wie er warm und behaglich im großen Lehnstuhle lag. Ueber ihm war die gewölbte Decke, neben ihm der Ofen und der Kamin, und über dem letzteren das große Bild, vor dem er sich aber nicht im Geringsten mehr fürchtete, selbst nicht, als dasselbe jetzt höchst sonderbarer Weise lebendig wurde und langsam aus seinem Rahmen herabstieg.

Ja, es stieg herab und stellte sich neben ihn. Es war dasselbe Gesicht, nur freundlicher anzusehen; auch hatte es statt des bunten Gewandes eine weiße Jacke an und eine spitze Nachtmütze auf dem Kopfe. Auch war der Schnurrbart nicht mehr so drohend in die Höhe gekehrt. — Wie hätte er sich noch fürchten können! das Bild

war ja so gutmüthig um ihn besorgt. Jetzt legte es ihm die Hand auf die Stirn; jetzt deckte es ihn wieder sorgfältig mit dem Pelzmantel zu, der auf einer Seite herabgerutscht war; ja, jetzt warf es sogar neues Holz in die verglimmenden Kohlen des Ofens. Und nachdem alles das geschehen war, schwebte es langsam hinweg, und als der Knabe in die Höhe blickte, stand es wieder wie vorher in dem blauen Holzrahmen und sah starr vor sich hin, als wenn gar nichts geschehen wäre und als ob es durchaus keine Berechtigung hätte, den innigen Dank des Knaben anzunehmen.

Drittes Kapitel.

Der Armenarzt.

Gegen Morgen hatten sich die Träume des Knaben in ihrer Lebhaftigkeit und ihrem verworrenen Wesen sehr vermindert. Seine Phantasie hatte wieder den Bergpaß des Fiebers durchklettert, wo ihn schwindelnde schmale Stege in den Abgrund zu führen schienen, ja, wo sein Fuß an entsetzlich glatten Felswänden ausglitt und er hinabstürzte tief, tief, an die tausend Fuß, um unten mit einem schmerzlichen Gestöhn in siedendes Wasser zu fallen, das aber seinen Sturz schwächte und ihn vor dem Zerschmettern bewahrte. Allmälig wurde jedoch diese Wildniß, die er mühsam durchkeuchte, sanfter, die Felsen verloren ihre schroffen Formen, die Wege nahmen bei jedem Schritt in der Breite zu, kühlende Wasser murmelten neben ihnen her und fielen, geschwätzig erzählend, mit dem Wege langsam ins Thal.

Dieses Thal war reizend und schön; der wilde Gebirgszug, den er eben verlassen, hatte es gebildet und umschloß die mit blumigen Wiesen bedeckte Ebene im Halbkreis auf der einen Seite, so sie vor Sturm und Wetter schützend. Da hinab schwebte er; gehen konnte man es nicht nennen, denn er fühlte keine Bewegung, keine Ermüdung; ihm war so wohl und leicht zu Muth. Als er aber die Ebene betreten wollte, sah er unter dem Gebüsch am Fuße des Berges ein so

trauliches Plätzchen, daß er nicht widerstehen konnte, sich dort niederzulassen.

Ach, er ruhte so sanft, daß es ihm schien, als wiege sich die Moosbank unter ihm! Die Schlingpflanzen, die vor dem Sitze herabhingen, bildeten ein ordentliches Gitter, durch welches er in die unbegrenzte Ebene hinaus sah. Diese schien völlig menschenleer zu sein, doch nur im ersten Augenblicke. Gleich darauf sah er aus einer Schlucht der gegenüberliegenden Gebirge zwei Reiter hervorkommen, die sich ihm mit unbegreiflicher Geschwindigkeit näherten. Je mehr er sich den vordersten der Reiter ansah, desto weniger konnte er zweifeln, es sei das Bild über dem Kamine, das sich jetzt zur Abwechslung in den Sattel geschwungen, einen Schild und eine lange Lanze in der Hand hielt und ihm einen Besuch machen wollte. Ja, es konnte nicht anders sein, es war das Bild; denn er erkannte jetzt ganz deutlich das lange Gesicht und den wohlgedrehten Schnurrbart und die ernsten, fast erstaunten Augen. — Doch, o Wunder! der zweite Reiter neben dem ersten, den er nur auf Augenblicke sehen konnte, wenn der andere mit dem Pferde eine kleine Wendung machte, das war er selber — Gottschalk, wie er leibte und lebte! — So etwas war doch unerhört. Seine Freude, sich selbst zu Pferd zu sehen, war aber auch so erstaunlich, daß er darüber eine allzu heftige Bewegung machte und — erwachte.

Verschwunden war die Ebene mit den beiden Reitern; er befand sich in einem ganz fremden Zimmer, und wie er verwundert um sich blickte, mußte er sich sehr zusammennehmen, um nach und nach alles wieder in sein Gedächtniß zurückzurufen, was seit gestern Abend mit ihm vorgegangen. Richtig, da war die gewölbte Decke, da war der Ofen mit dem Kamin, und da war auch das auffallende Bild über dem letzteren. Natürlicher Weise fehlte auch der lange Mann nicht, der ihn gestern hieher gebracht und der nun freundlich lächelnd vor ihm stand.

„Das heiße ich einmal zum Beschluß gut und fest geschlafen!“

sagte dieser, wobei er ihm half, den Pelzmantel von sich zu streifen, in welchen der Knabe ziemlich tief hineingesunken war. Darauf legte ihm der lange Mann die Hand auf die Stirn und fragte nach einer Pause: „Wie befindest du dich?“

„Es ist mir recht ordentlich,“ erwiderte Gottschalk; „nur drückt es mich ein wenig auf den Kopf, und wenn ich mich aufrichte und vom Stuhl hinab will, so fühle ich wohl, daß mir das nicht so leicht wird, als wenn ich sonst des Morgens vom Bette steige.“

Bei diesen Worten war er wirklich aus dem Lehnstuhl geklettert und stand nun neben demselben, an dem schon wieder sanft erwärmten Ofen. Doch schien der Knabe in der That nicht so fest auf seinen Füßen zu stehen wie sonst wohl; denn er hielt sich mit der Hand an der Stuhllehne, und daß er das nicht ohne Ursache that, zeigte ein eigenthümliches Lächeln auf seinem heute recht blassen Gesichte. Auch blieb er nicht lange neben dem Stuhle stehen, sondern ließ sich wieder auf den Sitz nieder, worauf der lange Mann die eine Seite des Pelzmantels aufs Neue über ihn her deckte.

„Da bleib nur ruhig sitzen,“ sagte er, „während ich dir wieder etwas Thee koche. — Hast du auch Appetit?“

Gottschalk schüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Nicht besonders.“

„Das kann ich mir wohl denken,“ versetzte der Andere; „und da du gestern Abend gewiß sehr schwach soupirt hast, so steckt immer noch einiges Unwohlsein in dir, das wir aber mit der Hülfe Gottes und San Jago's, sowie unter Mitwirkung unseres Doktors aus dir herauszutreiben hoffen. — Da schau,“ fuhr er nach einer Pause fort, „hier sind deine sämmtlichen Kleidungsstücke. Was damit geschehen konnte, ist geschehen; wenigstens sind sie trocken und warm, und es wird dir immerhin behaglicher erscheinen, in ihnen zu stecken, als in meinem weiten Pelzrock, der ja ein wahres Labyrinth für dich ist. Während ich dir also einen Thee besorge, zieh dich an, und dann wollen wir weiter sehen.“

Der Knabe nahm dankend die Kleider, welche er gestern Abend triefend vor Nässe abgelegt und die der lange Mann jetzt in der That warm und trocken ihm überreichte. Seine Toilette brauchte nicht viel Zeit, und als sie beendigt war, kauerte er sich in dem Lehnstuhl zusammen und blickte aufmerksam nach dem langen Manne hinüber. Wenn er auch eigentlich keine Furcht vor ihm hatte, so war doch etwas in dem abgemessenen, wir möchten sagen: steifen Wesen desselben, was dem Knaben nicht ganz heimlich erschien, und wenn auch die thörichte Furcht verschwunden war, die ihn gestern Abend einige Mal erfaßte, während er an dem Mantel hängend durch Dick und Dünn, durch Koth und Wasserlachen trabte, so dachte er doch auch jetzt noch zuweilen an Seelen-Verkäufer, an blutgierige Menschen-Händler, sowie an jenen schrecklichen Kerl, von dem die Großmutter zuweilen erzählt, daß er kleine Buben an sich gelockt, sie fett gemacht und dann zu Pastetenfleisch zerhackt. Daß er nicht mager war, mußte sich Gottschalk eingestehen, und wenn also der lange Mann wirklich so mörderische Absichten hatte, so brauchte er mit dem Mästen nicht so viel Zeit zu verlieren, und er, der unglückliche Knabe, konnte alsdann schon in den nächsten Tagen wohl farcirt und eingemacht die Tafel irgend eines Leckermaules zieren. — Doch nein, so sah der lange Mann nicht aus; aber ein seltsames Wesen hatte er an sich, das mußte er sich schon eingestehen. — Da ging er im Zimmer umher, jetzt das Blechgefäß spülend, dann Wasser hineingießend, und that dies alles mit so ernster und feierlicher Miene, daß man hätte glauben können, es handle sich um die wichtigste Lebens-Angelegenheit. Während er den kleinen Theekessel aus dem Schlafzimmer an den Ofen brachte, ging er mit hocherhobenem Kopfe, das kurzgeschnittene Haar fast drohend in die Höhe gestrichen, die Spitzen des Schnurrbarts scharf aufwärts gekehrt. Bekleidet war der lange Mann heute Morgen mit untadelhaften Beinkleidern von dunkler Farbe, welche indeß etwas zu straff angespannt waren, unten von den ledernen Stegen, oben von den Hosenträgern, und die ihm sehr wenig Bewegung zu gestatten

schienen. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er bei dem Gehen keinen Versuch machte, die Kniee zu biegen, sondern beständig mit steif vorgestreckten Füßen marschirte. Statt des Rocks trug der Mann eine Jacke von grauem Baumwollen-Sammt, welche ihm bis über die Hüften reichte.

In kurzer Zeit hatte er den Thee zubereitet, goß davon eine Tasse für den Knaben voll und für sich eine andere. Die seinige nahm er stehend zu sich, und als er damit zu Ende war, sagte er:

„So, mein kleiner Mann, da steht deine Portion, — Zucker hab' ich hineingethan — welche du nun ganz nach deinem Belieben in kleinen Schlücken zu dir nehmen kannst. Dabei rathe ich dir an, in dem Zimmer auf und ab zu spazieren, denn ich halte ein wenig Bewegung in deinem Zustande für sehr gesund. Ob derselbe sonst noch irgend etwas verlangt, darüber will ich sogleich einen vortrefflichen Arzt zu Rathe ziehen, der im gleichen Hause mit mir wohnt und dir, im Fall er es für nöthig hält, gewiß einen Besuch schenken wird. Sollte in der kurzen Zeit, während ich abwesend bin, an die Thür geklopft werden, so kannst du dreist: Herein! rufen; es wird Niemand kommen, als vielleicht der Tiger, der jeden Morgen erscheint, um mein Bett zu machen. Unter der Benennung Tiger" — fuhr der lange Mann fort, wobei die schwache Idee eines Lächelns über seine Züge flog, als er das Erstaunen des Knaben bemerkte — „brauchst du dir durchaus kein reißendes Thier vorzustellen. Der Tiger ist die alte Magd aus dem Hause drunten und hat diese Benennung einem eigenthümlichen Umstande zu verdanken."

Bei diesen Worten hatte der lange Mann seinen Mantel umgenommen, den rothbraunen spitzigen Hut aufgesetzt und seinen großen Stock von gestern Abend in die Hand genommen, der sich heute, bei Tage, als ein überaus langes, spanisches Rohr erwies. Hierauf nickte er dem Knaben leicht mit dem Kopfe zu und ging mit stolzen, abgemessenen Schritten, den Stock beständig weit von sich ab auf den Boden setzend, zur Thür hinaus.

Dieser gravitätische Gang des langen Mannes war durchaus nicht auf Zuschauer berechnet, vielmehr der Ausfluß seiner innersten Gefühle; denn wie er so den dunklen Corridor hinabwandelte, wo ihn Niemand anstaunen konnte, als höchstens einige Spinnen an der Decke, oder ein paar ängstliche Mäuse auf dem Fußboden, setzte er seine Füße wo möglich noch stärker auswärts, erhob den Kopf so weit als thunlich war, und während er in der einen Hand das spanische Rohr mit einer unnachahmlichen Würde führte, hatte er die andere in die Seite gestemmt, wodurch sein Arm einen Winkel bildete, über welchen der Mantel in malerischen Falten herabhing.

Das Haus, in welchem wir uns gerade befinden, ist eines von jenen Gebäuden, in alten, guten Zeiten aufgeführt, wo man die Menschen mit ihren Bedürfnissen noch nicht so zusammenschachtelte, wie die bekannten Elfenbein-Figuren und Geräthschaften in der Nuß, bei deren Anblick man erstaunt, wie sie alle in dem winzigen Raume Platz haben. Hier waren weite Treppen, lange Corridore, ansehnliche Vestibüle, eine wahre Verschwendung von Platz selbst bis zu den unnennbaren Gemächern hinab, von denen heut zu Tage ein umsichtiger Hauswirth unbedingt ein Kabinetchen oder ein Bedientenzimmer abschneiden würde. Die Thüren hatten eine ansehnliche Höhe und Breite, und die Schlösser, Griffe und Riegel waren mit angenehm und gut greifbaren Knöpfen, die sich breit machten und trotzig zu sagen schienen: Wir sind auch da! so eingerichtet, daß man sie gern in die Hand nahm und sich nicht, wie bei unseren jetzigen Beschlägen, in Acht zu nehmen brauchte, sich an einer der scharfen Kanten zu schneiden, oder sich gar mit dem Finger in einen unbemerkten Spalt zu verirren.

Obgleich das Haus sehr groß und weitläufig war, so bemerkte man doch auf dem Wege, wo der lange Mann wandelte, wenig Leben, was wohl daher kommen mochte, daß die meisten der hier Wohnenden bereits außer dem Hause zur Arbeit gegangen waren. Der würdige Herr hatte jetzt den anderen Theil des Gebäudes erreicht und begann

eine Treppe hinaufzusteigen, die in den oberen Stock führte. Hier sah es ziemlich verwahrlost aus; die Decke hing voll von Spinnweben, die Fensterscheiben, welche das Treppenhaus erhellten, schillerten, trübe angelaufen, in den Farben des Regenbogens. Die Stufen der Treppe waren von Holz und krachten nicht nur bei jedem Schritte, sondern unter dem gewichtigen Fußtritt des großen Herrn flog auch der Staub aus verschiedenen Fugen unter den sich biegenden Brettern in die Höhe. Ohne sich daran im Geringsten zu kehren, ohne deßhalb auch nur eine Miene zu verziehen, stieg der lange Mann die Treppe hinauf und wandte sich oben links zu einer Thür, auf der ein Papier angeheftet war, welches die Worte zeigte: „Armenarzt Dr. Flecker, praktischer Arzt und Geburtshelfer. Sprechstunde Nachmittags von 2 bis 4 Uhr, behandelt alle Bedürftigen unentgeltlich.“ Man hätte übrigens eher glauben können, daß man vor der Thür eines Thierbändigers oder, genauer ausgedrückt, eines Hunde-Dressirers stehe; denn innen im Zimmer klangen die heulenden Stimmen einiger der letztbenannten Thiere in so kläglichen Tönen, daß man nicht im Zweifel zu sein brauchte, ob Freude oder Schmerz ihnen dieselben auspreßte.

Der lange Mann klopfte bescheiden an die Thür — ein Mal; es erfolgte keine Antwort; zwei Mal. Eben so wenig. Endlich zum dritten Male erscholl ein donnerndes Herein! daß die Hunde, wahrscheinlich das Schrecklichste fürchtend, indem sie den lauten Ruf auf sich bezogen, mit einem Male verstummten.

Es war ein ziemlich großes Gemach, welches der Anklopfende nun langsam betrat. Ob und in welcher Farbe es tapezirt war, konnte man im ersten Augenblicke nicht unterscheiden, ebenso wenig wie die Beschaffenheit der Möbel; denn an den Wänden umher und unter der Decke wälzten sich so dichte Tabakswolken, daß der Blick davon geblendet wurde und der Eintretende sogar einige Sekunden Zeit brauchte, bis er die Gestalt des Zimmerbewohners gehörig ins Auge fassen konnte. Dieser war ein magerer, außerordentlich kleiner

Mann in vorgerücktem Alter, mit einer so hohen Stirn, daß man dieselbe mit weniger Wohlwollen den fortgesetzten Anfang eines Kahlkopfes hätte nennen können, eines Kahlkopfes, den die borstig emporgekämmten Haare des Hinterhauptes mit einem wahren Entsetzen zu betrachten schienen. Dabei trug der Zimmerbewohner einen langen, röthlichen, ziemlich schmierigen Schlafrock, in der rechten Hand eine lange Pfeife, aus der er furchtbar qualmte, und unter dem linken Arm eine zusammengewickelte Hundepeitsche.

Als der Andere auf das übermäßig laute Herein! in die Thür trat und erstaunt an derselben stehen blieb, war vorderhand die einzige Notiz, welche der Mann im Schlafrocke von seinem Besuche zu nehmen schien, daß er ihm mit lauten Worten mehr zuschrie, als er rief: „Aber, mein lieber Herr, Sie werden mir erlauben, daß ich den Wunsch ausspreche, meine Zimmerthür geschlossen zu halten, indem Sie unmöglich von mir verlangen können, daß ich Corridor und Treppen heize. Das werden Sie mir zugeben und in der Ordnung finden."

Während er dies aber sagte, schritt er, wie es schien, in ziemlich großer Bewegung im Gemache auf und ab, wobei er wilde Blicke um sich herwarf. Mit einem leichten Lächeln schloß der Andere die Thür, und als er hustend und schnüffelnd näher trat, konnte er sich der Worte nicht enthalten: „Nehmen Sie mir's nicht übel, verehrter Herr Doktor, aber ein bischen frische Luft könnte Ihrem Zimmer durchaus nichts schaden."

„Frische Luft!" rief der Andere mit einem Ausdrucke des Erstaunens, wobei er so plötzlich herumfuhr und dann stehen blieb, daß der lange Schlafrock in malerischen Falten emporwallte und die Fußbekleidung des Doktors, große Filzpantoffeln, zeigte. „Frische Luft!" wiederholte er mit einem herausfordernden Ausdruck, „daran fehlt's doch meinem Zimmer in der That nicht."

„Aber Tabaksdampf — unendlich viel Tabaksdampf — gewiß schädlich für die Constitution."

„Viel Tabaksdampf? — schädlich für die Constitution?“ entgegnete der Mann im Schlafrocke in einem außerordentlich lauten Tone. „Und das sagen Sie mir in meinem eigenen Zimmer? — Erlauben Sie mir, mein lieber Herr,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen in einem etwas geringschätzigen Tone fort, „erlauben Sie mir, daß ich die Luft, welche meiner Constitution zusagt, am besten selbst zu beurtheilen verstehe. Auch werden Sie mir zugeben, daß, wer wie ich sich vierzig Jahre lang — denn schon mit zwölf Jahren fing ich an zu rauchen, vergessen Sie das nicht, mein Bester — wem also vierzig Jahre lang, wollte ich sagen, ein solcher Tabaksdampf nicht geschadet, der wird sich wohl erlauben können, ferner darin zu leben und zu athmen. — Item, der Tabaksrauch ist da, Thür und Fenster öffne ich nicht, und Sie werden mir zugeben, verehrter Herr, daß ich für Sie nicht mehr thun kann, als geduldig anzuhören, was Sie mir zu sagen haben.“

Dieses geduldige Anhören des Doktors bestand aber darin, daß er wieder anfing, auf und ab zu laufen, dabei unsäglich qualmte und zuweilen die Hundepeitsche schüttelte, wenn sich unter Sopha oder Bett ein halb unterdrücktes Knurren oder Bellen hören ließ.

„Wenn Ihnen also der Tabaksrauch nichts schadet, so werde ich mir erlauben, denselben zu vermehren, indem ich eine kleine Cigarre anzünde.“

„Thun Sie das, lieber Herr,“ entgegnete der Doktor, ohne in seinem Spaziergang einzuhalten, aber mit einer gefälligen Bewegung der Hand, in der er die Hundepeitsche trug.

Nach erhaltener Erlaubniß zog der Andere eine kleine Papiercigarre aus der Tasche seiner Jacke, grub unter Aschenkegeln, die den äußeren Rand des Ofens umgaben, ein Zündhölzchen hervor und begann ebenfalls zu rauchen. Was er aber im Gegensatze zu des Doktors Pfeife zu leisten vermochte, verhielt sich wie das Summen einer Mücke gegen das Gebrüll eines Ochsen.

„Ich sage Ihnen, bester Nachbar,“ fuhr der Doktor nach einer

Pause, während welcher sich sein Gemüth etwas beruhigt zu haben schien, aber während er noch immer umherrannte, zu sprechen fort, „was solche Hundebestien einem für Spektakel und Verdruß machen, davon haben Sie gar keine Idee. Ich thue in der Dressur mein Möglichstes, ich spare die Hundepeitsche nicht im Geringsten, aber wenn ich Ihnen sage, daß es fast unmöglich ist, in dieses Gezeug einige Ordnung zu bringen, so werden Sie mir hoffentlich glauben. Item, ich wünsche, daß sie sich auf Treppen und Corridor eines reinlichen Betragens befleißigen, und gewähre ihnen zu diesem Zwecke jeden Morgen und Abend eine Stunde Freiheit, und so werden sie mir zugeben, mein lieber Herr, daß ich darin das Uebermögliche gethan. Aber sollten Sie glauben, daß diese Bestien von der erhaltenen Erlaubniß einen mäßigen Gebrauch machen? Gott bewahre! das kommt wieder, wenn es ihnen gerade einfällt, und Sie werden mir zugeben, daß ich mich nicht zum Sklaven meiner Hunde zu machen brauche. Item, da kommt dann die Peitsche dran. Ja, Waldmännchen," drohte er einem unglücklichen Pinscher, der leise jammernd seinen Kopf unter dem Bett hervorstreckte, „du bist der Schlimmste. Aber beruhige dich, wir werden mit dir auch noch fertig, darauf kannst du dich verlassen."

Lächelnd hatte der lange Mann zugehört, und als der Doktor inne hielt, um die Asche in seinem Pfeifenkopfe zusammenzustoßen, sagte er:

„Ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Würden Sie nicht so freundlich sein, auf einen Augenblick zu mir hinabzukommen? wir haben da unten ein Krankes."

„Ein Krankes?" fragte der Doktor, indem er erstaunt stehen blieb, „und warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Ah, lieber Herr, warum ließen Sie uns so lange Zeit verlieren! — Ein Krankes? Da wollen wir gleich hinunter. Muß ich mich anziehen, oder kann ich so mit hinunter kommen? — Eine Person, die sich vor einem Schlafrock scheut — he, alter Freund?" fuhr er mit einem lauernden

und lächelnden Gesichtsausdruck fort, „ja, stille Wasser sind tief, das werden Sie mir zugeben. Item, es ist ein Krankes, Sie haben mich gerufen, und ich kann auch meinen Rock anziehen."

„Das ist ganz und gar nicht nothwendig, bester Doktor; es handelt sich nur um ein Kind."

„Um ein Kind?" rief der Doktor mehr und mehr erstaunt, und trat so dicht an den Anderen heran, als wollte er ihm in die Ohren flüstern; doch hätte er sich bei dessen Länge hierzu eines Stuhls bedienen müssen. „Ein Kind," fuhr der Arzt fort, während er mit dem Kopfe schüttelte und den Mund spitzte wie ein Karpfen. „Ein Kind, das schon da ist, oder? — oh! oh!"

„Es ist schon sehr da, bester Doktor," erwiderte der lange Mann; „es betrifft einen Knaben von vielleicht fünfzehn Jahren, einen kleinen Handwerkslehrling, den ich gestern Abends von der Straße aufgelesen, wo er im strömenden Regen stand, und den sein Meister nicht ins Haus lassen wollte."

„Das ist was Anderes," sagte der Doktor, nachdem er einen Augenblick nachgedacht und, wie es schien, einigermaßen verdrießlich war, daß die Sache nicht schlimmer sei, — „also ein kleiner Taugenichts, und hat so ein bischen Fieber? Sich erkältet? Leibschmerzen? — Item, — ist krank. Nun wir wollen nach ihm sehen. Vorher werden Sie mir aber erlauben, daß ich meine Mütze und meine Brille nehme. Ein Arzt ohne Brille, sage ich Ihnen, lieber Herr, ist nur ein halber Arzt. Sie werden mir zugeben, daß die Brille dem Gesichte etwas Mysteriöses gibt. Man greift an den Puls, man schließt dabei die Augen, und dann funkeln die Brillengläser so gespensterhaft in dem Strahle der Sonne oder des Lichtes; item, das flößt Respekt ein, und bei meinen Patienten," setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „muß ich streng darauf halten, daß sie mich vielleicht für etwas Uebernatürliches ansehen, für ein Wesen, das ihnen helfen kann, aber auch im Stande ist, sie zappeln zu lassen, bis sie schwarz werden; item, für ein grausam geschicktes Wesen."

Ob der Doktor geschickt war, wissen wir noch nicht zu beurtheilen, aber etwas Grausames hatte er durchaus nicht in seinem Aeußern, nicht einmal unter Schwingung der Hundepeitsche, die er nun in die Ecke des Sopha's warf.

Wir sind überzeugt, daß, während er mit dem langen Manne sprach, die Hunde unter Sopha und Bett kein Auge von ihm, oder vielmehr von eben dieser Peitsche, wandten; denn kaum hatte er sich des drohenden Instruments entledigt, so sprangen auch schon zwei Pinscher und zwei Dachshunde, die bisher, mit Ausnahme einer einzigen schwarzen glänzenden Schnauze, vollkommen unsichtbar gewesen waren, unter den verschiedenen Möbeln hervor und tanzten schweifwedelnd um ihren Herrn herum. Dieser hatte indessen Brille und Mütze aufgesetzt, hielt den kleinen Thieren noch eine kräftige Rede, worin er sie mit vielen Items ersuchte, sich ordentlich aufzuführen, und verließ dann hinter dem langen Manne das Zimmer.

Unterwegs erzählte der letztere dem Arzte die einzelnen Umstände, unter welchen er den Knaben angetroffen, sowie das augenscheinliche Erschrecken des Schneiders, als er ihn in seiner langen Gestalt so plötzlich unter dem Fenster gesehen.

„Darauf können Sie sich verlassen, lieber Herr," sagte lachend der Doktor, „daß der fromme Schneidermeister Sie für eine übernatürliche Erscheinung hielt, und wenn dem so ist, so kann es ein Capitalspaß werden. Aber dabei muß man ein bischen fein zu Werke gehen und Umwege gebrauchen, was, ich weiß das ganz genau, Ihre Sache nicht ist. Unterbrechen Sie mich nicht. Es soll gar nichts Unrechtes geschehen. Aber wenn Sie, Verehrtester, so auf Ihre Art — Sie müssen mir den Ausdruck verzeihen, — mit der Thür ins Haus fallen, so vorwärts marschirend im geraden, gewichtigen Schritte, das macht auf den Schneider nicht die geringste Wirkung. Sie würden ihm vielleicht mit kräftigen Worten sein Unrecht vorhalten?"

„Das war meine Absicht," sagte der lange Mann würdevoll.

„Gäben ihm zu verstehen,“ fuhr der Doktor fort, „daß es eine Schande sei, ein Kind Nachts im Regen auf der Straße zu lassen, und würden vielleicht hinzusetzen, Sie hätten ihn mit sich genommen, ihn gepflegt, gewärmt, item, was für ihn gethan.“

Der Arzt, der sehr große und viele Schritte machen mußte, um nicht hinter den langen Beinen seines Gefährten zurückzubleiben, hielt diesen am Arm fest und hob sich, da derselbe nun stehen blieb, auf die Fußspitzen, um ihm, wie vorhin schon droben, in die Ohren zu flüstern; doch war dies symbolisch; denn indem der Doktor das Nachfolgende sprach, schrie er so, daß man es über zwei Treppen hätte hören können.

„Ihr Wesen,“ sagte er, „ist für diese verdorbene Welt zu nobel, zu anständig, zu gerade aus. Ich kann Sie versichern, lieber Herr, daß ich Sie immer im Geiste hoch zu Pferde sehe, mit gezücktem Schwerte und auf den Lindwurm zu ihren Füßen einhauend. Daß der Lindwurm da ist und unter uns herumkriecht, gebe ich ihnen zu. Doch werden Sie dagegen auch mir zugeben müssen, daß der Lindwurm nicht mehr ein tapferes Vieh ist wie ehedem, — wissen Sie, wie damals, wo er, wie der selige Schiller sagte: gekleidet in ein scheußlich Grau, den Rachen aufsperrte, und uns muthvoll entgegentrat. Ja, damals galt es freilich — so!“

Hierbei machte der kleine Armenarzt eine außerordentliche Pantomime, indem er wie ein Fechter ausfiel, in der rechten Hand die lange Pfeife, die Linke hoch empor haltend.

„Das war Ihre Zeit, mein Bester; nachbohrend bis ans Heft den Stahl. Aber heute ist der Drache, den wir zu fürchten haben, der Drache der Lüge, der Bosheit, der Wollust, des Betruges, der Lästerung, des Aberglaubens; heute ist er eine feine, schlaue Bestie, und wenn Sie mit dem Knüppel nach ihm schlagen, so schleicht er unter Ihren Fingern hinweg, und Sie treffen Ihre eigenen Beine oder höchstens die unschuldige Nase Ihres Nächsten. Item, überlassen Sie mir die Sache.“

Während der Rede des Doktors blickte der lange Mann ernst in die Höhe, ließ seine linke Hand leicht vom Kopfe des Rohrstockes hinabgleiten, faßte diesen alsdann mit der rechten, und zog ihn langsam und feierlich hervor, ungefähr wie man ein langes Schwert herauszieht. Ja, er salutirte förmlich vor seiner Brust, und als der Doktor geendigt hatte, ließ er die imaginäre Degenspitze wie zum Zeichen der Billigung gegen den Fußboden niedersinken.

„Ganz alter Rittersmann," sagte scheinbar entzückt der Armenarzt; „lieber Herr, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die Versicherung ausspreche: Sie sind um ein paar hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen."

Damit versuchte er es, dem Anderen auf die Schulter zu klopfen, mußte sich aber, da er zu klein war, um hinauflangen zu können, mit jenem Theile des Rückens begnügen, wo dieser seinen ehrlichen Namen verliert. Dann wandelten Beide den langen Corridor hinab und traten in das gewölbte Zimmer, wo der kleine Knabe noch in dem Lehnstuhle saß und von wo aus er, wie es schien, das Bild über dem Kamin mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet hatte.

Der kleine Doktor nahm seine Pfeife beim Eintritt ins Zimmer wie ein Soldat sein Gewehr bei Fuß und fing erst wieder auf die spezielle Einladung des langen Mannes an zu rauchen. Dann trat er näher, und als der Knabe sein Gesicht gegen den Ankommenden wandte, blieb der Armenarzt überrascht stehen und sagte nach einer Pause lachend:

„Das ist ja einer meiner Bekannten! Junge, wie kommst du hieher? Aber das weiß ich ja schon," verbesserte er sich. „Sie werden mir indeß zugeben," wandte er sich an den langen Mann, „daß ich das Recht habe, aufs Höchste erstaunt zu sein, hier einen Bekannten zu treffen. Item, es ist der kleine Gottschalk, des Jägers sein Gottschalk — ein ganz verfluchter Kerl."

Ob der letztere Ausdruck dem Vater oder dem Sohne galt, darüber muß leider die Nachwelt im Zweifel bleiben. Daß es der Doktor

aber nicht böse meinte, bewies er durch sein Nähertreten und dadurch, daß er den Knaben sanft auf den Kopf pätschelte und ihm über die Stirn fuhr; dann griff er ihm an den Mund und drückte ihm ein wenig die untere Kinnlade hinab, worauf Gottschalk, der dieses Manöver zu verstehen schien, augenblicklich seine Zunge so weit als möglich herausstreckte.

„Kopf ein wenig warm," sagte der Armenarzt, „Zunge trocken und belegt, Puls um eine Idee irritirt. Item, ein bischen unwohl. Hat aber nichts zu sagen. Wollen ihn schon in den nächsten Tagen wieder zusammenrichten. Nur werden Sie mir zugeben," fuhr er sehr ernsthaft fort, „daß ich das Verlangen stelle, der Bube soll heute und auch vielleicht morgen noch hier im Zimmer bleiben, und wenn Sie nichts dagegen haben, so wird Ihnen das gewiß einerlei sein, und Sie thun ein gutes Werk. So ein Stück von einer Matraze werden wir schon auftreiben, darauf legt er sich hin, man deckt ihn bis an die Nase zu, läßt ihn einige Tassen Kamillenthee mit zwei Tropfen Citronensaft trinken, item, behandelt ihn wie Jemanden, der schwitzen soll."

Als der Doktor so eifrig sprach, mit der langen Pfeife in den Händen gestikulirend, auch bald rechts und links tretend, fuhr ein Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er sprach nach einem augenblicklichen Stillschweigen:

„Wenn sich der Knabe auf seine Matraze legt, lieber Doktor, so ist es Ihnen wohl einerlei, ob er zuerst mit dem linken oder rechten Fuße aufsteigt?"

Der Armenarzt wandte seine Brillengläser gegen den Frager und schien erstaunt, aber nur eine Sekunde lang, dann lachte er laut und fröhlich hinaus, wobei er ausrief:

„Sie werden mir zugeben, daß Sie ein Schäcker sind. Item, schwitzen soll er; thut nun, was ihr wollt: nachher komme ich, um nachzusehen."

Er machte eine eilige Bewegung gegen die Zimmerthür, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, indem er sagte:

„Apropos, wenn ich mich erkundige, ob der Knabe etwas hat, um die Wäsche zu wechseln, so bin ich mit dieser Frage in meinem Rechte; denn Sie werden mir zugeben, wenn Jemand schwitzen soll, so muß er auch ein ordentliches Hemd anziehen können. Item, da aber kein trockenes Hemd da zu sein scheint, so sehen Sie wohl ein, daß man ihm eines verschaffen muß. Ich hab' so ein paar mildthätige Familien, die mir hier und da aushelfen. Laß einmal sehen, wie groß du eigentlich bist," wandte er sich an den Knaben, und als dieser augenblicklich aufstand, fuhr der Armenarzt mit großer Lebhaftigkeit fort:

„Accurat so groß, wie meine Pfeife. Aber da ich diese außer dem Hause nicht bei mir führe, so werden Sie mir zugeben, daß ich ein anderes Maß nehmen muß. Das werden Sie hoffentlich einsehen," setzte er lachend hinzu, „und mich nicht wieder der Umständlichkeit beschuldigen. Item, er geht mir bis ans Herz — das ist wahr und außerdem schön gesagt. Das werden Sie hoffentlich nicht abläugnen. Nun aber Adieu, Bester; der Tiger kann für Thee sorgen und zu mir heraufkommen, um einen Citronenschnitz zu holen. Zwei Tropfen, nicht mehr."

Damit flatterte er zur Thür hinaus, doch war der rothe Schlafrock noch nicht ganz in der Spalte verschwunden, als der Armenarzt auch schon wieder umkehrte und, auf die Stirn zeigend, sagte:

„Es ist doch ein wahres Sprichwort: Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Füßen haben. Das werden Sie mir zugeben. Item, ich hatte vergessen, Sie nochmals zu ersuchen, mir in der Sache mit dem Knaben da und dessen Auffinden gestern Nacht freie Hand zu lassen, vollständig freie Hand; das gibt eine kostbare Geschichte, aber sie verträgt nicht, daß man ein unvorsichtiges Wort darüber spricht. Ich komme heute Vormittag noch in die Wohnung des Knaben da, und werde mich mit dem Vater und der Mutter besprechen. Auch

mit der Großmutter," setzte er hinzu, wobei er sein linkes Auge auf eine komische Art gegen den Knaben zukniff. „Na, hab nur keine Angst, wir wollen ihr die Sache schon plausibel machen," sprach er beim Anblick von Gottschalks Gesicht, das sich ziemlich in die Länge zog. „Hab nur keine Angst, deine Großmutter ist eine ganz vernünftige Frau, und ich bin nicht nur ihr Arzt, sondern auch ihr Rathgeber."

Damit warf er sich in die Brust, und als der lange Mann nichts erwiderte, reichte er ihm die rechte Hand und rief: „Also schlagen Sie ein, die Sache bleibt mir überlassen: den Knaben behalten Sie im Zimmer und gehen auf Ihr Bureau, ohne mit einer Menschenseele von der ganzen Geschichte zu sprechen. Daß das nothwendig ist, darauf können Sie sich verlassen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und wenn ich Ihnen mein Wort verpfände, so werden Sie mir dagegen zugeben, daß ich das gewiß nicht ohne Ursache thue. Item, — abgemacht."

Jetzt flog er wirklich zur Zimmerthür hinaus; doch so unglaublich war es, ihn nicht nochmals wiederkommen zu sehen, daß der lange Mann und selbst der Knabe ein paar Augenblicke nach dem Ausgang der Stube blickten, als müsse dort der rothe Schlafrock noch einmal zum Vorschein kommen.

Viertes Kapitel.

Meister Schwörer.

Der rothe Schlafrock aber ging den Corridor hinab und in ihm der kleine Doktor mit der großen Pfeife. Daß er allein nach seiner Wohnung zurückkehrte, hätte ein Blinder nimmer geglaubt, denn der Armenärzt sprach auf dem ganzen Wege mit sich selbst, fragte und gab regelmäßig Antworten. Oben in seinem Zimmer angekommen, ließ er zwar diesen Dialog mit der eigenen Person, doch wandte er sich dafür an seine Hunde, denen er gute Lehren gab, sie zu vernünftigem Betragen ermahnte und dabei die Hoffnung aussprach, sie werden vollkommen überzeugt sein und ihm zugeben müssen, daß später die Peitsche ein kräftiges Wort mitreden würde, wenn sie sich in seiner Abwesenheit ungebührlich aufführten. — „Ich kenne Hunde," sagte er, „die keine warme Stube haben wie ihr; Hunde, die in der Nässe und Kälte herumlaufen müssen, und die nicht einmal wissen, woher sie etwas zu fressen bekommen. Item, unglückliche Hunde. Auch habe ich die Bekanntschaft von andern eures Gleichen gemacht, und sogar von edlen Jagdhunden, die in Kellern wohnen und dort dressirt werden. Ihr werdet mir zugeben, daß das eine langweilige Existenz ist: Keller-Wohnung und dressirt werden, Corallen-Halsband, item Hunger, item Peitsche."

Während der Doktor so sprach, hatte er einen braunen Rock angezogen, das wenige Haar an seinem Hinterkopf noch einmal in die Höhe gebürstet und dann den Hut aufgesetzt. Die Hunde aber schienen aufmerksam auf seine Rede zu horchen, denn sie saßen in ängstlicher Stille auf ihren Hinterpfoten, spitzten die Ohren, und kaum wagte einer sich irgendwo zu kratzen oder umher zu schnüffeln. Als nun der Armenarzt seinen Anzug vollendet hatte, nahm er einen Stock mit silbernem Knopf unter seinen Arm, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Fanny darf mitgehen." Und Fanny bezeigte sich außerordentlich dankbar dafür. Fanny sprang um ihren Herrn herum und dann zur Thür hinaus, die der Armenarzt hinter sich abschloß. Dann gingen beide mit einander die Treppe hinab, durch den engen, finsteren Hof auf die Straße, der Doktor nach Art der Aerzte etwas vornübergebeugt, wie über einen wichtigen Fall nachdenkend, zu Boden blickend, den Stock so unter seinem Arme, daß der Knopf drohend gen Himmel gekehrt war; Fanny dagegen nach Art der Hunde, lustig ausgelassen, den Weg zehnmal hin und zehnmal zurück machend, wobei der kleine Pinscher immer noch Zeit genug hatte, jeden Eckstein sorgfältig zu betrachten, hier und dort zarte Erinnerungszeichen zurückzulassen und mit den ihm begegnenden Hunden seiner Bekanntschaft einen Schnüffler oder Schweifwedler zu wechseln.

Der Doktor machte genau den Weg, den der lange Mann gestern Abends mit dem Knaben gegangen war, nur in umgekehrter Richtung, und da er sich nicht sehr stark beeilte, sondern zuweilen stehen blieb und sein Kinn mit der Hand streichelte, während er vergnügt lächelnd gen Himmel blickte, so brauchte er eine gute halbe Stunde, bis er zu dem Hause gelangte, wo unsere denkwürdige und außerordentlich wahrhaftige Geschichte begonnen hat. Der Regen hatte bei Tagesanbruch aufgehört, und wenn es auch noch naß genug auf Erden war, so fing doch der Himmel an, ein freundliches Gesicht zu zeigen, zerriß den grauen Vorhang, mit dem er sich gestern verhüllt, und überall kam das glänzende freundliche Blau zu Tage. Auch die Sonne war

bereits fleißig und that ihr Möglichstes, um die Menschheit den gestrigen Regentag vergessen zu lassen. Sie vergoldete alles, was sie erreichen konnte, und wo ihr das nicht möglich war, da bildete sie die kühnsten tiefdunkeln, seltsam gezackten, scharfen Schatten, als wollte sie die Grenze ihres Reiches von der des Feindes aufs deutlichste markiren.

Der kleine Doktor ging in das Haus, welches gestern Abend so hartnäckig verschlossen war, klopfte an die Thür rechts, welche zu den Privat-Gemächern der Familie Schwörer gehörte, begnügte sich aber, als man herein rief, nur mit einem ganz kleinen Oeffnen der Thür, so daß er kaum seinen Kopf durchstecken konnte, wobei er freundlich lächelnd sagte: „Kann ich hinauf gehen? Ist der Leipziger noch in seinem Bette?“

Madame Schwörer, die in stark ausgesprochenem Negligé bei ihrem Kaffee saß, vernahm nicht sobald die Stimme des Arztes, als sie rasch aufstand und ihn gegen ihre sonstige Gewohnheit freundlichst bat, einzutreten. Vergebens schien der Meister mit lauter Stimme dagegen zu protestiren, die Frau meinte: „Ei was! Doktor ist Doktor, und einer weiß so wenig wie der andere. Der ist mir heute gerade recht, der wird nicht mit dir heulen, sondern dich an die Arbeit schicken. Bitte, Herr Doktor, näher zu treten. Sie werden sich an meinem Anzug nicht geniren. Sie sehen ja Alt und Jung oft genug so.“

Der Doktor trat in die Stube und sah die Meisterin mit einem außerordentlich fragenden, aber dabei sehr unschuldvollen Blicke an.

„Hat sich der Leipziger nicht gehalten?“ sagte er nach einer Pause, „ist ihm was zugestoßen? Sie werden mir zugeben, daß es von großer Wichtigkeit ist, daß der Mensch mir keine Excesse macht.“

„Ach, was den Leipziger anbelangt,“ versetzte Madame Schwörer achselzuckend, „so geht's dem recht ordentlich; er ist aufgestanden und sitzt dort in der Werkstatt, freilich noch ein bischen lummelig, aber er kann doch wieder seinen Stich machen.“

„So, so, ei, ei," erwiderte der Armenarzt, während er den silbernen Steckknopf sorgfältig unter seine Nasenspitze brachte und mit den glänzenden Brillengläsern an die Decke stierte. „Also wieder besser, Sie werden mir erlauben, daß ich mich darüber freue. Ich bin immer besorgt um meine Dachkammerkranken; item, ich will doch nach ihm sehen."

Damit schickte er sich zum Weggehen an; doch sagte die Frau: „Thun Sie das immer, Herr Doktor; da Sie aber einmal da sind, so bitte ich, schauen Sie nach dem Meister da neben in dem Bette. Wir haben freilich den Stadtarzt, was Sie auch wissen, aber ehe der kommt, kann es Abend werden, und dann," setzte sie leiser hinzu, „gibt der mir viel zu viel auf meines Mannes Klagen. Sie sind resoluter, und — verstehen mich schon."

Der Armenarzt drückte die Brille fester an seine Augen, spitzte den Mund ein klein wenig und zog die Augenbrauen hoch empor, während er, die linke Hand mit dem Stock auf dem Rücken haltend, langsam und bedächtig gegen das Bett im Nebenzimmer anmarschirte. Dort lag Meister Schwörer auf dem Rücken, die spitzen Hände über der Brust gefaltet, in stiller Resignation, als sei er vollkommen gerüstet und bereit, die himmlischen Heerschaaren mit seinem Erscheinen zu beglücken. Aus den Kissen ragte seine gekrümmte Nase erschreckend hoch empor, und selbst seine Augen schienen sich vor ihr zu entsetzen, denn diese hatten sich tief in ihre Höhlen zurückgezogen und blickten nur zuweilen scheu und furchtsam um sich. Zu den Häupten des Bettes saß eine dürre Gestalt mit eingefallenen Backen und unheimlich glänzenden Augen in einem Wamms und abgeschabten Hosen, des Meisters Lieblings-Geselle, der ein Buch in Händen hatte, aus welchem er wahrscheinlich so eben vorgelesen. Jetzt schwieg er begreiflicher Weise still, faltete die Hände auf dem Schooße zusammen, neigte den Kopf auf die rechte Seite, und blickte mit einem so faden, häßlichen und widerwärtigen Gesichtsausdrucke an die Zimmerdecke empor, daß

in dem praktischen und lustigen Armenarzte augenblicklich die Idee eines personificirten Brechmittels aufstieg.

„Ei, ei," sagte er nach einer Pause, „Meister Schwörer ist krank, das ist ja, Gott sei Dank, eine Seltenheit. Nun, da wir zufällig einmal da sind und Madame Schwörer es wünscht, so kann ich mir schon erlauben, ein wenig zu fragen, was denn eigentlich dem guten Meister fehlt."

Bei diesen Worten hatte er sich einen Stuhl näher gezogen, setzte sich vor das Bett, wobei er sogleich nach dem Pulse des Kranken griff und, während er diesen beobachtete, den silbernen Stockknopf abermals unter die Nase brachte.

„Puls etwas erregt," bemerkte er, „die Haut trocken, und die Zunge?"

Es war kein schöner Anblick, als nun der Meister unter seiner gewaltigen Nase die sehr lange Zunge hervorstreckte. Es hatte in der That etwas Koboldartiges.

„Belegt, belegt," meinte der Armenarzt, „es tritt allerdings eine allgemeine Verstimmung des Körpers hervor, und da wir das erkannt haben, so werden Sie mir schon erlauben, wenn ich mich nach den Ursachen erkundige. Von einer Erkältung kommt das nicht, auch von keiner Unverdaulichkeit; da ist eine Seelen-Affektion im Spiel, eine Aufregung, ein Schrecken."

Bei den Worten des Armenarztes schien die Nase des Patienten sichtbar länger zu werden, doch war das nur optische Täuschung, welche daher kommen mochte, daß der Meister seinen Kopf langsam aus dem Kissen emporhob.

„Ja, ein Schrecken," fuhr der Doktor fort. „Item, etwas Aehnliches. Ist vielleicht ein kostbarer Rock verdorben worden, oder dem Lehrjungen ein glühendes Bügeleisen auf den Fuß gefallen?"

Der Meister schüttelte mit dem Kopfe.

„Item," sagte der Armenarzt in sehr bestimmtem Tone, „etwas dergleichen muß vorgefallen sein; das bemerke ich an allen Anzeichen,

und wenn ich Ihnen irgend etwas Wirksames verordnen soll, so werden Sie mir zugeben, daß ich die Ursache der Krankheit kennen muß; sonst stehe ich nicht für das Schlimmste."

„Kann denn ein Schrecken so schlimme Folgen haben?" fragte der Meister mit schwacher Stimme.

Der Armenarzt betrachtete den Kranken durch seine Brillengläser, welche hier in dem dunklen Winkel des Zimmers recht unheimlich funkelten. Alsdann stützte er den rechten Arm auf seinen Stock, legte den Kopf darauf und sagte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: „Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ein Schrecken von ernsten Folgen sein kann; man beachtet das leichtsinniger Weise viel zu wenig. Man denkt nicht an eine Affektion des verlängerten Marks, welche nur zu leicht eintritt, an wässerige Ausschwitzungen in die Gehirnkammern und an ein Delirium furibundum, welches sich möglicherweise aus einem Schrecken entwickeln kann. — Hier ist freilich nichts zu befürchten," fuhr der Arzt fort, indem er abermals die Hand des tief aufstöhnenden Kranken ergriff, „aber Sie werden mir zugeben, daß ich eine Ursache kennen muß, um wirken zu können; item, daß Sie mir anvertrauen, was Sie erschreckt."

Mittlerweile war Madame Schwörer ebenfalls näher getreten, hatte sich mit der Hand unten auf das Bett gestützt und sagte nun mit ihrer derben Stimme: „Ja, Sie haben ganz Recht, Herr Doktor, er soll mit der Sprache heraus und würde es auch thun, wenn er sich nicht vor Ihnen schämte. Narrheiten sind es, die ihn erschreckt haben!"

„O Frau!" sprach der Meister mit schwacher Stimme, „du sprichst aus deinem ungläubigen Gemüthe, du bist auch Eine von denen, die weder an Zeichen noch Wunder glauben."

„Narrheiten!" wiederholte bestimmter die Frau; „wie schon gesagt, vor Ihnen genirt er sich, aber vor seinen christlichen Freunden wird er schon mit der Sprache herausgehen, und da ich davon fest überzeugt bin, so kann ich es Ihnen auch schon sagen."

„Weib!“ rief der Schneider, und seine lange spitze Nase bäumte sich ordentlich in die Höhe, während die Augen drohende Blitze schoßen.

„Ach was, ich will Ruhe haben,“ erwiderte Madame Schwörer, „und daß Sie es nur wissen, Herr Doktor, er bildet sich ein, er habe den Teufel gesehen.“

„Herr Gott, dich loben wir!“ stöhnte der Meister, worauf er in die Kissen zurücksank, und der dürre Schneidergeselle setzte hinzu: „In alle Ewigkeit, Amen.“

„Den Teufel hat er gesehen!“ rief der Armenarzt mit ernster Stimme und kopfschüttelnd; „ei, ei, das ist doch unmöglich. Den Teufel! das hätte ich mit erleben mögen. Meister Schwörer, Meister Schwörer! wie sah denn der Teufel aus?“

Es war gut, daß der Doktor ziemlich im Dunkeln saß und daß die Brillengläser seine Augen verdeckten; denn sonst hätte man sehen müssen, wie es in denselben lustig blitzte und funkelte, und wie um seine Mundwinkel ein eigenthümliches, zufriedenes Lächeln spielte.

„So was ist mir noch nicht vorgekommen,“ sagte er nach einer Pause, „und Sie werden mir deßhalb zugeben, daß ich im ersten Augenblicke an das, was ich nicht gesehen, nicht glauben kann. Aber,“ setzte er kopfschüttelnd hinzu, „der Teufel, item, Sie behaupten es; aber . . . aber . . .“

Bei diesen Worten beugte er den Kopf tief herab, bedeckte ihn mit seiner Hand und versank in tiefes Nachdenken.

Es war seltsam, daß im gleichen Verhältniß, wie des Doktors Kopf herabsank, sich der des Kranken erhob; ja, er blickte fast triumphirend auf seine Frau, als der Arzt schwieg, ohne ihn, wie er gefürchtet, tüchtig auszulachen.

„Item,“ sagte der Armenarzt nach einem längeren Stillschweigen, erhob langsam seinen Kopf und schaute den Meister Schwörer mit dem leeren Blicke der Brillengläser fest an, „es gibt viele Dinge

zwischen Himmel und Erden, davon sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt — Horatio."

„Zacharias," verbesserte der Schneider, und fuhr dann mit etwas kräftigerer Stimme fort: „Es ist mir ein wahrer Trost, daß Sie es mir nicht machen wie die Frau da, und mir nicht abstreiten wollen, was ich heute Nacht erblickte. — — Ja, ich habe den Teufel gesehen, er stand dort vor jenem Fenster."

„Angethan mit der Höllenlivrei, mit langem, schleppendem Mantel, der da gefertigt ist aus den Flammen des unterirdischen Sündenpfuhls, mit glühenden Augen und schrecklichen Hörnern, gezeichnet durch langen Schweif und flammenspeiend zum Grauen der Gottlosen," las der dürre Schneidergeselle mit schnarrender Stimme und einem wahrhaft verzückten Blicke.

„Nicht ganz so," erwiderte Meister Schwörer; „in Roth war er gekleidet, das ist wahr, hatte auch feurige Augen und Hörner, aber von den Flammen und dem Schweif habe ich, Gott sei gelobt! nichts gesehen."

Nach diesen Worten herrschte eine so tiefe Stille in dem Zimmer, daß man die Taschenuhr auf dem Nachttischchen picken hörte, und von oben aus der Werkstatt herab eine feine Stimme, welche sang:

„Strümpf' und Schuh', Strümpf' und Schuh',
Laufen dem Teufel barfuß zu,"

worauf ein Chor einfiel:

„Zum Zippel, zum Zappel, zum Kellerloch 'nein,
Alles muß versoffen sein."

„Hören Sie, Herr Doktor," rief die Frau erboßt, „wie sie es droben treiben, während hier der Meister krank im Bette liegt, weil er sich einbildet, den Teufel gesehen zu haben? Nein, Herr Doktor, nehmen Sie mir's nicht übel, ich hatte gehofft, Sie würden ihm den

Kopf zurecht setzen und ihm sagen, wo der Teufel eigentlich steckt. Ich weiß es. Nicht vor dem Fenster treibt er sich herum, sondern hier im Hause ist der Teufel, und jetzt, wo mir einmal die Galle überläuft, soll es mir auf ein paar Dutzend Worte mehr oder weniger nicht ankommen."

„Frau!" rief der Meister mit zürnender Stimme, setzte aber gleich darauf ziemlich affektirt matt hinzu: „Doch was ereifr' ich mich? Allerdings weißt du am besten, wo der Teufel steckt. O du mein Gott!"

„Der liebe Gott," rief Madame Schwörer immer heftiger, „der weiß nichts von dir und deinen Freunden! Ja, und jetzt will ich auch anfangen zu glauben, daß der Teufel gestern Nachts zum Fenster hereingesehen hat. Dem gefällt freilich die Wirthschaft hier — zwinkere nur mit deinen Augen! Und Er, Elberfelder, lass' Er sein scheinheiliges Maul herabhangen! Vor dem Herrn Doktor da brauch ich mich nicht zu geniren, das ist der Armenarzt, und daß wir in seine Praxis hineinfallen, dafür sorgst du aufs beste. Hat der Mann nicht eine Kundschaft gehabt!" wandte sie sich fast weinend an den kleinen Doktor; „die vornehmsten Herrschaften ließen bei ihm arbeiten, und gern bei ihm arbeiten, denn was damals aus der Werkstatt des Meisters Schwörer kam, das konnte sich sehen lassen. Aber wie hat sich das geändert! — Statt nach den Gesellen zu sehen und nach den Hosen und Röcken seiner Kundschaft, bekümmerte er sich um die Wilden in Amerika, die doch dazu bestimmt sind, daß sie herumlaufen, wie sie Gott erschaffen. Und statt sich um sein Rechnungsbuch zu bekümmern, ließ er das liegen, weil er zu dem Comité gehört, das sich zur Aufgabe macht, armen Leuten mit allerhand confusen Büchern den Kopf zu verrücken. Ja, Herr Doktor, ein Kunde nach dem andern verläßt uns, und meinen Sie, er mache sich was daraus? O nein, das nennt er höchstens eine heilsame Strafe für seine Sündhaftigkeit. Daß ich aber und die armen Kinder am meisten dabei gestraft sind, darüber macht er sich keine Gedanken!"

Meister Schwörer hatte bei diesem Ergusse seiner Ehehälfte den Kopf auf die Seite gelegt; der Elberfelder schien eifrig in seinem Buche zu lesen, und der Armenarzt allein, an den die Rede hauptsächlich gerichtet war, mußte sie Auge gegen Auge aushalten, was er denn auch heldenmüthig that und sich nur leicht duckte, wie ein Hund im strömenden Regen. Was sollte er thun? Er war klug genug, für Niemand Partei zu nehmen, weßhalb er das beste Mittel ergriff und, als Arzt handelnd, die Frau bat, mit ihren Vorwürfen einzuhalten, indem diese bei dem Zustande ihres Mannes nicht zuträglich seien. Dann erhob er sich, faßte mit wichtiger Miene nochmals den Puls des Kanken und verordnete ein Senf-Fußbad, so wie bei sich mehrender Hitze im Kopfe Umschläge von kaltem Wasser.

„Was Sie gesehen haben wollen, bester Meister Schwörer, darüber kann ich mit Ihnen nicht streiten, denn ich hab' es ja nicht gesehen. Uebrigens glaub' auch ich nicht, daß sich der Teufel sichtbar herumtreibt. Wer weiß, was Ihnen vor die Augen gekommen ist! Einer, der zufällig vorüberging ein später, harmloser Wirthshausgast."

„Nein, nein," sagte der Meister kopfschüttelnd.

„Jemand, der zufällig an Ihrem Fenster stehen blieb, Jemand in einem langen Mantel, mit Roth ausgeschlagen. Daß es solche Mäntel gibt, müssen Sie ja am besten wissen. Item, etwas ganz Unschuldiges, das Sie, durch mir unbekannte Nebenumstände veranlaßt, erschreckte. Item, wer wird sogleich an den Teufel glauben?"

„Aber die Nebenumstände!" seufzte der Kranke, „der Gott . . ." — doch war er nicht im Stande, den Satz zu beendigen. Madame Schwörer, welche kluger Weise vorhersah, daß die Rede auf den verschwundenen Lehrling kommen würde — und das wollte sie vermeiden — war leise zu Häupten des Bettes getreten, that, als wolle sie ihrem Manne das Kissen ein wenig aufschütteln, benutzte aber zugleich diesen günstigen Moment, um ihm einen Zipfel desselben so heftig unter die Nase zu drücken, daß ihm sein Wort plötzlich abgeschnitten

wurde. Dieses Manöver begleitete sie mit einem gelinden Puff und flüsterte ihm in die Ohren: „Halt doch dein Maul!“ worauf sie laut fortfuhr: „Was kümmern den Herrn Doktor die Nebenumstände? Ich versichere dir, Zacharias, es ist so, wie er gesagt. Ein Nachtwandler, dem es Spaß gemacht, stehen zu bleiben und in unser Fenster zu blicken, vielleicht ein Bekannter, der uns über die ganze Sache noch aufklären wird,“ setzte sie mit Beziehung hinzu.

„Also ein Senf-Fußbad und kalte Umschläge,“ wiederholte der Armenarzt, nachdem er seine Brille fest auf die Nase gedrückt und sich vom Stuhle erhoben. „Mein Herr College, der Sie gewiß im Laufe des Tages besucht, wird damit einverstanden sein. Und was den Leipziger anbelangt,“ wandte er sich an die Meisterin, „so werde ich morgen nach ihm sehen. Er soll nichts Fettes essen und Brodwasser trinken so viel er mag. Item, die Sache wird sich bald geben. Adieu.“

Damit ging er ruhigen Schrittes zur Thür, von Madame Schwörer begleitet, die ihm mit leiser Stimme zu wiederholten Malen versicherte, es sei nichts als eine Narrheit von ihrem Manne, und sie wolle ihm das Fußbad schon gehörig mit Senf würzen, und ihm kalte Umschläge um den Kopf machen, daß er auf andere und gescheidtere Gedanken käme.

Draußen auf der Straße saß die gut erzogene kleine Fanny und wartete geduldig auf die Rückkunft ihres Herrn, wie sie und ihre Kameraden es an allen Häusern zu halten pflegten, wo der Arzt seine Besuche machte.

Nach dieser Visite schritt der Doktor mit sichtbarem Vergnügen und außerordentlichem Wohlbehagen durch die Straßen. Es schien ihm förmlich in den Beinen zu zucken, als wollten diese zuweilen einen Hopser machen, während sich der Kopf dagegen außerordentlich ehrwürdig und ärztlich steif hielt; zuweilen aber, wenn gerade keine Leute desselben Weges wandelten, zuckte ein fröhliches Lachen über sein Gesicht, er schnalzte alsdann mit den Fingern, was Fanny für ein Zeichen nahm, in die Höhe zu springen, und worüber dann der kleine

Doktor wieder eine solche Freude äußerte, daß man den Moment herankommen sah, wo Beide um die Wette durch die Straßen capriolen würden.

Dabei hatte der Armenarzt eine eigenthümliche Gewohnheit angenommen, der er sich aber nur überließ, wenn er gut gelaunt war. Es war eigentlich eine Unart, die er dann auszuüben pflegte, indem er sich nämlich durch ein einziges Wort oder auch durch eine vollständige Bemerkung in das Gespräch der Vorübergehenden mischte, was meistens mit großem Erstaunen aufgenommen wurde, ihm oft aber auch eine pikante Antwort eintrug, Letzteres aber nur von solchen Leuten, die ihn nicht kannten.

Fünftes Kapitel.

In einem alten Hause.

Während der Doktor durch die Straßen ging, ließ er seiner Lust und Laune alle Zügel schießen, ermahnte saumselige Schulbuben, ihre Classe nicht zu vergessen, und zwei Dienstmädchen, die sich eben zu einem längeren Gespräch anschickten, konnte er mit der Frage: „Und was macht die Suppe unterdessen?" aus aller Fassung bringen.

So ging er seines Weges, und wenn auch nicht dieselben Straßen, die er heute Morgen schon einmal durchwandert, so doch der Richtung zu, wo sein Wohnhaus lag. Ehe er aber dasselbe erreichte, wandte er sich rechts, ging über den großen Marktplatz, bog von diesem in eine enge Gasse, und stand bald vor einem alten Hause mit hohem Giebeldache, dessen Eingangsthür, eigentlich ein Thor, weit offen stand. Es führte in eine große und geräumige Halle, die von massiven Steinpfeilern gestützt wurde und deren Decke, vom Alter geschwärzt, doch eine sehr kunstvolle Holzconstruction zeigte. Links von der Thür ging eine Treppe hinauf, breit, die Stufen von Eichenholz,

ebenso das geschnitzte Geländer, eine Treppe, die einstens prächtig gewesen, im Lauf der Zeiten aber alt und wackelig geworden war und nur noch schwer zu erkennende Ueberreste ehemaliger Schönheit zeigte.

Während der Doktor hinaufstieg, krachten die Stufen bedenklich, und wo er das Geländer anfaßte, um sich darauf zu stützen, schien es dem Drucke nachgeben zu wollen; wenigstens wich es einen Zoll aus seiner Richtung, soweit nämlich die abgenutzten Zapfen, vermittelst deren es in den Treppenlauf eingelassen war, nachgaben. Glücklicher Weise war die Treppe so breit, daß man weit genug von dem Geländer entfernt bleiben konnte, was aber nicht sehr angenehm war; denn wenn die Stufen auch unten durch das Eingangsthor erhellt wurden, so befanden sie sich doch schon bei der ersten Wendung in ziemliche Dunkelheit gehüllt, und ein einziges Fenster auf dem Gange des ersten Stocks war so mit Staub und Spinngewebe bedeckt, daß es nicht mehr im Stande war, Dienste zu leisten.

Der Armenarzt stieg indessen höher hinauf in den zweiten und dritten Stock; letzterer befand sich schon im Dachstuhle, und die Wohnungen hier waren eigentlich auf dem Söller eingerichtet. Nur eine Leiter führte noch höher auf den obersten Boden des Hauses. Er ging auf eine Thür zu, die sich gerade gegenüber der Treppe befand, klopfte an, und als eine weibliche Stimme herein rief, öffnete er und trat in ein geräumiges Zimmer mit schiefen Wänden, welches sein Licht durch Dachfenster erhielt, die hinausgebaut waren und so eine ziemliche Vertiefung bildeten. Das Gemach mit weißen Kalkwänden war dürftig möblirt mit einem alten Tische und hölzernen Stühlen. Auf einem großen hölzernen Kasten, der in einer Ecke stand, lagen ein Paar Rehfelle, und derselbe schien ein Sopha vorstellen zu sollen. Ueber ihm sah man an die Wand genagelt das Portrait eines eleganten jungen Mannes, welches mit einem darüber angebrachten Hirschkopfe mit starkem Geweih den Mittelpunkt einer Waffentrophäe

bildete, die aus Hirschfängern, Jagdmessern, Büchsen und doppelläufigen Gewehren bestand. Trotz der Aermlichkeit des Zimmers sah es hier recht reinlich aus. Der Boden war sauber geputzt und mit weißem Sande bestreut. In einer der tiefen Fensternischen hing ein Vogelbauer mit einem Kanarienvogel. Der Ofen in der Ecke schien nicht geheizt zu sein, denn es war ziemlich frostig im Zimmer; hinter demselben sah man eine Reihe von Schnüren bis zur anderen Ecke ausgespannt, auf welchen neben Wäsche zum Trocknen eine Anzahl von Pfannkuchen hing, die hier zur Zeit augenscheinlich zu einem besonderen Zwecke gedörrt wurden.

In der Fenstervertiefung unter dem Kanarienvogel saß eine Frau, die beschäftigt war, ein Kinderkleidchen zu flicken. Der Eigenthümer dieses Kleidchens kroch neben ihr auf dem Boden umher und bemühte sich, ein hölzernes Pferd zum Stehen zu bringen, was ihm aber nicht gelingen wollte, da dasselbe nur noch zwei Beine besaß, weßhalb es immer nach der einen Seite umfiel. Die Frau mochte in den Dreißigen sein und war ein kleines mageres Weib mit blonden Haaren und einem guten, freundlichen Gesichte, welches aber deutliche Spuren von Kummer und Entbehrungen zeigte. Es war eine von jenen Physiognomien, auf denen die Jugend nichts hinterlassen hat und in keinem Lächeln von Glück und Freude spricht. Ihr Anzug war ärmlich, aber nett und reinlich, wie ihre ganze Umgebung, ebenso das Kind am Boden, wenn auch dessen Röckchen vielfach geflickt war.

Beim Eintritt des Arztes blickte die Frau empor, und als sie den Besucher erkannte, wollte sie aufstehen, um ihm entgegenzugehen; doch ließ dieser, der sich mit einigen schnellen Schritten an der anderen Seite des Zimmers befand, das nicht zu, sondern bat die Frau, ruhig bei ihrer Arbeit zu bleiben.

„Mit uns macht man keine Umstände, Frau Brenner,“ sagte er in freundlichem Tone, indem er sich einen Stuhl nahm und im Niedersitzen den kleinen Buben, der erwartungsvoll zu ihm empor sah, auf den Kopf pätschelte. — „Und was macht Palmarum?“ fragte er.

„Franz befindet sich wohl,“ entgegnete die Mutter und blickte mit inniger Liebe auf den Knaben.

„Palmarum,“ wiederholte der Doktor lachend, indem er das zerbrochene Pferd in die Hand nahm und bemerkte, in welch trostlosem Zustande sich das Spielzeug des Knaben befand, „da müssen wir nächstens einmal für ein neues Pferd sorgen; doch mußt du dir vorderhand zu helfen wissen. Schau' her: wenn ein Pferd nur zwei Beine hat, so lehnt man es an die Wand, daß es nicht umfallen kann. Item, nun steht es. So, — so, — wenn du dir das merkst, so kannst du um das ganze Zimmer herumcarriolen.“

Der Knabe, offenbar vergnügt über das gute Auskunftsmittel, befolgte den gegebenen Rath und kroch mit dem kleinen hölzernen Gaul an den Wänden umher.

„Da ich gerade in der Nähe war,“ sagte der Armenarzt, nachdem er dem Spiel des Knaben eine Weile zugeschaut, „so konnte ich es nicht versäumen, einmal von selbst wieder nach Ihnen zu sehen, denn rufen lassen Sie mich doch nicht, Frau Brenner; Sie sind eine geizige Frau, die mich nicht brauchen mag, item, die mir nichts zu verdienen geben will.“

Bei diesen Worten fuhr ein trübes Lächeln über die Züge der Frau; dann versetzte sie mit sanfter Stimme: „Gott sei Dank, daß wir Ihrer Hülfe in der letzten Zeit nicht bedurft haben; aber wenn Sie kommen, freut es mich gewiß, Herr Doktor; Sie sind immer so guter Laune, und es ist gerade, als wüßten Sie eine Krankheit schon im voraus zu bannen.“

„Ja, wenn das wäre, Frau Brenner, so könnten wir uns Geld genug verdienen; aber es gibt auch Leute, denen meine heiteren Worte zuwider sind. — Apropos, was macht denn die Großmutter?“

„Sie sitzt wie gewöhnlich in ihrem Zimmer und näht. — Sie werden sie doch auch besuchen?“

„Versteht sich. Später werde ich nach ihr sehen. Eigentlich

aber," fuhr er mit einem Male ernst werdend fort, „hätte ich mit Ihrem Manne zu sprechen. Er ist wohl nicht zu Hause?"

„Nein, nein," erwiderte die Frau; „er ist nicht da, wird auch erst gegen zwölf Uhr zum Essen kommen."

Bei der Erwähnung ihres Mannes hatte sie die Arbeit in ihren Schooß sinken lassen und blickte den Doktor fragend, fast ängstlich an.

„Machen Sie nur kein so wichtiges Gesicht," sagte dieser lächelnd; „weiß der liebe Gott, ich glaube, schon eine Frage allein kann Sie in Angst versetzen!"

„Ach ja," versetzte sie; „Sie haben nicht ganz Unrecht, denn wenn man nach ihm fragt, so hat es selten was Gutes zu bedeuten."

„Nun, was macht er denn?"

„O, er ist im Ganzen recht zufrieden; auch fiel in der letzten Zeit nichts vor. Wir nehmen uns aber auch alle in Acht. Wissen Sie, lieber Herr Doktor," setzte sie gutmüthig hinzu, „mein Mann hat eigentlich einen recht harten Dienst, und wenn er müde und verdrießlich nach Hause kommt, so wundert es mich gar nicht, daß er wegen jeder Kleinigkeit heftig wird. — Haben Sie ihm was Unangenehmes zu sagen?" fragte sie plötzlich nach einem augenblicklichen Stillschweigen.

Der Doktor hatte seinen Stockknopf unter das Kinn gestützt, und da er seine Augen aufwärts gegen die Helle wandte, so sah man nichts als die spiegelnden Brillengläser. Auf die Frage der Frau schüttelte er gleichmüthig mit dem Kopfe und erwiderte: „Eigentlich Unangenehmes habe ich nicht, ich wollte nur ein paar Worte mit ihm reden wegen des Gottschalk."

„Was ist denn mit Gottschalk?" fragte die Frau besorgt, während der Blick ihres Auges plötzliche Angst verrieth. „Hat es etwas mit seinem Meister gegeben? — Doch nichts Schlimmes, will ich hoffen?"

Der Armenarzt schüttelte den Kopf und entgegnete so ruhig wie möglich: „Frau Brenner, regen Sie sich nicht immer so auf; jetzt

zittern Sie schon wieder an Leib und Seele, das sehe ich Ihnen an, und wenn ich Ihren Puls untersuche, so schlägt er geschwinder, als nöthig ist."

Die Frau antwortete nur durch ein trübes Lächeln; um aber den Armenarzt von ihrer Ruhe zu überzeugen, nahm sie ihre Arbeit wieder auf; doch schien ihre Hand in der That die Nadel nicht so fest zu führen, wie einen Augenblick vorher.

„Der Gottschalk war gestern Abend da?" fragte der Doktor.

„Ja, bis nach Neune. Ich glaube, es war schon ein Viertel, und da lief er eilig weg."

„Und als er an das Haus seines Meisters kam, war die Thür schon verschlossen."

„Das hab' ich mir gedacht," sagte die Frau mit leiser Stimme, „und da wird man mit ihm gezankt haben. Es ist ein armes Kind, der Gottschalk."

„Allerdings könnte er eine angenehmere Stelle haben. Ist er denn eigentlich mit Lust an das Schneider-Handwerk gegangen?"

„Ach, das könnte ich gerade nicht behaupten," entgegnete die Frau; doch wenn es geblieben wäre, wie es Anfangs war, so würde es ihm in der Werkstatt immer noch gut genug gefallen. Mein Mann verschaffte dem Meister Schwörer sämmtliche Livreen seines Herrn, und dafür versprach der Meister mir Wunder was, wie gut es Gottschalk in der Lehre haben und was er alles lernen sollte."

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

„Mit den Livreen," fuhr die Frau fort, „dauerte es übrigens nicht lange. Alles im Hause der Herrschaft war unzufrieden, und so machte sie Meister Schwörer einmal und dann nicht wieder. Mit dem Verlust der Kundschaft war aber Gottschalk's gute Zeit vorbei, und wenn er auch anfänglich Lust zum Schneider-Handwerk hatte, so ist ihm die jetzt gänzlich vergangen. Und das wissen auch Sie, Herr Doktor — eine Sache, bei der man nicht recht mit Leib und Seele ist, kann nicht gelingen."

„Hm, hm!“ machte der Armenarzt, „das sehe ich wohl ein und der Gotischalk ist sonst ein folgsames und gutes Kind.“

„Ich kann nicht besonders über ihn klagen,“ erwiderte die Mutter; „das Einzige, was ich auszusetzen hätte, er kann zuweilen überlustig sein und gibt manchmal zu gescheidte Antworten für sein Alter.“

Das Letztere, obgleich es ein Vorwurf sein sollte, sagte sie doch mit einem Anfluge von Wohlbehagen.

Der Doktor stützte das Kinn auf den Knopf seines Stockes, und es war komisch anzusehen, wie er den Kopf scheinbar auf diesem hin und her bewegte.

„Item,“ sagte er nach einer Pause, „auf diese Art wäre es mit dem Schneider-Handwerk nichts.“

„Das will ich nicht denken,“ sprach fast erschrocken die Frau; „was sollte man denn mit dem Buben anfangen? Um Gott, nein, da würd' ich einen schönen Spektakel mit meinem Mann erleben! Aber was sehen Sie mich so sonderbar an, Herr Doktor?“

Bei diesen Worten ließ sie ihre Arme in den Schooß sinken und blickte ihrerseits den Arzt an, aber nicht nur sonderbar, sondern im höchsten Grad erschrocken. Man sah, wie sie mühsam athmete.

„Frau Brenner,“ erwiderte ernst der Armenarzt. „Sie werden mir zugeben, daß es mit Ihnen schwer ist, irgend etwas Geschäftliches zu besprechen. Jetzt thun Sie gleich wieder und schauen mich so entsetzt an, als müßte ich Ihnen das größte Unglück verkünden, und ich habe Ihnen, weiß Gott, nichts Schlimmes zu sagen.“

„Aber doch etwas zu sagen,“ entgegnete die Frau mit leiser Stimme.

„Ja, allerdings; einen Rath zu geben oder einen von Ihnen zu hören. Doch können Sie nicht von mir verlangen, daß ich mich von Ihrer Alteration aus dem Concept bringen lasse. Item, was ich Ihnen zu sagen habe, das will ich Ihnen nicht verschweigen. Aber wir wollen hineingehen zur Großmutter, die ist so resolut, daß sie im Nothfall uns Beiden was abgeben kann.“

Die Frau nickte leicht mit dem Kopfe, stand auf den Vorschlag sogleich auf und ging an die Thür des Nebenzimmers, die sie öffnete, worauf sie hineinschaute, ein paar Worte sprach und dann den Armenarzt bat, näher zu treten.

Dieser hatte unterdessen in der Geschwindigkeit dem kleinen Bübchen aus einer Verlegenheit und aus der Ecke geholfen, denn dort hing die Wand schief in das Zimmer hinein, und der hölzerne Gaul mit zwei Füßen wollte trotz der größten Bemühungen weder gerade stehen bleiben noch fortmarschiren, sondern fiel hartnäckig auf die Seite, was der Doktor dadurch zu umgehen wußte, daß er den Gaul in einen spitzen Winkel mit der Wand brachte, worauf das Bübchen vergnügt lächelte und die Promenade um sämmtliche Zimmerwände ihren ungestörten Fortgang nahm.

Frau Brenner war unterdessen in das Nebenzimmer getreten, hielt aber die Thür geöffnet und winkte nun dem Arzte, näher zu kommen.

Dieses Gemach, welches der Armenarzt betrat, war viel kleiner, als das erstere, und wenn es auch im Allgemeinen ebenso einfach, fast ärmlich möblirt war, so sah man hier doch manches, was an bessere Tage der Besitzerin erinnerte. So hatte das einzige Fenster Vorhänge von gestreiftem Kattun, auf einer Kommode in der Ecke befand sich ein elegant zu nennendes Kistchen von polirtem Holz mit Messingbeschlägen, das Bett hatte eine saubere weiße Decke, und über demselben sah man in einem Goldrahmen die lithographirten Portraits eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame.

Die Bewohnerin dieses Zimmers, nicht nur von der Brenner'schen Familie, sondern auch von allen ihren Bekannten die Frau Großmutter genannt, saß nahe bei dem Fenster in einem so bequemen als soliden und schönen Lehnstuhl. Es war das eine stattliche Frau, welche man nicht in diesem Hause und in dieser Umgebung zu finden erwartete, eine Frau, deren Aeußeres nicht unpassend erschienen wäre im reichsten Sammtfauteuil im elegantesten Salon, dessen Wände

mit seidenen Tapeten bedeckt wären. Sie bot in der That einen eigenthümlichen Anblick, die Frau Großmutter, und wenn man sie dasitzen sah nähend oder mit der feinen weißen Hand ihr Buch haltend, so hätte man glauben können, eine Dame aus hohem Stande mache sich das Vergnügen, vielleicht zu ihrem Zeitvertreib oder ihrer Belehrung das Leben einer geringen Familie, wie die des Jägers kennen zu lernen.

Die Frau mochte im Anfang der Sechzigen sein; ihr ehemals schwarzes Haar war stark ergraut, und auf dem immer noch schönen Gesichte bemerkte man Spuren tiefen Leidens. Wenn sie lächelte, so war dieses Lächeln schmerzlich anzusehen, und dabei zeigten sich sehr markirte Züge um Nase und Mund, die sich freilich wieder glätteten, wenn sie ruhig um sich blickte, aber doch nicht so ganz vergingen, um nicht auf dem untern Theile dieses edlen Kopfes etwas wie Müdigkeit und Abspannung zu hinterlassen. Nur die Augen glänzten ungetrübt und in wunderbarer Frische. Es war das ein prachtvolles Auge, tief dunkel und um so glänzender hervortretend, da das ganze Gesicht der alten Frau mit einer krankhaften, fast erschreckenden Blässe bedeckt war.

Als der Doktor in das Zimmer trat, nickte die Großmutter lächelnd mit dem Kopfe, ohne aber nur den geringsten Versuch zu machen, sich von ihrem Stuhl zu erheben. Der ganzen Haltung, namentlich aber dem imponirenden Blicke der Frau nach zu urtheilen, hätte man dieses Sitzenbleiben für Stolz halten können, aber das war es nicht. Die arme Großmutter konnte leider nur mit fremder Hülfe von ihrem Stuhle aufstehen; sie war seit zehn Jahren gelähmt, und wenn auch der obere Theil ihres Körpers mit vollkommener Freiheit und ungeschwächtem Vermögen wirken und handeln konnte, wenn auch ihre geistigen Fähigkeiten nicht im Geringsten gelitten hatten, so war sie dagegen, was den untern Theil ihres Körpers betrifft, hülfloser als ein neugeborenes Kind.

Die Großmutter war in ihrer Jugend Kammerfrau einer vor-

nehmen Dame gewesen. Damals hatte sie durch einen Sturz mit dem Wagen einen schweren Fall gethan, durch den ihr Rückenmark, wenn auch scheinbar sehr leicht, verletzt worden; doch dauerte es nicht lange, so zeigten sich schon die Spuren ihrer jetzigen Krankheit. Mit einer Willenskraft, die ihres Gleichen sucht, hielt sie sich manches Jahr aufrecht und besorgte ihre häuslichen Geschäfte, wenn auch oft unter fürchterlichen Schmerzen. Endlich mußte sie ihren Dienst aufgeben und heirathete einen Mann, den sie seit ihrer Jugend gekannt und doch nie kennen gelernt hatte. Sie war unglücklich mit ihm, und als er bald nach der Geburt ihrer einzigen Tochter starb, sah sie ihre geringe Habe so zusammengeschmolzen, daß sie nur im Stande war, durch die angestrengteste Arbeit ihrer Hände sich und ihr Kind zu erhalten. Einige Jahre darauf starb ihre ehemalige Herrin und hinterließ ihr zum größten Glücke, im Andenken an die vielen guten und treuen Dienste, welche sie ihr geleistet, ein kleines Jahrgehalt; denn nun trat die Zeit ein, wo sie an ihren Stuhl gefesselt blieb und ihren Arbeiten nicht mehr nachgehen konnte. Aber das Maß ihres Unglücks sollte deßhalb noch nicht gefüllt sein. Ihre einzige Tochter, welche sie so sorgfältig als möglich erzogen, welcher sie, nachdem sie herangewachsen war, Auszüge aus ihrer eigenen Ehestandsgeschichte, wenn auch auf die schonendste Weise für den verstorbenen Vater, zu Nutz und Frommen mitgetheilt, beging den thörichten Streich, sich nicht nur in ihren jetzigen Mann zu verlieben, sondern Umstände herbeizuführen, welche der armen Mutter eine Einwilligung zur Heirath mit Herrn Brenner abzwangen.

Diese Heirath war nun in der That nicht gut ausgefallen. Herr Brenner, obgleich ein hübscher Mann, war ziemlich roh und jähzornig, und was er von Bildung besaß, schrieb sich vom Walde her und allenfalls aus dem Bedientenzimmer, nicht zu gedenken der kleinen Kneipen, welche der herrschaftliche Jäger mit seinen Kameraden häufig aufsuchte. Er war im Ganzen gerade kein böser Mensch, doch da sich die Familie stark vermehrt hatte und das Einkommen deßhalb nicht

gestiegen war, so fehlte es trotzdem, daß die Großmutter den größten Theil ihrer kleinen Pension zum allgemeinen Besten hergab, doch an allen Ecken und Enden, und wenn Frau Brenner auch aufs Aeußerste sparte, um die Schäden und Mängel des Hauswesens so viel als thunlich vor ihrem Manne zu verdecken, so gab es doch Fälle genug, wo ihre Armuth in gar zu nackter und abschreckender Gestalt zu Tage trat.

Wenn es auch nicht zu loben war, daß den Jäger ein peinliches Gefühl überschlich, wenn er aus dem von Ueberfluß strotzenden Hause seines Herrn, aus den glänzend erleuchteten warmen und duftigen Räumen über seine wackelige Treppe in die ärmliche Behausung stieg, so ist dieses Gefühl doch erklärlich, wie denn überhaupt Leute von wenig oder mangelhafter Bildung so gern geneigt sind, Vergleiche mit der Lage ihrer Nebenmenschen anzustellen und sich durch den Unterschied unglücklich zu fühlen.

Wenn auch also die Großmutter zur Begrüßung des Doktors nicht aufstand, so sah man doch an der Art und Weise, wie sie ihm zunickte und die Hand gegen ihn bewegte, daß Beide recht gut mit einander bekannt waren. Der Armenarzt lächelte freundlich, als er die Schwelle des Zimmers übertreten hatte, neigte den Kopf ein wenig auf die linke Seite, wobei er die alte Frau forschend durch seine Brille ansah und sagte im fröhlichsten Tone von der Welt: „Sie werden mir zugeben, Frau Großmutter, daß ich kein Narr zu nennen bin, wenn ich heute wieder seufzend mein Bedauern ausspreche, daß wir Beide uns nicht früher kennen gelernt haben. — Na, das Paar! — Item, Frau Brenner“ — wandte er sich an die Frau des Jägers — „Sie würden sich Ihres zweiten Papa's auch nicht zu schämen gehabt haben; denn das werden Sie mir zugeben, wenn bei mir eine Doktorin wäre, die mein Aeußeres pflegte und aufputzte, so sollten Sie Ihr blaues Wunder sehen. Item, es ist jammerschade.“

Ueber die Züge der alten Frau fuhr bei diesen Worten ein kurzes Lächeln, und sie gab dem Doktor zur Antwort: „Es ist von einem

Arzte recht schön, wenn er seine Kranken mit kleinen Späßchen zu unterhalten weiß, und darin sind Sie Meister, Herr Doktor, das muß man Ihnen lassen."

„Ja, wenn es nur ein Spaß wäre," erwiderte komisch seufzend der Armenarzt; „aber, — item, sprechen wir von etwas Anderem! Doch werden Sie vorher mir noch erlauben, zu bemerken, daß ich wahrhaftig nicht immer spaßhaft aufgelegt bin. Es gibt Leute genug, die mich zu ärgern verstehen, und in dem Falle kann ich sehr unangenehm werden."

Bei diesen Worten war er an den Stuhl der alten Frau gelangt und bot ihr seine Hand, indem er hinzufügte: „Nun, wie geht's denn eigentlich, Frau Großmutter?"

„So gut wie möglich. Aber kommen Sie in der That nur hieher, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen?" sagte die alte Frau, indem sie ihn forschend ansah.

Der Doktor hustete leise hinter der vorgehaltenen Hand, schielte nach der Frau des Jägers hinüber und versetzte alsdann: „Großmutter, Großmutter! ich glaube, Sie sehen einem an, was man denkt. Doch werden Sie mir zugeben, daß — zu wissen, wie Sie sich befinden, für mich immer eine Hauptsache ist. Daneben habe ich Ihnen freilich noch etwas vorzutragen, item, Ihren Rath zu hören."

Die Großmutter blickte ihre Tochter an, worauf diese sogleich einen Stuhl herbeiholte, und während sich der Doktor niederließ, die Brille etwas fester an die Augen schob und dem Stocke mit dem silbernen Knopfe seinen gewöhnlichen Platz zwischen den Knieen anwies, zog die Frau ein feines Taschentuch hervor, fuhr leicht über ihr Gesicht und richtete dann die großen, klaren Augen auf den Armenarzt.

„Es handelt sich um den Gottschalk," sagte dieser; „und da ich weiß, daß sie die langen Berichte nicht lieben, so will ich mich kurz fassen. Der Gottschalk war also gestern Abend hier. Er hat sich ein bischen verspätet, und als er an die Hausthür seines Meisters kam, war diese verschlossen; er hatte aber nicht den Muth anzuklopfen."

„Und es regnete so arg!“ setzte Frau Brenner mit leiser Stimme hinzu.

„Ja, es regnete stark,“ fuhr der Armenarzt fort; „item, der dumme Bube — dumm war er, das werden Sie mir zugeben, denn sonst hätte er tüchtig angeklopft — blieb im Regen stehen, was weiß ich, wie lange! item, vielleicht eine Stunde, anderthalb Stunden.“

Während die Großmutter ihre klaren Augen fortwährend ruhig auf den Erzähler richtete und sich kein Zug in ihrem marmorbleichen Gesichte bewegte, seufzte Frau Brenner tief auf, ihre Augen zwinkerten, und ihre blassen, dünnen Lippen zitterten eigenthümlich. Es muß für ein Mutterherz ein gar trauriges Gefühl sein, zu wissen, daß ihr Kind, nothdürftig bekleidet, bei Nacht und Regen stundenlang auf der Straße stehen mußte, und es fühlt das mit, als wenn es in demselben Augenblicke erst geschähe. Es hört den Wind sausen und sieht den Regen niederströmen. Es fühlt den einzelnen Tropfen, wie er sich langsam durch das fadenscheinige Röckchen durchdrängt und kältend den zarten, kleinen Körper berührt, den sie an ihrem Busen so oft gewärmt, die kleinen Schultern, Brust und Rücken, die sie mit Tausenden von Küssen bedeckt. Sie sieht ihn frieren, den armen kleinen Buben, und wenn sie das bedenkt, so möchte ihr Herz brechen, daß sie nicht in der Nähe war, um für ihn Regen und Wind auszuhalten. Jetzt aber hilft all ihr Denken nicht mehr, selbst nicht einmal die zwei großen Thränen, die langsam über ihr bleiches Gesicht hinabrollen.

Die Großmutter sieht diese Thränen, doch schüttelt sie leicht mit dem Kopfe, und ihre Tochter bemüht sich, heiter auszusehen, besonders da sie den Doktor hastig fragen muß: „Und nachher? — Und nachher?“

„Ruhig, ruhig, Frau Brenner!“ entgegnete der Armenarzt, wobei er seinen Zeigefinger in die Höhe hob; „lassen Sie mir Ihre Alteration sein, Sie werden mir doch zugeben, daß ich nicht mit einem so vergnügten Gesicht vor Sie hintreten würde, wenn dem Buben irgend ein Unglück geschehen wäre.“

„Herr Gott im Himmel, habe Dank!“ dachte die Frau.

„Item, es ist kein Unglück geschehen, — item, er hat die Nacht nicht auf der Straße zugebracht, wie Sie wohl glauben mögen; ich habe ihn heute Morgen schon gesehen, und es geht ihm gut.“

„Aber etwas Außergewöhnliches ist doch vorgefallen?“ fragte die Großmutter.

„Allerdings; indessen bei aller Kälte und Nässe, die der arme Bube ausstehen mußte, doch etwas Lustiges, etwas ganz Lustiges. Es mochte also bald Elf geworden sein, Gottschalk stand noch immer auf der Straße; da kommt zufällig ein Bekannter von mir vorbei, ich kann Sie versichern, ein braver Mann. Sie kennen ihn nicht, Frau Großmutter, item, wohnt mit mir in Einem Hause, kommt also vorbei und sieht einen kleinen Buben in Regen und Wind vor dem Fenster stehen; und, daß ich's nicht vergesse, in dem wichtigen Augenblicke, wo sich der Gottschalk ein Herz gefaßt hat, wo er an die Fensterscheiben geklopft und wo Meister Schwörer, aber erst auf Zureden seiner Frau, die nicht so übel ist, gerade den Hausschlüssel hinauswerfen will. — Nun werden Sie mir aber zugeben, wenn man Nachts so einen kleinen Mann allein auf der Straße stehen sieht, da hält man an und erkundigt sich nach dem Warum — so that denn auch mein Freund. Es ist das eine lange Gestalt mit einem bleichen und hageren Gesichte. Sein Mantel hatte ein blutrothes Futter, was weiß ich! Item, ich will zugeben, er sieht bei Nacht etwas unheimlich aus. Also, — während der Schneider den Schlüssel hinauswerfen will, sagte er zu Gottschalk, er sei ein gottloser Bube, und der Teufel werde ihn gewiß einmal holen. — Da auf einmal steht die lange Gestalt vor dem Fenster, — aber ich bitte Sie, Frau Brenner,“ unterbrach sich der Arzt, „sehen Sie doch nicht so entsetzlich alterirt aus, sonst kann ich unmöglich weiter erzählen.“

„Aber es ist mein Kind!“

„Und, lieber Herr Doktor?“ fragte die alte Frau mit ihrem ruhigen Blicke.

„Nun, Sie werden mir zugeben," fuhr der Arzt lustig fort, „daß der Schneidermeister, dem der Kopf voller Dummheiten der Art steckt, des festen Glaubens ist, der Teufel sei wirklich erschienen und habe den Buben geholt."

Bei diesen Worten zuckte die Mutter schmerzlich zusammen; doch faßte sie sich gewaltsam und fragte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: „Und Ihr Bekannter, jener Fremde?"

„Daß der empört war über des Schneiders Hartherzigkeit, brauche ich Ihnen eigentlich nicht zu sagen. Item, er nahm den Knaben nach Hause, hat ihn auf eine rührende Art verpflegt, — ja, Frau Brenner, auf eine rührende Art, und nun ist er wohlbehalten und wohlversorgt, wie ich Ihnen schon sagte, in dem Hause, wo auch ich wohne."

Die Großmutter hatte dieser Erzählung schweigend zugehört, und als der Doktor geendigt, sagte sie nach einer kleinen Pause: „Nun, was denken Sie?"

„Was ich denke?" erwiderte der Armenarzt, während er seinen Kopf in die Höhe hob und seine Brillengläser im Lichte glänzen ließ, „Sie werden mir erlauben, zu denken, daß man den kleinen Buben nicht mehr zu Meister Schwörer zurückgehen läßt."

Frau Brenner hatte ihre Hände gefaltet und nickte mit dem Kopfe.

„Der Gottschalk hat einen aufgeweckten Kopf; schreiben und rechnen kann er wie ein Alter; und, Frau Großmutter, wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn sehr wohl leiden kann, so werden Sie mir zugeben, daß das auch etwas ist, obgleich ich weder reich noch vornehm bin. — Item, man sucht eine passende Beschäftigung für ihn, und über diesen Vorschlag wollte ich Ihre Meinung hören."

„Aber mein Mann?" fragte besorgt die Frau des Jägers.

Der Doktor machte eine leichte Bewegung mit der Hand gegen die alte Frau, wobei er versetzte: „Das muß schon die Frau Großmutter so freundlich sein, über sich zu nehmen. Ist sie doch die Ein-

zige," setzte er achselzuckend hinzu, „die mit dem Herrn Brenner gehörig fertig wird. Nicht wahr, Frau Großmutter?"

„Ich kann wohl sagen, er respektirt mich," antwortete die alte Frau mit ihrem unbeweglichen Gesichte.

„Hat auch seine Ursachen, hat wahrhaftig seine Ursachen," versicherte der Armenarzt. „Item, man muß ihm Alles sagen; vor allen Dingen, daß der Schneider steif und fest glaubt, der Teufel habe den Buben — habe sich ins Spiel gemischt," verbesserte er sich, als er bemerkte, wie Frau Brenner ihre Lippen zusammenpreßte. „Aber er darf Niemandem sagen, wo der Knabe ist, und Sie auch nicht, das muß ich mir ausbitten. Heute oder morgen muß Meister Schwörer hieher kommen, er muß das Verschwinden Gottschalks anzeigen, und das gibt einen kolossalen Spaß. Sie werden mir erlauben, daß ich mich wie ein Kind darauf freue." — Er rieb sich vergnügt die Hände. „Habe ich Recht oder Unrecht?" fragte er alsdann.

Der Mutter des Knaben mochte diese Geschichte nicht ganz behagen; sie schaute fragend auf die alte Frau, die mit ihren glänzenden Augen in weite, weite Fernen zu blicken schien und mit der Hand leicht über ihre Stirne fuhr.

„Meint Ihr *nicht*, Mutter?" fragte schüchtern Frau Brenner.

„Bst! bst!" sagte der Doktor mit einer abwehrenden Handbewegung, „die Frau Großmutter denkt nach und wird schon das Richtige finden."

Darauf stützte er das Kinn auf den Stockknopf, blickte an die Decke empor, blinzelte mit den Augen und machte mit dem gespitzten Munde Bewegungen, als pfeife er irgend eine unhörbare Melodie. Nach einem längeren Stillschweigen hustete die Großmutter leise, fuhr mit dem Taschentuche abermals über ihr Gesicht und sagte dann mit einem kleinen, kleinen Lächeln: „Herr Doktor, ich habe Sie zu gern, um Ihnen den Spaß zu verderben, denn ich sehe Ihnen an, daß Sie viel Werth darauf legen. Thun wir also so, wie Sie wünschen. — Wenn dein Mann nach Hause kommt," wandte sie sich an ihre Tochter,

„so schicke ihn zu mir, ich werde ihm die Sache auseinander setzen, und dann kann er mit seinem früheren Freunde, dem Meister Schwörer, machen, was ihm gut dünkt."

„Bravo! bravo!" jubelte der Arzt. „Und Herr Brenner ist der Mann, den Schneider tüchtig zwischen die Zange zu nehmen. — Verdient es auch, daß er ein bischen gekniffen wird. Das ist eine trostlose Wirthschaft in dem Hause. Mich dauern nur Weib und Kinder."

„Er gehört zu den sogenannten Frommen?" fragte die Großmutter.

„O ja," seufzte der Doktor, indem er auf eine wahrhaft komische Art die Augen verdrehte. „Zu denen, die immer eine halbe Elle Tuch mehr brauchen, als jeder andere ehrliche Schneidermeister, und die mit der glühenden Nadel nähen, so daß alle Nähte schon nach vier Wochen aus einander platzen. — Aber jetzt muß ich mich schleunigst entfernen," setzte er hinzu, indem er aufstand. „Habe heut Morgen schon ein paar kostbare Stunden verplaudert, Frau Großmutter, halten Sie mich in gutem Andenken. Einen der nächsten Abende werde ich wieder kommen und eine Partie Piquet mit Ihnen spielen, item, der Frau Großmutter das Geld abgewinnen."

Die alte Frau lächelte ein klein wenig, worauf Doktor Flecker lustig rief: „Nun, das werden Sie mir aber doch wohl zugeben, und gnädigst erlauben, daß ich mein Geld nicht verliere; item, unter einer Quint und vierzehn Aß werde ich es schon gar nicht thun. — Adieu, adieu!"

Frau Brenner begleitete den Armenarzt auf den Gang hinaus; doch war dieser nicht der Mann, trotz der vorgeschützten Eile sich so schleunig zu entfernen. Zuerst blickte er nach dem Palmarum, der mitsammt seinem zweibeinigen Pferde aus dem Zimmer verschwunden war, und als er ihn auch draußen auf dem Corridor nicht sah, schien die halb angelehnte Küchenthür, durch welche dichte Wasserdämpfe herausqualmten, auf den Armenarzt eine besondere Anziehungskraft auszuüben.

„Da wüthet gewiß Judica," sagte er. „Ich muß einen Augenblick nach Judica sehen."

„Dort in der Küche sieht es aber gerade nicht schön aus," meinte Frau Brenner.

„Nun also, dann ist es meine Pflicht, nach ihr zu sehen."

Und ehe er diesen Satz noch ganz vollendet hatte, war er schon an der Küchenthür und öffnete sie weit. Hinter derselben befand sich ein geräumiges und sehr räucheriges Lokal mit einem großen Herde und einem schwarzen Kaminschoß darüber, den man, sowie ein paar Schüsseln und Teller, die auf dem Rande desselben standen, nur in unsicheren Umrissen durch den qualmenden Wasserdampf hindurch bemerkte. Dieser Wasserdampf stieg aus einer großen Holzbütte auf, an welcher ein junges Mädchen stand, die man auch nur wie eine Nebelgestalt sah.

„Teufel, da wird stark gewaschen!" sagte der Doktor, der auf der Schwelle stehen blieb. Und Frau Brenner rief in die Küche hinein: „Margaretha, komm einen Augenblick heraus!" worauf das Mädchen hinter der Waschbütte vor und auf den Gang trat. Hinter ihr, sich mit der Hand an ihrem Rocke haltend, kam Palmarum, der die Abwesenheit der Mutter benutzt hatte, um einen Besuch in der Küche zu machen und sich dort auf seine Art nützlich zu beschäftigen.

Als der Armenarzt freundlich näher trat und der jungen Wäscherin seine Hand entgegen streckte, wich diese lächelnd zurück, wobei sie auf ihre Arme und Hände wies, die mit dickem Seifenschaum bedeckt waren. Trotzdem aber, sowie auch ungeachtet ihres ärmlichen Anzuges, mußte man dieses Mädchen mit Interesse betrachten. Sie war vielleicht siebenzehn Jahre alt, hoch, schlank, untadelhaft gewachsen, und dazu hatte die Enkelin der Frau Großmutter auf eine so merkwürdige Art deren schönes Gesicht geerbt, namentlich die großen strahlenden Augen, daß man hätte glauben sollen, man sähe die alte Frau selbst, befreit von

einigen vierzig Jahren, die mit Kummer und Entbehrungen aller Art ihre Züge verhärtet und mit jener so auffallenden krankhaften Blässe bedeckt hatten.

Margaretha war eine prächtige Erscheinung, und wie sie so vor dem kleinen Doktor stand, drückte dieser mit ausgesprochenem Wohlbehagen seine Brille fester an die Augen und blinzelte vergnügt nach dem schönen Mädchen hin.

„Du hättest mich nicht rufen sollen, Mutter," sagte sie mit einer so sanften Stimme, daß sie fast nicht im Einklange stand mit der imponirenden Haltung und dem ausdrucksvollen Kopfe. „Ich muß mich ja schämen, wenn mich der Herr Doktor so sieht."

„Possen, Possen!" versetzte dieser. „Sie werden mir zugeben, liebe Judica — Margaretha wollt' ich sagen," verbesserte er seine Ansprache auf einen Blick aus ihren großen Augen — „Sie werden mir also zugeben, daß ein Arzt alle möglichen Toiletten sehen darf — sehen muß. Item, es war mir rein unmöglich, das Haus zu verlassen, ohne nach Ihnen gesehen zu haben. — Es geht Ihnen gut?"

„Ich danke, Herr Doktor," sprach Margaretha; mir fehlt nichts, und ich bin zufrieden."

„Das ist ein Glück, liebes Kind, das ist ein großes Glück! Wer in unserer Stellung kann das von sich sagen? — Zufrieden! Ja, wenn man zufrieden ist, da ist man auch bedingungsweise glücklich. Und die Wäsche geht gut von der Hand?"

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

„Nun, dann bin ich für jetzt auch zufrieden," sagte der gute kleine Armenarzt, wobei er trotz des Widerstrebens von Seiten Margarethens eine ihrer Hände ergriff und sie so herzlich schüttelte, daß der Seifenschaum in weißen Flocken umher flog und er sein Taschentuch hervor zog, um sich abzutrocknen. „Aber jetzt habe ich alle Zeit, fortzukommen," rief er dann. „Behüt euch Gott mit einander!"

Damit war er schon an der Treppe und hüpfte hinab.

Margaretha blieb noch einen Augenblick stehen, da ihr die Mutter

etwas sagte, bevor diese in die Stube zurückkehrte; dann ging auch sie wieder an ihre Arbeit, gefolgt von dem kleinen Palmarum, der mit der rechten Hand ihren Rock festhielt, während er in der linken eine kleine Blechschale voll Wasser trug, worin das zweibeinige hölzerne Pferd lag.

Sechstes Kapitel.

Nadelstiche.

Wenn du ein Mann bist, geliebter Leser — und in diesem Falle ist die Einleitung zu vorliegendem Kapitel absonderlich für dich geschrieben — so hast du gewiß in deinem Leben schon Gelegenheit genug gehabt, Widerwärtigkeiten aller Art zu ertragen, Kummer und Verdruß über dich ergehen zu lassen, und warst stark genug, dich den Schlägen des Schicksals muthvoll entgegenzustellen. Du hast Verluste erlitten, schwere, unersetzliche; sie haben dich erschüttert, aber nicht gebeugt. Du sahst dich fast erdrückt von Verhältnissen, die feindlich auf dich einstürmten; du hattest die Kraft, sie einzeln zu beseitigen, dich aus einem gefahrvollen Labyrinthe zu befreien. Dein Muth stählte sich an den Hindernissen, die dir in diesem Leben entgegentraten, deine Energie wurde scharf wie ein Rasirmesser, und wenn dich Jemand über den Löffel barbieren wollte, so kamst du ihm zuvor, und er verließ dich mit langer Nase und sehr glattem Kinn.

Ja, geneigter Leser, wer halbwegs ein Mann ist in der schönen Bedeutung des Wortes, wem ein frisches und kräftiges Herz in der Brust schlägt, der läßt sich nicht leicht niederbeugen von dem, was wir Schläge des Schicksals nennen. Er gleicht einem Bogen von sehr gutem Stahle, der freilich jetzt der Gewalt nachgebend, sich zusammen-

drücken läßt, um aber gleich darauf kräftig aus einander schnellend, den scharfen Pfeil in das Herz seiner Feinde zu schleudern. Mag sich sein Himmel noch so finster überziehen, er wartet getrost auf gutes Wetter; mag er augenblicklich unterliegen, er wird sich wieder aufrichten, um mit neuem Muthe seine Bahn zu wandeln.

So ist ein kräftiges Gemüth bei den großen Widerwärtigkeiten des Lebens. Aber wie das edle Roß, den Sporn nicht achtend, über Gräben und Hecken hinwegfliegt und alle großen Hindernisse, die ihm entgegentreten, übersetzt oder durchbricht, und dagegen nicht im Stande ist, die Stiche blutdürstiger Insekten zu ertragen, sondern fort und fort wieder sie schlagend und beißend sich abmüht und abplagt, bis es endlich ermattet zusammensinkt, was ihm selbst nie geschah nach Beendigung der längsten und hindernißvollsten Bahn: so sind es auch für uns, geneigter Leser, nicht die gewaltigen Schläge des Schicksals, die uns darniederwerfen, sondern die kleinen, feinen Nadelstiche, die uns nach und nach mürbe machen.

Nadelstiche in dieser Bedeutung sind die kleinen, an sich wenig sagenden Ereignisse, die, im Einzelnen wohl erträglich, dagegen sich immerwährend folgend zu einer Kette bitterer Qual werden. Diese Nadelstiche entstehen oft aus den geringfügigsten und lächerlichsten Ursachen, sind aber im Stande, ein Leben zu vergiften. Leider kann man diese Nadelstiche nicht in ein System bringen; sie sind rein individuell; sie springen hervor aus den Worten, ja, Mienen deines Nächsten; sie treffen dich aus heiterer Luft, sie kommen aus dem Kissen, auf dem du sitzest; sie sind für dich Unglücklichen verborgen in Wasser, Feuer und Erde, kurz, in allen Elementen; sie lauern unter einem unerwiderten Gruße, sie stecken in einem zur Unzeit abgerissenen Hosenknopfe, sie machen sich fühlbar in engen Stiefeln, in einem plötzlichen Regenwetter, wenn du ohne Parapluie ausgehst, in einem Kothspritzer, wenn du, um einen Wagen zu ersparen, in lakirten Stiefeln zu Fuß zu einem Balle oder Diner gehst. Für den, der für diese Plagen inclinirt, sind sie miasmatisch; sie verfolgen ihn wie die Bremsen das arme Pferd,

und wenn er selbst einmal einen ganzen Tag Ruhe gehabt hätte, so haben sie sich beim Zubettegehen vielleicht unter sein Lager versteckt, dessen Bretter auseinander brechen und ihn unfreiwillig auf den Boden niederlegen, oder sie dringen aus seinem Kopfkissen hervor und überfallen ihn in Gestalt aufgeregter Nerven und lassen ihn während der ganzen Nacht keine Viertelstunde die heißersehnte Ruhe finden.

Aber wie es in dem Sprichwort heißt: Bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden, oder wie der Dichter sagt:

Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen —

so sind die uns vom Schicksal und von den Verhältnissen gespendeten Nadelstiche nicht so tief treffend und schmerzhaft, als die, womit uns liebe Angehörige fortwährend bewirthen.

Ein trüber Tag, wenn rings am Himmel Regenwolken drohen und ein scharfer Wind durch die Straßen saust, ist nicht so geeignet, beim Aufstehen einen gleich frohen Muth zu verleihen, als wenn draußen vom klaren blauen Himmel die Sonne herab scheint, die ganze Welt freundlich küßt und mit einem so lieben Gruße erweckt, daß man nothgedrungen ebenso antworten und mit einem heiteren Gesichte in den jungen lachenden Tag hinein blicken muß.

Es ist also ein ziemlich bewölkter Himmel, die Straßen sind naß und schmutzig vom gestrigen Regenwetter, und der Rechtsconsulent Plager steht vor einem kleinen Handspiegel, den er an dem Fenster aufgehängt, eben im Begriffe, eine schwarze Halsbinde anzulegen. Er hat die beiden Enden derselben erfaßt, zieht sie rechts und links von sich ab und scheint nicht dazu kommen zu können, den gewöhnlichen künstlichen Knoten zu machen. Auch blickt er neben dem Spiegel vorbei in den grauen Tag, und wenn man seine finstere, verdrießliche Miene betrachtet, die vorgeschobene Unterlippe und die zusammengezogenen Augenbrauen unter den tiefen Stirnrunzeln, so könnte man auf die erschreckliche Vermuthung kommen, der Rechtsconsulent habe

gar nicht im Sinn, seine Halsbinde zu knüpfen, sondern er mache, an den beiden Enden ziehend, einen gelinden Selbstmordversuch.

Doch ist nach ein paar Sekunden die gefahrvolle Krisis überstanden. Der Rechtsconsulent spitzt seinen Mund, blickt seufzend in den Spiegel, und gleich darauf ist einer der zierlichsten Halstuchknoten fertig, welche man nur sehen kann. Das Zimmer, in dem sich der Rechtsconsulent befindet, ist hoch, geräumig, sanft erwärmt, und die Möbel in demselben zeugen von Wohlhabenheit. Es ist ein Schlafzimmer, das beweist das Bett in der ersten Ecke, und da in der linken Ecke noch ein anderes Bett steht, von seinem Besitzer augenscheinlich erst vor Kurzem verlassen, so kommen wir auf die Vermuthung, daß auch eine Rechtsconsulentin vorräthig ist, und diese Vermuthung wird zur Wahrscheinlichkeit, da wir auf dem Fußboden vor dem zweiten Bette allerlei weibliche Kleidungsstücke — leider müssen wir sagen, etwas unordentlich zerstreut — umherliegen sehen.

Ja, es existirt eine Frau Rechtsconsulentin; wir hören sie aus dem Nebenzimmer mit lautem Lachen einigen Kinderstimmen antworten, die mit sehr vielem Geschrei ihre kleinen Bedürfnisse anzeigen. Der Rechtsconsulent hat indessen seine Toilette so weit hergestellt, daß er sie vermittelst einer Haarbürste vollenden kann. Doch sucht er dieses Instrument lange vergeblich auf seinem Toilettentische und sonst in seiner Stube herum, und als er es endlich unter einem Unterrocke findet, umdüstert sich seine Stirn wieder gewaltig, indem er bemerkt, daß die Haarbürste zum Abputzen von Stiefeln benutzt worden war. Nachdem er sie sorgfältig gereinigt, vertheilt er sein etwas dünnes Haar so kunstreich auf dem Kopfe, daß nirgends eine allzustarke Blöße sichtbar bleibt. Dann nimmt er den Spiegel von dem Fenster weg, öffnet die Flügel desselben und schaut einen Augenblick auf die Straße hinab, ehe er sich zum Frühstücke ins Nebenzimmer begibt, wobei er jedoch nicht vergißt, die entweihte Haarbürste unter dem Arme mit sich zu nehmen. Daß er zu gleicher Zeit über Damenstiefel, Strümpfe und

sonstige umherliegende Kleidungsstücke wegsteigen muß, dient auch keineswegs dazu, seinen üblen Humor zu zerstreuen.

Besser wäre es übrigens gewesen, der Rechtsconsulent hätte noch etwas länger zum Fenster hinausgeschaut; denn das Nebenzimmer, wo sich die Familie zum Kaffee zu versammeln pflegte, war noch von einem Chaos beherrscht, das die Freuden eines behaglichen Frühstücks gerade nicht erhöhte. Auf einem großen runden Tische befanden sich Tassen, Kannen, Gläser, auch Brod und silberne Löffelchen; doch schien alles das Platz genommen zu haben, wo es der Zufall eben hingeworfen. Dabei hatten sich diese Gegenstände scheu auf eine Seite des Tisches zurückgezogen, während an der andern zwei Kopfkissen lagen, auf welchen die beiden Kinder des Rechtsconsulenten, ein Knabe und ein Mädchen von fünf bis sechs Jahren, noch sehr im Negligé saßen. Während die Rechtsconsulentin beschäftigt war, den einen Fuß des Mädchens mit einem Strumpfe zu bekleiden, versuchte eine ältere Frau, deren Bekanntschaft wir später ebenfalls machen werden, dem Kinde an dem andern Fuß den Schuh anzuziehen und das Band an demselben zu knüpfen, was ihr erst nach einigen Schwierigkeiten gelang, da dasselbe gestern Abend beim Ausziehen abgerissen war und jetzt wieder zusammengeknüpft werden mußte. Dem Knaben widmete sich die Magd des Hauses und bearbeitete sein Gesicht mit einem großen Schwamme; doch mußte sie dabei viel Kunst und Ausdauer anwenden, denn der Kleine fuhr schreiend mit dem Kopfe nach allen Seiten, was zur Folge hatte, daß die Wassertropfen aus dem Schwamme und vom Gesichte weit umher, auf Kaffee, Milch und Brod spritzten.

Als der Rechtsconsulent ins Zimmer trat, blieb er wie erstaunt stehen und räusperte sich laut. Dann zuckte er die Achseln und sagte: „Aber, liebes Kind, wie oft soll ich dir es wiederholen, daß es denn doch beim Himmel nicht passend ist, die Kleinen auf dem Frühstückstische anzuziehen! Abgesehen davon, daß in ihrem Schlafzimmer vollkommen Platz dazu ist, finde ich es sehr unappetitlich, mit Seife und Waschwasser neben Butter und Brod zu verkehren."

„Du weißt aber auch, daß das selten geschieht," entgegnete die Rechtsconsulentin, ohne aufzublicken. „Gott! man kann nicht immer, wie man will. Babette hat im Schlafzimmer aufgeräumt, weil dort gleich geputzt werden soll."

„Das hätte man vorher thun können," meinte der Rechtsconsulent. „Ich bemerkte Dir nur, das Eßzimmer sei kein passender Ort zum Anziehen."

„Es geschieht ja auch nie im Eßzimmer," entgegnete die Frau in etwas gereiztem Tone.

„Nie?" fragte der Rechtsconsulent mit einem seltsamen Lächeln.

„Nie," erwiderte bestimmt die Frau; worauf die ältere Dame, die noch immer an dem Schuh knüpfte, hinzusetzte: „Nein, Herr Schwiegersohn. Man zieht die Kinder nie im Eßzimmer an."

Der Rechtsconsulent blickte duldend gen Himmel und murmelte, wie zu sich selber sprechend: „Also was ich mit meinen Augen sehe, ist nicht geschehen!"

„Und wenn es wirklich einmal geschehen wäre," fuhr die Schwiegermutter fort, „so sind es ja Ihre Kinder, und da kann von unappetitlich doch keine Rede sein."

„Ja, Mama," setzte die Frau hinzu, „wenn man aber seine Kinder nicht besonders lieb hat, so findet man natürlicher Weise an den Würmern alles unappetitlich."

„Das habe ich aber durchaus nicht gesagt, daß meine Kinder unappetitlich seien," erwiderte der Rechtsconsulent mit sehr finsterem Blicke und indem er die Haarbürste wie einen Dolch faßte.

„Gesagt nicht, aber gedacht," fuhr die Schwiegermutter fort, während sie sich erhob und dem kleinen Mädchen einen schmatzenden Kuß auf den Mund gab, wonach sie sagte: „Du armes Kind! wir mögen Dich recht sehr, wenn dich auch dein Vater nicht leiden kann."

Wieder blickte der Rechtsconsulent gen Himmel und begann nach Luft zu schnappen, wie ein Fisch auf dem Sande. Darauf erhob er

drohend die Haarbürste und schien in Betreff derselben eine furchtbare Anklage formuliren zu wollen. Doch besann er sich eines Besseren und sprach mit ziemlich sanfter Stimme: „Ich habe bitten wollen, künftig meine Haarbürste nicht mehr zum Schuhabputzen zu gebrauchen."

„Die Haarbürste zum Schuhabputzen!" rief Madame Plager scheinbar mit großem Erstaunen; doch war dieses Erstaunen offenbar etwas erkünstelt. — „Babette, weiß Sie was davon?"

Babette blickte in die Höhe und schüttelte den Kopf ebenfalls mit größter Verwunderung, daß es überhaupt nur möglich sei, eine Haarbürste zu etwas Anderem zu benutzen, als die Haare damit zu bürsten, wobei sie aussah wie ein Bild der Unschuld. Die Schwiegermutter aber zuckte mit den Achseln und sagte halblaut zu ihrer Tochter: „Laß es gut sein, Emilie. Er hat wieder einmal seinen schlimmen Tag!" Worauf Beide auffallend seufzend wieder an ihre gemeinschaftliche Arbeit gingen, das kleine Mädchen anzuziehen, mit welchem Geschäfte sie denn auch nach einiger Zeit glücklich zu Stande kamen.

Nicht so gut gelang es der Babette, mit dem kleinen Schreihals fertig zu werden, der sich in den Kopf gesetzt hatte, ein gewisses Paar Beinkleider, schöne vortreffliche Höschen, durchaus nicht anziehen zu wollen.

„Aber, Fritzchen," sagte schmeichelnd die Magd, „das sind ja dieselben Höschen, die du so gern anhast. Siehst du, mit Herrentaschen! Darin kannst du deine Pfennige und deine Bretzeln aufheben."

„Ich will die anderen Hosen!" heulte Fritzchen.

„Aber die anderen Höschen sind noch von gestern naß und haben auch keine Herrentaschen," schmeichelte Babette. Dann setzte sie leiser hinzu, um den Spektakel zu Ende zu bringen: „Wenn du die Höschen anziehst, so schenkt dir die Mama einen Pfennig. Willst du?"

„Nein, ich mag nicht!" schrie sehr entschlossen der Sprößling des Herrn.

Dieser hatte sich nach der glänzend abgeschlagenen Haarbürsten-attaque finster und grollend nach Art der Schildkröten, so viel als möglich, in sich selbst zurückgezogen, d. h. er hatte das Kinn in die Halsbinde vergraben, die Schultern sehr in die Höhe gezogen und seine Hände unter die Schöße des Fracks gesteckt, zwischen denen aber die Haarbürste hervorragte, hin und her wedelnd im zornigen Auf- und Abschreiten des Rechtsconsulenten, wie der Schweif eines erzürnten Bullenbeißers. — Ueberhaupt nicht besonders rosenfarben gelaunt, hatte die kleine Scene mit Frau und Schwiegermutter seinen Ingrimm merkwürdig gesteigert, und als in diesem Augenblicke sein Stammhalter und Erbe das zweite bedeutungsvolle: „Ich mag nicht!“ ertönen ließ, wandte sich der Rechtsconsulent so heftig auf dem linken Absatz herum, daß die Frackschöße hinausflogen und zu gleicher Zeit die Haarbürste, deren Griff er losgelassen, um beide Hände frei zu bekommen.

Er brauchte aber auch in diesem Augenblicke seine beiden Hände. Mit dem rechten Arme hob er Fritzchen in die Höhe, worauf er mit der linken Hand einen unnennbaren Theil von dessen kleinem Körper kräftig zu bearbeiten begann, dabei ausrufend: „Ei, du magst nicht, mein Sohn? — Ei, du magst nicht? Wirklich, du magst nicht?“

Wir würden in diesem Augenblick Fritzchen Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, sein Geschrei habe sich verstärkt bei dieser unzarten Behandlung; im Gegentheil, die so plötzlich entwickelte väterliche Autorität wirkte in jeder Beziehung niederschlagend. Fritzchen schluchzte nur noch, aber so stark, daß ihn, wie man zu sagen pflegt, der Bock stieß, und dabei wandte er seine mit Thränen bedeckten Wangen der Babette zu, die sprachlos vor Erstaunen da stand und auf deren Gesicht man deutlich die Entrüstung darüber las, daß der Vater gewagt, sein unartiges Söhnchen abzustrafen.

Das kleine Mädchen aber, welches sich hinter den Tisch geflüchtet hatte, nahm sich begreiflicher Weise ihres Bruders an und schrie, als

ob sie am Spieße stecke: „Mama, Mama, Großmama! der Papa bringt Fritzchen um!“

Der Papa aber hatte nach geschehener Züchtigung seinen Sprößling auf das Kissen niedergesetzt, und da der Zorn bei ihm gewachsen war, so achtete er nicht die drohenden Blicke seiner Schwiegermutter, mit welchen diese würdige alte Dame eilig herbeikam, Fritzchen in ihre Arme nahm und abküßte, eben so wenig den vorwurfsvollen Ausruf seiner Frau: „Geht denn der ewige Spektakel und das Lärmen über uns unschuldige Geschöpfe schon wieder los?“ Er legte die Hände abermals auf dem Rücken zusammen, dieses Mal ohne Haarbürste, und schritt im Zimmer heftig auf und ab, mit einigermaßen wilden Blicken, ungefähr wie die des Löwen, welcher Blut schmeckt.

Daß sich Fritzchens stilles Weinen unter den Trostesworten von Mama und Großmama zum lauten Geheul steigerte, braucht nicht bemerkt zu werden. Fritzchen war absolut nicht zu beruhigen und gab sich erst dann zufrieden, als Großmama mit einem majestätischen Blick auf ihren Schwiegersohn den Ausspruch that, „daß die andern Höschen nicht anzuziehen seien, weil — weil — weil —“

„Sie inwendig zerrissen wären,“ setzte Babette hinzu.

Umsonst warf der Rechtsconsulent einen drohenden Blick hinüber. Was konnte er machen? Einer gegen Drei! und obendrein Ein Mann gegen drei Frauenzimmer! Er verbarg die Rechte unter seinem Frack auf der Brust, seufzte tief auf und verschwand zu seiner eigenen Beruhigung im Nebenzimmer.

Mittlerweile erhielten Mutter, Tochter und Magd die Zeit, der Kinder Toilette zu beendigen. Waschwasser, Schwämme und Kopfkissen wurden weggeräumt, die Tassen und Kannen an ihren Platz gerückt, und dann wurde berathschlagt, ob der Herr des Hauses überhaupt zum Kaffee zu rufen sei oder nicht, Großmama meinte, das Beste sei, sein eigenes bischen vorher mit Ruhe zu genießen; denn wenn er sich an den Tisch setzte, so wollte sie hundert gegen Eins wetten, daß das Gezänke augenblicklich wieder losginge.

„Daran wird es nicht fehlen," meinte seufzend und achselzuckend die Tochter. Babette sagte, „so ein Herr sei ihr noch nicht vorgekommen," und das Töchterchen setzte hinzu: „Papa brummt immer." Auch wollte sich die Letztere, nachdem der hohe Rath endlich beschlossen, der Rechtsconsulent sei doch zum Kaffee zu rufen, durchaus nicht dazu verstehen, diesen Auftrag auszuführen, und wer weiß, ob Papa seinen Kaffee nicht später aufgewärmt erhalten hätte, wenn er nicht in diesem Augenblicke von selber aus dem Schlafgemach ins Eßzimmer zurückgekommen wäre. Er hatte drinnen abermals zum Fenster hinaus geschaut, die frische Morgenluft hatte seine heiße Stirn gekühlt, der Gedanke an den langen Tag, den er vor sich hatte, an welchem er doch zu verschiedenen Malen seine Wohnung betreten mußte, und wo es alsdann hart sei, immer die gleichen trotzigen und verdrießlichen Gesichter zu sehen, hatte ihn versöhnlicher gestimmt, ja, ihn wirklich so weit beruhigt, daß er mit einem gleichgültigen Gesichte beim Kaffee erscheinen konnte, mit einem Gesichte, das sich sogar zu einem wohlwollenden Lächeln hätte verändern lassen, wenn sich eine passende Gelegenheit geboten haben würde.

Leider aber schien die Göttin der Zwietracht, Madame Eris, es heute Morgen auf das Haus des Rechtsconsulenten abgesehen zu haben, und wenn sie auch keinen goldenen Apfel ins Zimmer rollen ließ, so brachte sie doch eine andere Kleinigkeit herbei, die den Familienzwist aufs Neue aufflammen machte. Der Kaffee war eingeschenkt, und während Großmama stolz, unbeugsam, mit dem Gesicht einer Siegerin ihre Nase erhob und um sich schaute, hatte sich die Tochter so weit besänftigt, um ihren Mann zu fragen, ob er vielleicht eine gute Nacht gehabt. Diese Frage beruhigte seine aufgeregten Nerven augenscheinlich, und er antwortete nicht nur: „O ja, recht ordentlich," sondern fragte auch seinerseits: „Wie hast du geschlafen?" wobei er sogar hinzusetzte: „mein Kind?"

So weit war also Alles in bester Ordnung; es wurde Kaffee getrunken, Weißbrod eingetunkt, und wenn auch Louise zur Genug-

thuung der Großmama ihrem Vater halb den Rücken zukehrte, und Fritzchen sogar die Anspielung wagte, die Schläge, die er von Papa erhalten, thäten ihm gar nicht mehr weh, wenn auch Babette, ab- und zugehend, hinter dem Rücken des Rechtsconsulenten Zeichen des Erstaunens und der Geringschätzung mit der Großmutter wechselte, so schien doch das Frühstück ohne besonderen Unfall zu Ende gehen zu wollen.

Da geschah es, daß Herr Plager, dessen Kaffee in der Tasse auf die Neige ging, im Reste mit dem Löffel umherrührte, und dieses mehrere Male that, wobei sich auf seinem Gesichte ein forschender und erstaunender Ausdruck kund gab. Offenbar hatte sein Löffel etwas gefunden, das weder Kaffee, Milch noch Zucker war. Nach abermaligem Umherrühren fischte er dieses Etwas glücklich heraus und fand, daß es eine braune Masse war, deren Substanz er nicht augenblicklich zu erkennen vermochte.

„Was hast du denn?“ fragte Madame Plager, die mit argwöhnischem Blicke zusah.

„Ich finde da etwas in meinem Kaffee,“ erwiderte der Rechtsconsulent, „was eigentlich nicht dahin gehört; doch kann das vielleicht vorkommen,“ setzte er mit außerordentlicher Sanftmuth hinzu, „und es sei fern von mir, Vorwürfe machen zu wollen.“

„O Gott, er findet wieder etwas!“ sagte halblaut die Großmama.

„Das werden Sie mir doch erlauben, Frau Schwiegermutter?“ entgegnete der Hausherr. „Sieh doch zu, Emilie, was es sein kann. Man muß der Babette Sorgfalt und Reinlichkeit anempfehlen. Es ist etwas Zähes; sieh nur.“

Madame Plager betrachtete das im Kaffeelöffel Dargebotene und war schon im Begriff, es wegzunehmen, um alle Erörterungen abzuschneiden, als die Schwiegermutter entschieden sprach: „Darüber braucht man, weiß Gott, keinen Lärm zu machen. Es ist nichts als etwas Rahm von der Milch mit Kaffee.“

„Von Lärmen ist keine Rede, Frau Schwiegermutter," entgegnete, schon etwas gereizt, der Rechtsconsulent. „Daß es übrigens keine Milch und kein Kaffee ist, darauf können Sie sich verlassen."

„Ich verlasse mich auf meine beiden Augen und auf sonst nichts," versetzte die würdige alte Dame. „Sei so gut, Emilie, und sieh nach, ob ich nicht Recht habe. — Rahm und Kaffee," setzte sie mit dem entschiedensten Tone von der Welt hinzu.

Madame Plager zuckte mit den Achseln und sagte dann: „Es scheint mir in der That, Mama hat Recht."

„Diesesmal hat Mama nicht Recht," erwiderte bestimmt der Rechtsconsulent. „Und um den Beweis zu führen, will ich das Corpus delicti hier in dieses Wasserglas tauchen und dann vorlegen."

Ehe er dies aber that, blickte der Hausherr beide Damen fragend an, und es hätte nur eines begütigenden Wortes bedurft, eines freundlichen: „Laß nur gut sein; ja, es ist etwas Ungehöriges, Babette muß sich künftig in Acht nehmen," — so hätte der Rechtsconsulent die Sache augenblicklich fallen lassen. Als aber die Schwiegermutter wiederholte: „Milch mit Rahm, vielleicht auch ein bischen Weißbrod," und hinzusetzte: „man ist ja glückselig, etwas zum Streiten zu finden," fuhr das unbekannte Etwas ins Wasserglas und zeigte sich beim Herauskommen als ein ziemliches Stückchen Schwamm, dessen Herkunft wir dem geneigten Leser alsbald verrathen wollen. Fritzchen hatte es nämlich von dem Waschschwamm abgerissen und zu seinem Zeitvertreib in die Kaffeekanne geworfen.

„Nun, ist das Rahm und Kaffee oder Weißbrod?" fragte triumphirend der Rechtsconsulent.

„Was sonst?" entgegnete die Schwiegermutter mit der größten Unbefangenheit, nachdem sie es einen Augenblick betrachtet. „Sieh doch zu, Emilie, es ist vom Obersten der Milch mit Kaffee."

Und dieses ist betonte sie so entschieden, und sah dabei ihre

Tochter so herausfordernd an, daß diese, obgleich mit etwas schüchternem Tone beistimmte.

„Das ist mir doch zu viel!" rief der Rechtsconsulent, wobei er sich mühsam bezwang; „ich will euch sagen, was es ist! — Schwamm ist es."

„Aber wie soll der Schwamm hier auf den Frühstücktisch kommen?" meinte Madame.

„Das ist eine eigenthümliche Frage! Sind die Kinder nicht eben hier mit ihrem Schwamm gewaschen worden?"

„Gewaschen meine ich nicht, nur angezogen."

„Nur angezogen, Herr Schwiegersohn. Wir wissen auch, was sich schickt, darauf können Sie sich verlassen."

„Babette!" rief zornig der Rechtsconsulent, „hat Sie den Buben hier auf dem Tisch gewaschen?"

„Ich?" entgegnete die Magd, nachdem sie einen schnellen Blick mit der Großmutter gewechselt; „angezogen, mein' ich, hätt' ich den Kleinen hier, nicht wahr, Fritzchen? Deine Höschen von gestern habe ich dir angezogen."

„Ja," heulte der Knabe, denn er fürchtete eine neue Scene.

„Das geht doch bei allen Himmeln über jede Beschreibung!" rief nun zornig der Hausherr. „Ich sehe mit meinen eigenen Augen, wie die Kinder hier auf dem Frühstückstische gewaschen werden, und man will mir das abstreiten! Ich finde Schwamm in meinem Kaffee, und man will mich überreden, es sei Weißbrod mit Kaffee."

„Schwamm im Kaffee!" rief Babette im Tone des größten Erstaunens. „Das ist ja rein unmöglich, Herr Doktor; das muß ich mir wahrhaftig verbitten. Ich bin sehr reinlich, das haben alle meine Herrschaften gesagt. Schwamm in einem Kaffee, den ich gemacht!"

„Ja, Schwamm, ins Teufels Namen!" schrie nun der Rechtsconsulent im höchsten Zorne. „Da schau' Sie her, Sie ordentliche Person!"

Mit diesen Worten hielt er der Magd das gewisse Etwas unter die Augen, worauf diese die Großmutter mit einem schnellen Blicke befragte.

„Es ist etwas vom Obersten der Milch mit Kaffee," sagte die Schwiegermutter mit unverwüstlicher Ruhe.

„Ja, das ist es, Herr Doktor," bekräftigte Babette in großer Eile. „Das kommt oft vor; ich habe es häufig schon in meiner eigenen Kaffeetasse gefunden. Nicht wahr, Frau Doktor, ich habe es Ihnen erst gestern gezeigt?"

Madame Plager nickte leicht mit dem Kopfe, dann wandte sie sich an ihren Mann, dessen Augen vor Zorn funkelten und der seine Hände zusammenballte.

„Aber laß es doch gut sein, Christian," sagte sie alsdann, „das sind ja nur Kleinigkeiten. Wer wird sich um Kleinigkeiten streiten!"

„Um den Streit ist es ihm zu thun," sprach großartig die Schwiegermutter.

„Nein, Madame, um den Streit ist es mir nicht zu thun!" rief der Hausherr mit lauter Stimme, „es ist mir nur darum zu thun, mich in meinem eigenen Hause nicht zum Narren machen, mir nicht meine gesunden Augen wegdisputiren zu lassen. Die Sache an und für sich ist freilich eine Kleinigkeit; aber es ist keine Kleinigkeit, Ihre ewigen Rechthabereien anhören zu müssen. Ja, Madame, was ich hier in meiner Kaffeetasse gefunden, ist Schwamm und bleibt Schwamm in alle Ewigkeit!"

Wir können leider hierbei nicht verschweigen, daß der Rechtsconsulent, auf's Höchste gereizt, bei diesen Worten so heftig auf den Tisch schlug, daß die Kaffeetassen erschreckt in die Höhe fuhren, daß ein silberner Löffel klirrend zu Boden fiel, daß er selbst, zornig wie er war, aufsprang, seinen Stuhl, wenn auch unabsichtlich, mit großem Gepolter umwarf, daß die Kinder anfingen zu heulen und zu schreien,

und daß die Schwiegermutter mit starker Stimme dazwischen rief: „Ich sage dir, Emilie, in deinem Hause ist es nicht mehr zum Aushalten!"

„O, wenn Sie das endlich einmal einsehen würden!" schrie ihr der Rechtsconsulent zur Antwort entgegen. „Das wäre freilich ein Segen für mich und das Haus!"

Wahrscheinlich würde sich dieser Streit noch länger fortgesponnen haben, wenn nicht in diesem Augenblicke die Klingel an der Hausthür ertönt wäre. Babette stürzte eilig hinaus, um zu öffnen, und der Rechtsconsulent, mühsam nach Fassung ringend, verließ ebenfalls das Frühstückszimmer und trat in den sogenannten Salon, der sich daneben befand.

Draußen auf dem Gange fragte eine tiefe Stimme, ob der Herr Doktor einen Augenblick zu sprechen sei, worauf Babette hereinkam, um diese Frage zu wiederholen. Doch richtete sie diese Worte, im Gefühl ihrer tiefgekränkten Unschuld, an den Ofen des Salons, obgleich ihr Herr auf der andern Seite des Zimmers mit heftigen Schritten auf und ab ging, und setzte im mürrischen Tone hinzu: „Der Schreiber ist draußen."

„Der Schreiber soll hereinkommen!" herrschte der Rechtsconsulent, wobei er die Rechte wieder unter den Frack schob und sich bemühte, mehr finster und mürrisch als zornig auszusehen. Die Thür öffnete sich langsam, und der geneigte Leser wird einiger Maßen überrascht sein, einen Bekannten eintreten zu sehen. Es war der lange Mann im Mantel, mit dem wir gestern Nacht gewandelt; doch hatte er dieses Kleidungsstück draußen abgelegt und zeigte sich jetzt in einem einfachen Tuchrock, den er bis unter das Kinn zugeknöpft hatte. Er drückte die Thür leise hinter sich ins Schloß, machte seinem Chef eine tiefe Verbeugung und übergab ihm alsdann mehrere Briefe, die er, wie des Morgens sein Amt mit sich brachte, von der Post geholt.

„Es scheint mir nichts besonders Wichtiges darunter," sagte er,

während der Rechtsconsulent die Adressen überflog. „Nur Geschäftssachen im engsten Sinne des Wortes, durchaus nichts Privates.“

„So ist es,“ erwiderte der Chef, indem er die Briefe zurück gab. „Legen Sie sie in der Schreibstube auf meinen Tisch, ich komme sogleich, und werde nachsehen. — Haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen?“ fragte er nach einer Pause, als er bemerkte, wie der Schreiber gegen seine sonstige Gewohnheit nicht sogleich ging, sondern den Kopf erhob und ihn anblickte.

„Nur eine Kleinigkeit,“ gab der lange Mann zur Antwort. „Der Herr Doktor sprachen schon einige Mal davon, einen Incipienten annehmen zu wollen, der, ohne große Kosten zu verursachen, etwas zu leisten im Stande sei. Auch wünschten der Herr Doktor dazu keinen Schreiber anzustellen, der sonst wo gedient.“

„Ja, ja, ich erinnere mich,“ versetzte mürrisch der Rechtsconsulent. „Doch was soll das jetzt?“

„Weil ich durch einen Zufall,“ sprach bescheiden der Andere weiter, „einen jungen Menschen fand, eigentlich noch einen Knaben, der aber eine hübsche Handschrift besitzt, von ordentlichen Eltern ist und für dessen Treue und Verschwiegenheit ich in jeder Hinsicht wie für mich selber bürgen zu können glaube.“

Der Rechtsconsulent hatte während des Vortrags seines Schreibers seinen hastigen Spaziergang durch den Salon nicht unterbrochen, und wir müssen gestehen, daß er nur mit halbem Ohr auf die Rede desselben hörte. Seine Aufmerksamkeit war hauptsächlich den Reden der Schwiegermutter und der Frau zugewandt, die begreiflicherweise das Kaffeegespräch mit den ausgedehntesten Variationen fortsetzten. Zuweilen zuckte etwas auf dem Gesichte des Hausherrn, als bemühe er sich, milder gestimmt zu werden und als hege er sogar die Absicht, den häuslichen Frieden vielleicht durch ein begütigendes Wort wieder herzustellen. Wenn er aber alsdann die Ursache dieses Streites, die er zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand fest hielt, zufälliger Weise wieder betrachtete, so warf er den Kopf in die Höhe,

sein Schritt beschleunigte sich, und er schnaubte gewaltig durch die Nase.

„Und was meinen der Herr Doktor von meinem Vorschlage?“ fragte der Schreiber nach einer Pause, offenbar in der Meinung, sein Chef ziehe die Sache, so heftig auf und ab rennend, in Erwägung.

Hätte nur nicht in diesem Augenblicke die Schwiegermutter sehr laut und sehr vernehmlich gesagt: „Und er mag sagen, was er will, und streiten, so lange er Lust hat, es ist doch nichts als eben diese Lust zum Streiten, und was er in seiner Tasse gefunden, war harmloser Kaffee und etwas Sahne.“

Bei diesen Worten hielt der Rechtsconsulent mit einem förmlichen Ruck in seinem Spaziergang inne, und schien sich heftig ins Eßzimmer hineinbewegen zu wollen. Doch besann er sich gleich darauf eines Andern, fuhr mit der Rechten, wie um sich zu besänftigen, von der Stirn herab über sein ganzes Gesicht und trat dann nahe vor seinen Schreiber, indem er demselben mit der linken Hand das Corpus delicti unter die Augen hielt.

„Wollen Sie mir gefälligst sagen,“ sprach er darauf mit merkwürdig ruhiger Stimme, „was ich hier zwischen meinen Fingern halte.“

Der lange Mann blickte hin und antwortete: „Das ist ein Stückchen Schwamm.“

„Nicht wahr — Schwamm?“

„Ja wohl, Herr Doktor, Waschschwamm.“

„So ist es! — Waschschwamm.“

Und dies sagte er mit erhobener Stimme, indem er den Kopf gegen das Nebenzimmer wandte.

Dort war es mit einem Male still geworden und diesen Augenblick benutzte der Schreiber, um seine Frage wegen des anzustellenden Incipienten zu wiederholen, worauf der Rechtsconsulent, offenbar milder gestimmt durch das Zeugniß seines Untergebenen, demselben zur

Antwort gab: „Lassen Sie Ihren Empfohlenen gelegentlich in die Schreibstube kommen, ich will ihn dort ansehen.“

Der lange Mann verbeugte sich tief und verließ geräuschlos das Zimmer.

Da der Rechtsconsulent einen Unparteiischen gefunden, der ihm vollkommen Recht gegeben, und der dieses Urtheil mit so lauter Stimme gesprochen, daß es die Damen im Nebenzimmer nothwendig hören mußten, so fühlte er sich mit Einemmale zur Versöhnung geneigt und war im Begriff, ins Eßzimmer zurückzukehren und sogleich die Hand dazu zu bieten. Hätte nur die unglückselige Schwiegermutter in diesem Augenblicke nicht gesagt: „Daß er seinem Schreiber ein Stück Schwamm gezeigt, ist wohl möglich; aber wo er diesen Schwamm hergebracht, mag Gott wissen! Daß im Kaffee kein Schwamm war, dafür will ich meinen Kopf verwetten!“

Als der Rechtsconsulent das hörte, stand er erstarrt, und alle menschlichen Regungen schmolzen aus seiner Brust hinweg, wie nächtiger Schnee an einem warmen Aprilmorgen. Er trat festen Schrittes ins Eßzimmer, halb und halb mit der Absicht, fürchterliche Musterung zu halten. Doch als er Frau und Schwiegermutter sah, namentlich die Letztere mit hoch erhobener Nase, um den Mund einen Zug kühler Verachtung, da zuckte er gelinde mit den Fingern und war im Zweifel darüber, sollte er heftig losbrechen oder gelinde anfangend sich in einen tüchtigen Zorn hineinsteigern. Er wählte das Letztere, war aber kaum über den unglückseligen Waschschwamm hinausgekommen, als ihn Mama mit Ernst und Strenge unterbrach.

„Herr Schwiegersohn,“ sagte sie aufstehend und indem sie mit halb zugeschlossenen Augen und herabhängender Unterlippe auf eine eigenthümliche und sehr bekannte Art mit dem Kopfe wackelte, „Herr Schwiegersohn, es handelt sich jetzt nicht mehr um Waschschwamm oder nicht. Die Sache ist an sich vollkommen gleichgültig. Du lieber Gott (dabei blickte sie schmerzlich in die Höhe), wir sind Ihre Heftigkeiten schon so gewohnt, daß es uns einerlei ist, wegen welcher

Kleinigkeit Sie gerade losbrechen. Wissen Sie, Herr Schwiegersohn, losgebrochen muß einmal sein, und wenn Sie gerade nichts loszubrechen haben, so brechen Sie was vom Zaun, um loszubrechen."

Bei dieser Redewendung warf sie einen triumphirenden Blick auf ihre Tochter, schüttelte aber dabei ihre Hand heftig gegen den Eidam, um ihn zum Schweigen zu veranlassen, und fuhr fort: „Ja, Herr Schwiegersohn, es handelt sich nicht mehr um die bewußte Kleinigkeit."

Der Rechtsconsulent, der sich ordentlich duckte unter diesem heftigen Wörtersprudel, blickte seine Frau an, welche mit schmerzlicher Ergebung hinzusetzte: „Ja, Christian, das hättest du nicht thun sollen. Wenn wir uns auch viel von dir gefallen lassen, und uns gern in deine Launen fügen — Gott! und wir müssen uns in viele deiner Launen fügen —

„In unzählbare," sagte die Schwiegermutter.

„So hättest du doch das nicht thun sollen," fuhr die Frau fort.

„Ja, ums Himmels willen, was denn?" fragte fast bestürzt der Rechtsconsulent, indem er in seinen Gedanken hastig um Sekunden, Minuten, Stunden, ja, Tage zurückwühlte, um etwas zu finden, worauf diese Rede passen könnte.

„Er fragt noch!" sagte groß die Schwiegermutter.

„Gewiß, so kann man nicht leben," meinte die Frau, wobei sie wie gekränkt und getäuscht den Kopf schmerzlich bewegt in die Hand sinken ließ.

Der Rechtskonsulent wußte nichts Besseres zu thun, als ein Bild des höchsten Erstaunens darzustellen, indem er beide Hände ausspreizte, den Mund etwas öffnete, die Augen weit aufriß und mit dem Kopfe schüttelte.

„Was in der Familie geschieht, Herr Schwiegersohn," fuhr die Großmutter nach einer augenblicklichen Pause fort, „das bleibt in der Familie und ist, wenn es auch unsere Herzen tief verwundet hat, für die äußere Welt doch so gut wie nicht geschehen. Aber was soll man

von einem Manne denken, der fremde Personen, seine Untergebenen, zwischen sich und die Familie stellt, der ein Unrecht offenkundig macht, das er freilich selbst begangen, der sich selbst und die Seinigen blamirt, indem er aller Welt zuruft: Seht her, so lebe ich in ewigem Zank und Streit mit den Meinigen! — Pfui, Herr Schwiegersohn! Ich habe viel von Ihnen erwarten können, aber das geht doch über alle Beschreibung."

Die letzten Sätze hatte sie schneller und mit gesteigerter Stimme gesprochen und auf diese Art ihrem Schwiegersohn kaum ihre Meinung so zu sagen an den Kopf geworfen, als sie sich umwandte und ins Nebenzimmer rauschte und, so siegreich abziehend, dem Missethäter und ihrer Tochter das Feld ließ, welch' letztere aber augenblicklich den Faden des Gespräches aufgriff und, ehe der Rechtsconsulent zum Worte kommen konnte, hervorschluchzte: „Ja, Christian, das hättest du nicht thun sollen. Das haben Mama und ich nicht um dich verdient. Gott! ich kann mich ja vor keinem Menschen mehr sehen lassen. Muß man nicht mit Fingern auf mich zeigen? Und dir ist es nicht genug, daß es Nachbarn und Dienstboten erfahren, wie du Frau und Kinder mißhandelst, nein! du sorgst auch in deiner unverständigen Wuth dafür, daß es die Stadt und das Land erfahre. O, ich armes, unglückliches, tiefgekränktes Weib!"

Damit fing sie an zu weinen und stürzte ins Schlafzimmer, wo die Kinder nur auf diesen Moment gewartet zu haben schienen, um ein allgemeines Geheul anzustimmen, das von der Schwiegermutter in den Zwischenpausen durch entrüstetes Räuspern und sehr bezeichnenden Husten accompagnirt wurde.

Dieses war einer von den schrecklichen, schon öfter dagewesenen Augenblicken, wo das Ungeheuer von einem Rechtsconsulenten im Zweifel war, ob er nicht in der That wirklich zu schlecht für diese Welt sei und sich nach einem Ausweg aus derselben umzusehen habe, oder ob er nicht mit geraden Füßen in die Höhe springen, sich verschiedene Male im Kreise herumdrehen und mit dem Kopfe irgend

eine beliebige Thür einrennen solle. — Doch entschied er sich nach einiger Ueberlegung für keinen dieser Ausbrüche wilden Zornes, vielmehr dämmerte eine stille, aber innige Wuth in seinen Blicken auf; er biß die Zähne über einander, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und spazierte ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Dieses Mittel wirkte beruhigend, und als er sich noch zu größerer Besänftigung mehrere Male an die Stirn geklopft, konnte er ziemlich gelassen seinen Hut nehmen, ja, er vermochte es über sich, draußen auf dem Hausflur, als er des tief entrüsteten Dienstmädchens, der Babette, ansichtig wurde, und als er bemerkte, daß die Thür seiner Schwiegermutter ein wenig offen stand, mit zarter Beziehung die sanfte Melodie zu pfeifen:

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn.

Damit hatte er die nothwendige Fassung errungen, um ohne Aufsehen bei den Hausleuten drunten vorbeigehen zu können und so auf seinem Bureau zu erscheinen, wie es die Welt von einem glücklichen Gatten und Familienvater verlangt. — Doch wehe in solchen Augenblicken irgend einem juridischen Gegner! Da saß er hinter den trüb angelaufenen Fenstern seiner Schreibstube, eine erzürnte, brummende, aber fleißige Biene, aus vergilbten Aktenbündeln — Gift und Galle zusammentragend.

Siebentes Kapitel.

Jockey und Gärtner.

Es thut uns außerordentlich leid, daß es uns auch dieses Mal nicht erlaubt ist, den Namen der Stadt anzugeben, in welcher diese vollkommen wahrhaftige Geschichte spielt; es thut uns das in der That sehr leid, denn wir haben großen Schaden dabei. Ist doch der Leser z. B. des französischen Autors viel mehr zu Hause und fühlt sich viel besser in die Situation hinein, sobald unser glücklicher College anfängt: „Wenn man sich am Ende des Boulevard des Capucins rechts um die Madelaine herum wendet, so kommt man nach wenigen Schritten in ein Gewirre kleiner Gäßchen und Straßen, die mit ihren in der That armseligen Häusern so auffallend abstechen gegen die Quartiere des Glanzes, welche wir so eben verlassen," u. s. w. u. s. w. Ja, daß wir nicht im Stande sind, den Schauplatz dieser Geschichte ebenso genau zu bezeichnen, ist ein Unglück. Es klingt so angenehm und schön, von einer existirenden Stadt, einer wirklichen Straße, einer noch vorhandenen Hausthür und einer darauf noch ebenfalls sichtbaren Nummer zu sprechen. Leider aber schieben unsere kleinlichen Verhältnisse für uns arme deutsche Schriftsteller in dieser Richtung zu große Riegel vor; denn selbst unsere großen Städte sind nicht groß genug, um in manchen Fällen eine genau erwähnte Straße und sicher

bezeichnete Hausnummer zu vertragen. Wollten wir etwa, was diese Erzählung anbelangt, dieselbe nach Köln verlegen und einen unangenehmen Charakter, setzen wir den Fall, im Hause Hochstraße Nr. 157 existiren lassen — wir wissen in der That nicht, ob es dort nur eine Nr. 157 gibt — so wäre der Eigenthümer dieses Hauses im Stande, uns zu näherer Erklärung auf die hochweise Polizei zu laden, und mit der Polizei, das gestehen wir offen, haben wir nicht gern zu thun, obgleich sich sehr charmante Leute bei ihr befinden sollen.

Wenn wir uns auch in diesem Punkte bis jetzt der größten Discretion befleißigt haben, so ist uns doch schon sehr oft der Fall vorgekommen, daß wir uns, bildlich zu reden, einen Herrn auf den Hals geladen, der zufällig eine große Nase hatte, oder eine Dame mit einer scharfen Zunge, die gern in Kaffee-Gesellschaften zu gehen pflegt. Und namentlich Letzteres kann sehr unangenehme Folgen haben. Wie oft schon haben wir betheuern müssen, dieser und jener Charakter sei nie dagewesen und eine vollkommene Erfindung des Verfassers! Der verständige Leser wird schon begreifen, warum wir beim Schreiben dieses Satzes gelinde hinter der vorgehaltenen Hand husten. Genug, es ist traurig für uns, so eingeschränkt zu sein, und dieser einzige Grund könnte uns veranlassen, später einmal eine Geschichte zu schreiben, die vor ein paar hundert Jahren gespielt; denn da könnte man sich schon gehen lassen, und wäre jeder Controle, allen Nachweisungen, sowie allen unangenehmen Höflichkeiten und angenehmen Grobheiten enthoben.

Für jetzt aber sind wir in der Gegenwart, und der geneigte Leser wird uns hoffentlich glauben, daß die Stadt, in der wir uns jetzt gerade befinden, irgendwo ihre Grenzen hat, daß dann alte Thore kommen, die aber nicht mehr wie früher am Rande tiefer Gräben stehen, vor sich schwere Zugbrücken mit eisernen Ketten, daß vielmehr diese Zeichen einer früheren finsteren und gewaltigen Zeit jetzt nur noch aus Pietät beibehalten sind und oft mitten in freundlichen Spaziergängen stehen, zum Schein die Straße sperrend, obgleich rechts

und links von ihnen für die ganze Bevölkerung Platz genug ist, um hinaus zu gehen. In so weit behaupten übrigens die alten Thürme noch ihr früheres Recht, indem sie trotzig mit gespreizten Beinen auf den gangbarsten Straßen stehen, die von der Stadt auslaufen. Eine dieser Straßen zieht sich einige hundert Schritte von dem Thorbogen, unter dem sie entspringt, entfernt nach der linken Seite, einen Theil der Stadt umkreisend, als könne sie sich nicht vom Anblick derselben trennen, und beschreibt so einen ziemlichen Bogen um die ehemaligen Stadtmauern, ehe sie sich, und wir glauben, mit einem tiefen Seufzer, davon und ins freie Land hinaus wendet. An diesem Bogen nun haben Leute, denen es darum zu thun war, frischere Luft zu schöpfen und doch in der Nähe der Stadt zu sein, gar hübsche Wohnungen erbaut, die, in oft sehr großen Gärten liegend, alle Reize von Landhäusern haben, und es doch wieder ihren Eigenthümern gestatten, in der kürzesten Zeit bei allen Vergnügungen der Stadt zu sein. Diese Landhäuser, bald groß, bald klein, folgen einander in einer langen Reihe und zeugen bald von mehr oder minder großem Reichthum, sowie von geringem oder großem Geschmack ihrer Erbauer. Mitunter liegen sie anspruchslos hinter kleinen Gärtchen und sind alsdann unbedeutende Gebäude, mit einem übermäßig großen Balkon, der auf hölzernen Säulen ruht und sich im Sommer, wenn Jungfernreben und wilde Rosen ihn umschlingen, recht artig ausnimmt. Neben ihnen sieht man vornehme, ernste und stille Gebäude, die sich im Gefühl ihrer Würde weiter von der gemeinen Straße zurückgezogen haben und diese mit Mauern und weitem Gitterthor von sich abschließen, während sie aus ziemlicher Entfernung, halb versteckt zwischen hohen Bäumen, dem ordinären Getreibe da draußen geringschätzig zuschauen.

Wenn wir ein paar Minuten auf der Straße fortspaziert sind, so kommen wir an eines der eben erwähnten Gitterthore, welches weit geöffnet ist und uns nicht nur einen Blick, sondern auch im Gefühl unserer unsichtbaren Eigenschaften den Eintritt in den dahinter lie-

genden Garten gestattet. Dieser Garten ist sehr groß und scheint das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Vorn an der Straße ist das Terrain den materiellen Gewächsen gewidmet, und trotz dem herbstlichen Anstrich, den das Ganze hat, sieht man jetzt noch, wo sich Gemüsefelder und dergleichen befanden. An diese stoßen weiter nach dem Hause zu immergrüne Tuja-Hecken, hinter welchen die ordinäre Prosa, bei der wir eben vorbeigekommen, aufhört und die Poesie der Gartenwirthschaft anfängt. Freilich sind die hohen Stämme großer Rosenpartien des herannahenden Winters wegen niedergelegt; doch sieht man deutlich, welche hervorragende Stellung sie im Sommer einnehmen und wie sie den Zweck haben, die Aussicht auf die eben erwähnten nützlichen Anlagen zuzudecken. Hinter diesen Rosen kommen in großer Mannigfaltigkeit Blumengruppen der verschiedensten Art, das heißt zur Sommerzeit, wie sich von selbst versteht, mit Rasenplätzen untermischt, welche von zierlich arrangirten Gebüschgruppen bedeckt sind, die, vom niedersten Gesträuch anfangend, sich bis zu einer kolossalen Linde, Kastanie oder Blutbuche erheben, um drüben wieder ebenso abfallend an einen Rasenplatz zu stoßen oder an neue Blumengruppen, und so immerfort — man könnte glauben, bis in die Unendlichkeit hinein; denn der Erfinder dieser Parkanlage hat dafür gesorgt, daß man von der Einfriedigung derselben nie etwas gewahr wird, bis man im wahren Sinne des Worts mit der Nase darauf stößt.

Wandeln wir auf dem geraden Wege vom Eingangsthore beschaulich fort, so sehen wir alle diese verschiedenen Blumengruppen und Gebüschpartien und endlich auch das reizende Wohnhaus, von weißem Steine aufgeführt, mit Balkonen, Terrassen, hellen Fenstern, freundlich und heimlich hervorblickend aus einem Kranze riesenhafter Bäume, die es auf drei Seiten wie ein grüner Gürtel, wie eine freundliche Umhüllung umgeben, und zwischen welchen hindurch das Haus den Blick nach der Stadt zu frei hat. Auf dieser Seite befindet sich ein großer Rasenplatz, in der Mitte mit einem Springbrunnen,

vor welchem sich der Weg in zwei Arme theilt, die sich hinter demselben an der Hauptthür wieder vereinigen. Rechts führt einer dieser Arme an die nothwendigen Nebengebäude, Stallungen und dergleichen; links an die Gewächshäuser, welche mit dem Wohnhause durch eine hohe Glasgalerie in Verbindung stehen, die zugleich als Wintergarten benutzt wird.

Alles, was man hier im Garten und Park sieht, zeugt von musterhafter Ordnung und Reinlichkeit. Die herabgefallenen herbstlichen Blätter sind sorgfältig aus den Wegen hinweg und in die Gebüschgruppen hinein gekehrt, wo sie, dem ewigen Kreislauf der Natur gemäß, wieder zu derselben Erde werden, aus welcher sie emporgesproßt. Die jetzt leeren Partieen, wo man im Sommer Blumen in tausendfarbiger Pracht sieht, sind theils zum Winterschlafe vorbereitet, theils schon wieder sauber geebnet und mit schützendem Stroh bedeckt, so anzeigend, daß hier Hyacinthen, Crocus, Tulpen, Schneeglöckchen in zarter Zwiebelumhüllung schlummern und nur auf den ersten Kuß des Frühlings warten, um uns freundliche Vorboten zu sein einer neuen glücklichen Zeit.

Auch im Gemüsegarten sind ganze Partieen zugedeckt mit grünem Tannenreis, und während sich unsere heimathlichen Bäume und Gesträuche des kräftigen Winterwetters freuen und die nackten Aeste nicht ohne Behagen den rauhen Winden darbieten, haben sich Rhododendron und Azaleen unter schützende Strohdecken zurückgezogen und befinden sich einzeln stehende Magnolien unter ihrem warmen Wintermantel.

Auf dem Kieswege, der Rasenplatz und Brunnen umgibt, bemerken wir ein elegant gesatteltes Pferd von hochbeiniger englischer Abkunft, das von einem sehr kleinen Groom mit außerordentlich kurzen Beinen geführt wird. Beide verhalten sich ungefähr zu einander wie der Affe zum Kameel, und wenn der kleine Reitknecht, die Hände, in denen sich die Zügel befinden, auf dem Rücken, langsam vorwärts schreitet, so muß sich der Kopf des großen Thieres ziemlich

weit herabbeugen, um auf die goldene Troddel der blauen Jockey-Mütze seines Führers zu stoßen. Dabei sieht das Thier mit seinen hellen freundlichen Augen lustig in die Welt, während der kleine Jockey, der ein schon ziemlich altes Gesicht hat, außerordentlich verdrießlich um sich blickt. Beide haben Brunnen und Rasenplatz nun ein paar Mal umschritten, und wenn der Jockey bei diesem Spaziergange gegen das Haus hinschreitet, so versäumt er nicht, zu den Fenstern des Gebäudes hinauf zu blinzeln, wo sich aber immer nichts sehen läßt, was er einer fortgesetzten Aufmerksamkeit für werth erachtet; denn er wendet ebenso gleichförmig wieder um, wobei er höchstens einen Zungenschlag laut werden läßt, oder die ermunternden Worte: „Vorwärts, Lord, vorwärts!"

Jetzt sind die beiden wieder einmal in die Nähe der Gewächshäuser gekommen, deren Fenster der heute ziemlich angenehmen Luft wegen geöffnet sind, und wo man einen Gärtner sieht, der in blauer Jacke und grüner Schürze beschäftigt ist, ein Bouquet zu winden. Der Gärtner blickt den Groom an und der Groom den Gärtner, und da der erstere hierbei ein ziemlich pfiffiges Gesicht macht, so sieht sich der kleine Reitknecht veranlaßt, stehen zu bleiben, worauf der große Lord es ebenso macht, und nun der Gärtner seinerseits, da er durch seine Mienen die Bewegung dieser wichtigen Geschöpfe gestört, es auch für seine Schuldigkeit hält, irgend eine geistreiche Bemerkung von sich zu geben.

„Nun, Friedrich," sagte er, „du hast doch wahrhaftig ein Leben wie Gott in Frankreich. Das wechselt ab mit Spazierengehen und Reiten; du bist ein Glückskind. Wenn du noch lange lebst und recht groß wirst, da kannst du es zu was bringen."

Der Jockey blickte hierauf trotzig den Gärtner an, und nachdem er vor sich auf den Kies gespuckt, entgegnete er: „Ich möchte wissen, woher es eigentlich kommt, daß Ihr den ganzen Tag zu schlechten Späßen aufgelegt seid, so daß nie ein ernstes Wort aus Euch herauskommt."

„O, das ist sehr einfach,“ lachte der Gärtner, „das macht, weil ich mir bei meinen Blumen ein kindliches Gemüth bewahre und mich nicht über jede Kleinigkeit erzürne.“

„Und wer erzürnt sich über jede Kleinigkeit?“

„Na, du, Friedrich, das wirst du wohl nicht leugnen wollen. Bist sonst so ein verständiger Kerl; mußt dir das abgewöhnen; es geht keinem Menschen in dieser schlimmen Welt nach seinem Kopf; mir wahrhaftig auch nicht.“

„Schon recht, schon recht,“ entgegnete der Reitknecht; „aber Ihr werdet mir zugeben, Andreas, daß man der ewigen Sticheleien satt werden muß. Daß ich nicht groß bin, weiß ich, und ebenso, daß ich leider nicht viel mehr wachsen werde. Aber das mit tausend Spöttereien auf jedem Stück Brod essen zu müssen, das ist hart, und das kann ich nun einmal nicht vertragen.“

„Richtig, richtig, Friedrich; und danach Jemand dir das Brod streicht, desto härter ist es. Ich begreife das wohl, aber du bist ein verfluchter Kerl, und ich sage dir, du kommst noch zu deinem Ziel.“

„Was für ein Ziel?“ fragte halb mürrisch und wie wegwerfend der Jockey; und obgleich er that, als wollte er dem Gärtner den Rücken zukehren, so wußte er doch durch einen geschickten Druck an dem Zügel des Pferdes dieses eine Bewegung machen zu lassen, welche ihn, wie ganz unabsichtlich, den Gewächshäusern um ein paar Schritte näher brachte.

„Ich sage dir,“ fuhr lachend der Gärtner fort, „du bist ein gefährlicher Kerl, und wenn ich der gnädigen Frau ihre Kammerjungfer wäre, ich nähme mich vor dir in Acht. Nicht wahr, achtzehn bist du vorüber? Nun, siehst du, Schalk! Und wenn die Nanette gut gelaunt ist, so nimmt dich die Nanette auf den Schooß, als wärst du noch ein Kind.“

Bei diesen Worten fuhr es wie ein Blitz über die düsteren Züge des kleinen Reitknechts; doch sagte er gleich darauf wieder so

finster wie zuvor: „Und wenn sie schlecht gelaunt ist, dann stehe ich ihr überall im Wege, oder bin gar nicht für sie auf der Welt.“

„Du verlangst auch zu viel,“ fuhr vergnügt der Gärtner fort, indem er das angefangene Bouquet weit von sich abhielt, um den Totaleffekt zu beurtheilen; „wenn man schlecht gelaunt ist, wer von uns hat da nicht seine üblen Stunden? Aber ich sage dir, Friedrich, du kommst zu was, wenn du's nur pfiffig anstellst. Daß ich dein Freund bin, daran wirst du nicht zweifeln; ich habe es dir oft genug durch die That bewiesen. Wie manche hübsche Rose und frühe Veilchen hast du mir abgeschwatzt! Ich sage dir, wenn die gnädige Frau einmal dahinter kommt, daß Mamsell Nanette oftmals so schöne Bouquets bekommt, wie sie, na, da können wir uns auf ein böses Wetter gefaßt machen.“

Bei diesen Worten hatte sich der Jockey, wenn auch langsam, doch so weit dem Gewächshause genähert, daß er sich jetzt an das Fenster lehnen konnte, hinter welchem Andreas arbeitete. Lord trat noch einen Schritt weiter vor, als nothwendig war, streckte seinen Kopf zwischen die Pflanzen und schnüffelte behaglich bei dem frischen Duft des Grüns.

Der Gärtner war an seinem zweiten Bouquet; eines, aus den verschiedensten bunten Blumen bestehend, lag fertig neben ihm. Dies war scheinbar prachtvoller als das, mit dem er eben beschäftigt war; doch schien er das zweite mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln. Es wurde dies aber auch in der That ein kleines Meisterwerk; sehr breit, sehr flach, bestand es aus herrlich duftenden Veilchen, in deren Mitte sich eine einzige eben aufblühende weiße Camellienknospe befand, so frisch und dabei von so wunderbarem Bau, daß man jetzt schon die einzelnen Blättchen erkennen konnte, wie sie sich zauberhaft durch einander wanden, im Mittelpunkt mit Gelb angehaucht.

„Ueberhaupt hast du,“ fuhr der Gärtner nach einer Pause fort, „den wichtigsten Dienst. Was geht nicht alles durch deine Hände! Und wenn ich jetzt wieder von deiner kleinen Figur rede, und daß du

wie ein Kind aussiehst, so will ich dich, weiß Gott, damit nicht ärgern, indem ich sage, daß das in deinem Geschäft ein ungeheurer Vortheil ist. Was Teufel! wenn der Herr Baron einen großen Bengel von Reitknecht irgend wohin schickt mit einem Brief, einem Bouquet, so wird er natürlich vor die Thür gesetzt, während man liest oder empfängt, du aber darfst im Zimmer stehen bleiben; du bist ein artiger kleiner Kerl; für dich hat man immer was übrig, und da du ein verfluchter, aufmerksamer Spitzbube bist, so nimmst du nicht nur das Guldenstück, das man dir in die Hand drückt, sondern merkst dir auch jedes Wort, das gesprochen wird, weißt es zu Hause dem Herrn zu rapportiren und bleibst immer der Hahn im Korb."

Von dem Gesichte des Jockey's war in diesem Augenblicke aller Mißmuth verschwunden, und er lächelte still in sich hinein. Der Gärtner hatte sein Bouquet beendigt, legte es zu dem anderen, und nachdem er es einen Augenblick betrachtet, fuhr er lachend fort, indem er die Hände auf das Fensterbrett stützte und zu gleicher Zeit dem kleinen Reitknecht fest in die Augen blickte: „Friedrich, Friedrich, du bist vollgeschrieben wie ein Buch, aber dabei ein verschlossener Kerl, der seinen Freunden auch nicht das Geringste sagt; aber wir sind doch nicht so dumm, wie wir aussehen, und wenn es auch heißt: all die schönen Bouquets wandern in das alte Raubschloß zur Schwester der gnädigen Frau oder zu deren Fräulein Tochter, so wissen wir das doch besser. Pfui, Friedrich, wer wird so hinter dem Berg halten!"

„Das ist die lautere Wahrheit," entgegnete der Groom, indem er seine kleinen Arme über einander schlug. „Das kommt alles ins Haus da drüben."

„Alle diese Bouquets, Woche für Woche?"

„Alle."

„So, so! ei, ei!" sagte pfiffig lächelnd der Gärtner. „Und wenn dem so ist, so erhält das junge Fräulein ein schönes großes Bouquet hier, und die Veilchen sind für die gnädige Frau?"

„Das ist nun gerade umgekehrt, lieber Andreas,“ erwiederte der Reitknecht mit einem sehr wichtigen Lächeln. „Das Fräulein bekommt allemal die kleineren Bouquets.“

„Aha, die kleineren,“ meinte nachdenkend und kopfnickend der Gärtner. „So, die kleineren, die immer aus den seltensten Blumen gemacht werden! Ah, ah! So, so!“

„Ja, und das Fräulein ist auch sehr dankbar dafür, denn sie behandelt mich sogar mit einer Artigkeit, woran sich manche sehr minder vornehme Dame ein Exempel nehmen könnte.“

Das gab er mit einem kleinen Seufzer von sich.

„Wie oft kommt sie zu mir herunter,“ fuhr er darauf fort, „wenn ich bei den Pferden stehe, und lobt den Lord, sowie auch sogar meinen kleinen Schimmel mit sehr vernünftigen und klugen Worten! Sie pätschelt die Pferde mit ihrer kleinen Hand, und die Pferde lassen sich das gern gefallen.“

„Nun da wird es anderswo auch nicht darauf ankommen, sich das gefallen zu lassen,“ meinte lachend der Gärtner. „Aber wenn in dergleichen Kleinigkeiten deine sämmtlichen Wahrnehmungen bestehen, mein lieber Friedrich, dann muß ich doch bekennen, daß du das richtige Zeug nicht hast, aus dem ein pfiffiger Groom gemacht sein soll.“

„Wahrnehmungen,“ erwiederte einigermaßen verletzt der Andere, „wichtige Wahrnehmungen, wenn man sie wirklich macht, die wirft man nicht nur so von sich und spricht darüber zwischen Thür und Angel in der freien Luft.“

Bei diesen Worten warf er einen Blick rings um sich her, besonders nach dem Hause zu; doch ließ sich dort nach wie vor nichts sehen.

Der Gärtner hatte unterdessen seine beiden Bouquets in die Höhe genommen, betrachtete sie aufmerksam mit großer Liebe und schien das Gespräch von vorhin gar nicht mehr anknüpfen zu wollen, sondern sagte nur, indem er sich langsam, wie zum Weggehen, herumwandte: „Ja, ja, wenn du deine Wahrnehmungen für dich behältst, so hast du eigentlich Recht, selbst essen macht fett, und du bist so

ein ganz verfluchter Kerl, daß du keines Freundes Hülfe bedarfst." Dabei spitzte er den Mund und fing gleichgültig an zu pfeifen.

„Seht Ihr, Andreas," entgegnete fast mißmuthig der kleine Reitknecht, „so seid Ihr fast immer. Wenn man einmal im Begriff steht, ein vernünftiges Wort mit Euch zu reden, da werft Ihr den Kopf in die Höhe und macht Eure widerwärtigen vornehmen Bemerkungen. Wißt Ihr wohl, daß Einen das gar nicht aufmuntern kann?"

„Lieber Freund, ich will dich auch gar nicht aufmuntern," versetzte der Gärtner. „Du lieber Himmel. — Wahrnehmungen! was gehen mich alle Wahrnehmungen an! Thu' ich das Meine, thu' du das Deine, so thut ein Jeder das Seine. Das ist mein Wahlspruch und damit halt' ich's."

Er machte eine Viertelswendung und zu gleicher Zeit Miene, als wolle er das offenstehende Fenster dem kleinen Groom vor der Nase zuziehen.

„Ihr könnt wirklich unausstehlich sein, Andreas," sagte Jener, „und habt namentlich die scheußliche Manier, ehrliche Leute nicht ausreden zu lassen. Ich wollte Euch ja nur wegen Wahrnehmungen, die ich gemacht, um Rath fragen, was Ihr davon denkt, oder so."

„Wenn ich dir dienen kann," sprach mit einer affektirten Gleichgültigkeit der Gärtner, „so laß hören. Du bist ein ungeheurer Kindskopf — wirst was Rechtes vernommen haben! Vor allen Dingen aber," unterbrach er sich, „will ich vorher die beiden Lederfutterale holen, um die Bouquets hinein zu thun, damit wir wenigstens fix und fertig sind, wenn der Herr Baron kommt."

Damit trat er in das Gewächshaus zurück und verlor sich auf ein paar Augenblicke hinter den Stellagen. Der kleine Reitknecht wandte sich gegen Lord um und drückte ihn an den Zügeln langsam zurück; denn das große Thier mit seinem langen Halse hatte, dem Blätterduft folgend, seinen Kopf in das Glashaus gesteckt und bewegte die Lippen vor irgend einem seltenen Strauche, als wolle es eifrig anfangen, ihn zu benagen.

Andreas kam zurück, in seiner Hand zwei schwarzlederne Futterale, die ungefähr so aussahen, als wolle man Kinderhelme darin aufbewahren.

Der Groom hatte sich wieder genähert, setzte sich auf die Fensterbank und bemühte sich, das Folgende recht leise zu sprechen. „Das war vorgestern," sagte er, „ich führte die Pferde an der Seite des alten Hauses hinter dem großen Bretterverschlag auf und ab."

„Ja, es hat dort nichts als verfallene Bretterverschläge," bemerkte der Gärtner mit einem eigenthümlichen Lachen.

„Da kam unser gnädiger Herr mit seiner Frau Schwägerin herab, und sie sprachen eifrig zusammen. — Er wird es nicht gern zugeben, sagte sie."

„Wen meinte sie mit dem Er?" fragte Andreas.

„Nun, ihren Mann, den alten Baron."

„Aha!"

„Also: er wird es nicht gern zugeben, wiederholte sie mehrere Male. Sie habe schon versucht, ihn zu überreden, aber er meinte immer, er sehe keinen Grund dazu. Eugenie sei ganz gut in seinem Hause, und er halte es nicht für passend, sie in das ihrer Schwester zu thun. — Versteht Ihr, Andreas?"

„Ich fange an," erwiderte dieser, indem er den Finger an die Nase legte.

„So, Ihr versteht!" rief der Groom mit dem Ausdruck wahrhaften Erstaunens; „ich versichere Euch, ich hab' es nicht verstanden. Aber es schien mir wichtig genug, Euch davon in Kenntniß zu setzen, und da ein Dienst des andern werth ist, so könnt Ihr mich auch ein bischen klar sehen lassen."

„Natürlich," sagte der Gärtner kopfnickend; „und du wirst einsehen, Friedrich, wie gut es ist, wenn man hie und da vertrauliche Mittheilungen macht. — Nun also, du kennst ja drüben das traurige Hauswesen, Armuth und Edelsinn, wie man zu sagen pflegt; und dabei ein Stolz und Hochmuth, der gen Himmel schreit. Daß es für

die Herrschaft in dem alten Raubschloß schon traurig genug ist, sich so durchschlagen zu müssen, das wird dir einleuchten; daß aber ein junges schönes Mädchen, wie Fräulein Eugenie ist, einen solchen Zustand unerträglich finden muß, das kannst du dir am Ende auch denken. Sie hört oft genug von Vergnügungen reden, an denen sie nicht Theil nehmen kann, sie sieht andere junge Damen, mit denen sie aufgewachsen, vornehm und reich gekleidet, und muß sich behelfen, so gut es immer geht. Und dann ist auch noch Anderes in dem Hause da, was das arme Fräulein, wenn sie einmal dahinter kommt, ganz complet unglücklich machen muß. Und ich sage dir, sie kommt dahinter; denn was so ein junges Mädchen nicht sieht, das fühlt sie; du kannst mir glauben, ich habe viel in der Welt erfahren und gehört: — das unverdorbene Herz eines jungen Mädchens fühlt dir durch eine Hauswand hindurch, und es liegt ihr in den Gliedern, wenn im Nebenzimmer etwas Unrechtes geschieht. — Verstanden, wenn sie einmal aufmerksam geworden und in ein gewisses Alter kommt."

„Ja, ja," meinte der Groom, indem er sich so lang als möglich streckte und eine wichtige Miene anzunehmen versuchte; „ja, in dem Haus mag Manches passirt sein."

„Und passiren," ergänzte Andreas. „Ich sage dir, der Kammerdiener, den sie hat — eigentlich Kammerdiener, Bedienter, Alles in Allem — das ist ein ganz verfluchter Kerl."

„Den hätte ich schon lange spazieren geschickt, wenn ich der alte Baron wäre," meinte der Groom mit majestätischem Stirnrunzeln. Und darauf blies er die Backen auf, um seinem Gesichte ein Ansehen zu geben.

„O lieber Freund," fuhr der Gärtner fort, „um spazieren zu schicken, muß man die Thürklinke in der Hand haben und sich nicht immer in der Zimmerecke verbergen müssen, wie der alte gnädige Herr. Und dann kannst du versichert sein," sprach er mit leiser Stimme, „daß die Frau Baronin da drüben lieber das ganze Haus, Mann und Kind spazieren schicken ließe, als den Herrn François."

„Aha, jetzt begreife ich auch," meinte der kleine Reitknecht nach einem kleinen Stillschweigen, „warum unser gnädiger Herr mit dem Monsieur François oft so eigenthümlich verfährt. Ich sage Euch, er ist hier bei uns gegen den Stallbuben höflicher, als dort gegen den allgewaltigen Kammerdiener."

„Ich begreife das; aber es wird ihm nicht viel nützen. Um dich aber wegen des Gespräches hinter dem Bretterzaun aufzuklären — wohlverstanden, damit du deine langen Ohren nach der richtigen Seite hin offen hältst, — so wisse denn, daß unsere gnädige Frau und auch der Herr Baron Fräulein Eugenie gern hieher nehmen möchten, um sie standesgemäß erscheinen zu lassen und es vielleicht so möglich zu machen, daß sie später einmal sich gut verheirathet."

„Ah!" machte Friedrich, dem ein helles Licht aufzuflammen schien. „Welche von beiden Schwestern ist denn älter?" fragte er nach einer Pause, „unsere gnädige Frau oder die da drüben?"

„Unsere gnädige Frau ist älter," versetzte der Gärtner mit einem leichten Seufzer.

„Und Beide waren sehr reich?" fragte der Groom weiter.

Der Gärtner blies den Athem von sich, wobei er die Augen aufriß, und dann sagte er: „Unmenschlich reich, Beide. Wir aber hier hielten das Unsrige zu Rathe, während es drüben zu allen Fenstern, Thüren und zum Schornstein hinausflog."

„Es ist das doch eine verkehrte Welt," philosophirte der Groom nach einer Pause. „Unser gnädiger Herr, der doch um mehrere Jahre jünger ist, heirathet die ältere Schwester, und der alte Baron drüben die jüngere."

„Dem ist es auch schlecht genug bekommen," erwiderte der Gärtner, setzte aber gleich darauf in ganz anderem Tone hinzu: „Du, mache dich fertig, man kommt. Gehe nur mit deinem Pferde, ich will die Blumenbouquets schon auf deinen Klepper aufschnallen!"

Der kleine Reitknecht rutschte auf diese Weisung, ohne sich umzusehen, von der Fensterbank hinab, faßte den Zügel von Lord etwas

fester und begab sich eilig nach dem Hause zurück. Dort hatte sich mittlerweile die Hausthür geöffnet, und ein großer, schön gewachsener Mann, breitschultrig, etwas stark, doch mit einer zierlichen Taille, war auf die Treppe getreten. Er trug einen dunkeln, ziemlich langen Paletot, den er bis oben zugeknöpft hatte, und zog eben an seinen Handschuhen, wobei er eine schwere englische Reitpeitsche mit silbernem Knopfe unter dem Arme hielt. Er hatte ein angenehmes, etwas starkes Gesicht, krauses blondes Haar, einen eben solchen Bart, der aber künstlich vollkommen horizontal nach beiden Seiten hinaus dressirt war. In der geöffneten Thür stand eine Dame in schwarz seidenem Kleide, fest in einen großen Shawl gewickelt; sie war einfach mit einer Morgenhaube coiffirt, offenbar aber um mehrere Jahre älter als der blonde Mann auf der Treppe draußen. Sie machte ebenfalls Miene, hinaus zu treten, doch drückte sie der Herr sanft zurück, wobei er mit einer angenehmen, klangvollen Stimme sagte: „Bleibe zurück, mein Schatz, es ist in der That ein bischen kühl, ich spürte einen scharfen Wind." Dabei hob er den Kopf in die Höhe und ließ den Luftzug, der von Norden kam, einen Augenblick über sein Gesicht streichen, so daß ihm das blonde Haar emporgelüpft wurde.

„Bleibst du lange aus, George?" fragte die Dame, worauf er entgegnete: „Ich kann das so ganz genau nicht bestimmen. Sollte es mir übrigens nöthig erscheinen, anderswo zu diniren, so lasse ich es dir vorher durch Friedrich, der mit den Pferden zurückkommt, sagen. Adieu, mein liebes Kind." Damit wandte er der Thür den Rücken und blickte so ruhig und gleichgültig vor sich hin, als sei er vollkommen allein in der Welt.

Unterdessen war Friedrich mit dem langbeinigen Lord am Fuß der Treppe erschienen und hatte das Pferd kunstgerecht hingestellt, so daß sein Herr nur den Fuß aufzuheben brauchte, um in den linken Steigbügel zu treten. Als er dies that, hängte sich der kleine Groom an den rechten Steigbügel, und zwar so kräftig, daß sich seine beiden kleinen Beinchen vom Boden erhoben. Lord stand wie eine Mauer,

und der große blonde Herr schwang sich zierlich und elegant in den Sattel, worauf er eine Cigarrendose hervorzog, eine Cigarre nahm, dieselbe mit einem Zünder langsam und bedächtig in Brand setzte, and dann im Schritt um den Rasenplatz mit dem Braunen gegen das Gitterthor davon ritt.

Der kleine Groom war mittlerweile mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit zwischen den Wirthschaftsgebäuden verschwunden, und als er gleich darauf wieder zum Vorschein kam, saß er hoch auf seinem kleinen Schimmel. Klein war das Thier im Verhältniß zum voranschreitenden Lord, immer aber noch ein Riesenpferd für den unbedeutenden Reitknecht. Doch saß er nicht schlecht auf seinem Sattel und sah in der That nicht so übel aus in den engen Reithosen, den Stiefeln mit gelben Kappen und dem elegant gemachten dunkeln Livreerock. Um den Leib hatte er einen gelben Riemen, welcher dazu diente, einen zusammengefalteten grauen Plaid festzuhalten, und zwar auf dem Rücken an der Stelle, wo der Infanterist seine Patrontasche zu tragen pflegt. Die beiden Blumenfutterale hingen zu beiden Seiten des Sattels, wo sich sonst die Pistolenholstern befinden. Friedrich hatte den Hut keck auf das rechte Ohr gesetzt, und da sich Lord mit dem Herrn schon am Gitterthor befand, als der Groom den Rasenplatz umkreiste, so hielt letzterer es aus diesem Grunde für nöthig, seinen Schimmel in einen kurzen Galopp zu versetzen. Ob auch noch ein anderer Grund vorhanden war, sich so als tüchtiger Reiter zu zeigen, können wir nicht mit Gewißheit angeben; nur so viel wollen wir verrathen, daß in diesem Augenblicke die Kammerjungfer der gnädigen Frau oben am Fenster erschien, um — frische Luft zu schöpfen.

Achtes Kapitel.

Eugenie.

Der große blonde Mann, dem das schöne Landhaus und der hübsche Garten gehört, welch letzteren er so eben auf seinem hohen Engländer verlassen, war der Baron George von Breda. Einst als Rittmeister bei den königlichen Kürassieren der „wilde George" genannt, hatte er übrigens, wie guter Wein, ziemlich frühzeitig ausgegohren und war, um uns so auszudrücken, zu einem klaren und verständigen Getränke geworden, mit recht vielem inneren Gehalte, aber ohne sprudelnde Eigenschaften. Es ließ sich angenehm mit ihm umgehen, seine Freunde konnten sich auf ihn verlassen, und er half Jedem gern, wenn er nämlich erst einmal in Bewegung gesetzt war. Früher außerordentlich schlank, fast dünn, war er zu Anfang der Dreißiger, in denen er sich jetzt befand, stärker geworden und hatte mit diesem äußeren Umfange eine ziemliche Gemächlichkeit angenommen, die erst überwunden sein wollte, ehe man ihn recht zum Handeln brachte. Zog er aber einmal für irgend eine Sache, die ihm recht und gut dünkte, so wurde er wieder ganz Kürassier und machte auf die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, einen so unwiderstehlichen Choc,

daß er meistens für sich oder seinen Schützling Alles niederwarf und eine freie Bahn brach.

Ziemlich unbegütert, hatte man es begreiflich gefunden, daß er, ein schöner und ausgezeichneter Offizier, seine jetzige Frau, die, wir können das nicht verschweigen, vielleicht zehn Jahre älter war, aber ein außerordentliches Vermögen besaß, geheirathet hatte. Erleben wir doch fast täglich ähnliche, für uns oft ganz unbegreifliche Fälle. Auch den Kameraden und näheren Bekannten von George von Breda erschien diese Heirath vollkommen passend; denn er war im Punkte weiblicher Bekanntschaften selbst in seiner wilden Zeit immer außerordentlich zurückhaltend gewesen; man konnte ihm keine Liebschaften nachsagen, und wenn er in Gesellschaften und auf Bällen war, so sah man den jungen Offizier adorirt von älteren Damen seiner Bekanntschaft, denn gegen diese benahm er sich in der That aufopfernd. Er konnte sich Stunden lang mit Geheimräthinnen oder verwittweten Baronessen aufs Angelegentlichste unterhalten; ja, wenn er tanzte, so geschah das meistens nur, um ältlich gewordene Schönen, deren Schifflein auf eine trügerische Balluntiefe oder eine Sandbank gerathen war und sitzen zu bleiben drohte, wieder flott zu machen.

Mit der Baronin, seiner Frau, lebte er vortrefflich. Er behandelte sie aufmerksam, achtungsvoll, hatte sich aber gleich zu Anfang der Ehe auf einen solchen Fuß mit ihr zu setzen gewußt, daß er unumschränkter Herr seiner Zeit und ihres Vermögens war. Doch trieb er mit dieser Herrschaft durchaus keinen Mißbrauch, er war weder ausschweifend, noch verschwenderisch, noch geizig; ja, man mußte ihm nachrühmen, daß er ein vortrefflicher Haushalter sei, denn er verwaltete das Vermögen, welches ihm seine Frau zugebracht, trotzdem, daß sie auf einem ziemlich großen Fuße lebten, so musterhaft, daß er jährlich bedeutende Ersparnisse zurücklegen konnte. Wie schon früher bemerkt, war er seiner Freunde Schutz und Hülfe, und man konnte bei verwickelten Angelegenheiten diesen und jenen der jungen Herren sagen hören: „Mein Rath ist, du gehst zu George und trägst ihm die Sache

vor. Findet er nichts Faules daran und verspricht er dir seine Hülfe, so hast du halb gewonnenes Spiel. Denn wenn George seine Schraube ansetzt, dann kommt er durch; darauf kannst du dich verlassen."

Daß so ein eigenthümlicher und vortrefflicher Charakter seine Schattenseiten haben mußte, verstand sich von selbst. Wer ihn nicht näher kannte, hielt ihn für über alle Maßen hochmüthig und für einen Menschen, der die Welt nur so von oben herunter betrachtet; und daran war sein schroffes Aeußere, seine aufrechte militärische Haltung mit stolz erhobenem Kopfe und sehr hoch getragener Nase schuld. Einer allzu großen Zuvorkommenheit gegen Fremde pflegte er sich nicht zu befleißigen; es war ihm lästig und unbequem, neue Bekanntschaften zu machen, und er hielt sich diese häufig durch ein steifes, fast unangenehmes Wesen fern.

So ritt er dahin; Lord ging im Schritte, und der Baron führte mit der linken Hand nachläßig die Zügel, während er mit der Rechten zuweilen die Cigarre aus dem Munde nahm. Der Weg führte auf der großen Straße eine Zeit lang an den schon früher erwähnten Landhäusern vorbei, die in großer Mannigfaltigkeit die Stadt umgaben. Wo sich aber die Chaussee von der Stadt entfernte, hörten auch diese zerstreut liegenden Wohnungen auf, und als der Baron die letzten derselben hinter sich gelassen, setzte er sein Pferd in Trab und folgte auf diese Art der sich rechts wendenden, sanft ansteigenden Landstraße.

Bald hatte er eine kleine Anhöhe, die vor ihm lag, erreicht, und blieb dort einen Augenblick halten, um einen Blick rückwärts auf die Stadt zu werfen, die in Qualm und Dunst unzähliger Schornsteine, sowie im Morgennebel, der noch nicht ganz verschwunden war, vor ihm ausgebreitet da lag. Dort sah er auch sein Haus und erkannte es an einer kleinen rothen Fahne, welche von dem hohen Dache flatterte. Eigentlich schien ihm dieses Betrachten der Stadt Nebensache zu sein; denn der Blick, welchen er hinabwarf, war außerordentlich gleichgültig; es war Gewohnheit von ihm, hier oben bei seinen Ritten eine kleine

Weile anzuhalten; auch dieses Mal dauerte dieser Aufenthalt höchstens ein paar Sekunden, worauf er Lord wieder vorwärts gehen ließ, in raschem Trabe seine Straße verfolgend, die von hier abwärts führte, einem weiten Thale zu, mit so dichtem und hohem Buschwerk bedeckt, daß man es wohl einen Wald hätte nennen können.

Unten in diesem Thale angekommen, verließ er die Straße, die auf der andern Seite abermals eine Anhöhe erstieg, um darauf zu verschwinden, und lenkte links in einen ziemlich verwahrlosten Weg ein, der durch das oben erwähnte Thal führte. Es war dieß eine Straße, einst breit angelegt, auch mit Wassergräben versehen, welch letztere aber im Lauf der Zeiten nicht nur einestheils ganz verschwunden waren, sondern auch anderntheils sich durch angesammelten Regen ein neues Bett in der Straße selbst gesucht und diese allmälig dadurch verengt hatten; auch umgeworfene Bäume waren bald rechts, bald links liegen geblieben, hatten sich in den nach und nach eingeweichten Grund dieses Weges eingesenkt und waren dann von der freundlichen Natur gleich diesem mit grünem Moose überzogen worden, oder nährten zur Sommerzeit allerlei Schling- und Schmarotzer-Pflanzen, die lustig aus ihnen emporwuchsen, um nach bestem Willen und Vermögen den Weg zu kreuzen.

Was diese Straße eigenthümlich, fast traurig machte, waren ehemalige Ruheplätze, unter den überhängenden Zweigen hochstämmiger Bäume angelegt, die jetzt so gar ruinenhaft und wehmüthig aussahen; denn die steinernen Bänke dieser Ruheplätze waren theils gar nicht mehr vorhanden, theils verwittert und von ihren Unterlagen herabgestürzt.

Der Baron folgte diesem Waldwege eine kleine halbe Stunde so schnell wie möglich und erreichte alsdann ein ehemaliges Parkthor, das vollkommen zu den eben erwähnten Ruheplätzchen paßte und einen würdigen Schluß zu dieser verwahrlosten Straße bildete. Vor demselben befand sich eine gewölbte steinerne Brücke, die über einen ehemals breiten Graben führte, dessen Wände aber auch mit der Zeit

eingestürzt waren und nur noch ein schmales Bett voll sumpfigen, stehenden grünen Wassers zeigten, in dem sich die überhängenden grünen Zweige kaum abspiegelten. Das Thor bestand aus zwei großen, massiven Steinpfeilern, die vielleicht einst mit einem Gitter verschlossen gewesen waren, wovon aber jetzt nichts mehr zu sehen war. Auch hatten diese Steinpfeiler in besseren Tagen das Wappen des Hauses getragen, und noch jetzt sah man auf dem rechten Pfeiler einen schildhaltenden Löwen, dem aber der Kopf und die Vordertatzen fehlten.

Dabei war es so stille rings umher, daß man hätte glauben können, man betrete die Grenzen eines zauberhaften Reiches. Auf dem breiten Fahrwege, der hinter dem Thore wieder anfing, war vom ehemaligen Steinkörper der Straße auch nicht die geringste Spur mehr zu sehen; Moos, Gras und Schlingflanzen von hüben und drüben hatten sich freundlich die Hände gereicht und sich nachbarlich vereinigt. Als der Baron so dahin trabte, hörte man die Hufschläge von Lord nicht auf den Boden schallen, sondern es klang so dumpf und hohl, als führte der Weg über ein mit Erde bedecktes Kellergewölbe. In dem Park, der hinter dem Thore anfing, sah man uralte, hochstämmige Bäume, und ihre eigenthümliche Stellung unter einander zeigte wohl an, daß sie einst nach einem bestimmten Plane gepflanzt worden und eine vielleicht zierliche Anlage gebildet hatten; jetzt aber sah das Ganze aus wie ein ziemlich öder ausgehauener Wald, und denselben Eindruck machte die Stille rings umher, die durch nichts unterbrochen wurde, als durch das heisere Gekreisch des Raubvogels, der von den nicht weit entfernten Bergen über das Thal dahin strich.

Bald änderte sich übrigens in etwas die Scene. Bei einer Biegung des Weges hörte die Wildniß des Parkes einigermaßen auf; man sah vor sich einen breiten Rasenplatz, mit zwei Reihen hoher Bäume eingefaßt, die einst den großen Fahrweg zum Schlosse, das man am Ende dieser Allee liegen sah, begrenzt hatten. Von dieser ganzen Fahrstraße war jetzt nichts mehr übrig als ein schmaler Fußweg; rechts und links zwischen den hohen Bäumen erblickte man aber-

mals Zeugen ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren Statuen aus Stein, Götter, Menschen und Thiere darstellend; aber sie, die einst dem gut erhaltenen Parke gewiß zur Zierde gereicht hatten, blickten jetzt in ihrer Verstümmelung aus dem wuchernden Grase so befremdet und sonderbar hervor, daß sie jemandem, der nicht darauf vorbereitet war, einen kleinen Schrecken hätten einjagen können. Sie paßte so gar nicht mehr hieher, diese respektable feine Gesellschaft, theils kopflos, theils mit herabgefallenen Armen und verstümmelten Füßen. Am besten hatten sich die Thiere erhalten; da waren von wilden Bestien Löwen und Tiger, von Hausthieren Pferde und Kühe, und diese letzteren, die der Künstler ruhend dargestellt, hatten sich noch am dauerhaftesten erwiesen.

Der Baron, der diesen Anblick schon unzählige Mal gehabt hatte, konnte sich trotzdem nicht enthalten, lächelnd nach beiden Seiten zu schauen, indem er sein Pferd langsamer gehen ließ. Jetzt trat auch das Schloß unter uralten mächtigen Bäumen deutlicher hervor. Es war ein mäßiges, viereckiges Gebäude, aus zwei Stockwerken bestehend, von denen das erste auf den vier Ecken Erker hatte, die in Form von Thürmen über das Dach hinausragten. Welche Gedanken und Erinnerungen den Reiter beim Anblick des kleinen Schlosses beschleichen mochten, sind wir nicht im Stande anzugeben und können nur so viel der Wahrheit gemäß berichten, daß er seinem Pferde die Zügel ließ, indem er die linke Hand auf den Sattelknopf stützte und träumerisch zu Boden blickte. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er ein fröhliches Lachen überhört hatte, das hinter ihm erscholl, als er in die Allee mit den Steinfiguren eingebogen war. Plötzlich aber schrak er aus seinen Phantasien empor, da er hörte, wie sich das Pferd Friedrichs gegen alle sonstige Gewohnheit im Galopp näherte. Er schaute um sich, doch war ein einziger Blick genügend, um ihn zu veranlassen, sein eigenes Pferd herumzuwenden; denn hinter ihm drein kam im kurzen Galopp freilich das Pferd des kleinen Reitknechts, doch

saß eine Dame quer im Sattel, die mit lustigem Zungenschlage den Schimmel zu schnellerem Laufe anfeuerte.

„Da kann man sehen," rief sie schon von Weitem, „daß Onkel George nie an uns denkt. Bist du doch am Eingange der Allee so nahe an mir vorbei geritten, daß ich dich hätte mit Blumen werfen können, wenn ich welche gehabt hätte. Pfui, Onkel George, das ist nicht schön. Aber du siehst meine Anhänglichkeit an dich, denn ich bin dir gleich so schnell nachgeeilt, wie ich konnte."

„Ja, ja, das seh' ich freilich, du Wildfang," entgegnete der Baron mit einem außerordentlich freundlichen Gesichte. „Ich glaube fast, du bist auf Amazonenart über meinen kleinen Friedrich hergefallen und hast ihn aus dem Sattel geworfen."

„Nein, nein, er räumte ihn gutwillig, als er sah, wie sehr es mir darum zu thun war, dir nachzueilen. — Sonst vielleicht" —, setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „aber es ist dem Kleinen kein Leides geschehen. Dort kommt er."

Sie winkte mit dem Kopfe rückwärts nach dem Groom, den man in einiger Entfernung so eilig herantraben sah, als es seine kurzen Beinchen erlaubten.

Die junge Dame hatte unterdessen den Schimmel dicht an den großen Engländer gebracht und legte jetzt ihre feine weiße Hand auf den Arm des Barons, blickte ihm schmeichelnd in die Augen und sagte: „Guten Morgen, lieber Onkel George. Wie geht es dir und was macht die Tante?"

Das Mädchen mochte achtzehn Jahre alt sein. Sie war von schlankem, untadelhaftem Wuchs, zu dem der edel geformte Kopf mit dem jugendlich frischen Gesichte vollkommen paßte. Ihr Haar war dunkelbraun, ebenso ihre großen leuchtenden Augen. Ueberaus reizend war ihr Mund mit den frischen rothen Lippen, hinter welchen hervor eine wahre Pracht von weißen Zähnen glänzte, wenn sie lachte. Und sie lachte häufig, bald über dies, bald über das, jetzt indem sie versicherte, wie außerordentlich sie sich freue, daß Onkel George heute doch

noch gekommen sei; dann, indem sie mit einer Haselnuß-Gerte, die sie in der Hand trug, eine komische Verbeugung nach irgend einer kopflosen Göttin machte; nun, während sie mit ihrer kleinen Hand auf die beiden Leder-Futterale an ihrem Sattel klopfte, dann wieder, indem sie auf den kleinen Groom wies, der wie ein Frosch durch das Gras hüpfte und die außerordentlichsten Anstrengungen machte, um nicht gar zu weit zurück zu bleiben.

So langten die Beiden vor dem Schlosse an. Dasselbe hatte vornen an der Eingangsthür einen ehemals gepflasterten Hof, der aber jetzt ebenfalls zu einem Rasenplatz, untermischt mit kleinen Steinpartieen, geworden war; eine halbrunde, zwei Fuß hohe Mauer schloß ihn auf dieser Seite ein und bildete mit zwei Pfeilern in Obeliskenform eine Eingangspforte. Hinter derselben stand ein kleiner, alter, gebückter Mann, der sich um die Ankommenden nicht viel zu bekümmern schien, wenigstens schaute er nicht ein einziges Mal in die Höhe, sondern betrachtete aufmerksam einen kleinen Scherben, den er in der Hand hielt. Er beschaute denselben von allen Seiten, hob ihn auch zuweilen in die Höhe und klopfte mit den gekrümmten Fingern daran. Der Klang, den das irdene Gefäß von sich gab, schien ihn zu erfreuen, und erst als er diesen mehrere Male gehört, ließ er die Hand sinken und blickte dem heranreitenden Paare entgegen.

„Siehst du, Onkel George," sagte das junge Mädchen, „Papa hat so eben wieder ein ganz bedeutendes Geschirr gefunden. Er wird dir gleich sagen, woher es stammt. Drüben haben sie eine Lehmgrube aufgedeckt, und da hab' ich ihm geholfen, und schon ganze Schürzen voll Ziegel und Scherben herüber getragen."

Der Baron schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, und dicht bei dem alten Herrn angekommen, schwang er sich aus dem Sattel, worauf er seiner Begleiterin die Hand reichte, die nun ebenfalls leicht und gewand auf den Boden sprang. Der alte Herr hielt seine beiden Hände und also auch das Geschirr, welches ihn beschäftigte, auf den Rücken und bewillkommte seinen Besuch mit einem freundlichen Kopf-

nicken. Es war, wie schon bemerkt, ein kleiner und dabei sehr magerer Mann, ziemlich nachläßig angezogen; seine einst schwarz gewesene Kleidung sah etwas rostig aus und zeigte hier und da erdfarbene Streifen, und wenn wir dabei sagen, daß der alte Herr in seiner guten Zeit ein eifriger Numismatiker gewesen, der in diesem Fache reiche Sammlungen besessen, so mag vielleicht diese Leidenschaft daran schuld gewesen sein, daß der ganze Kopf mit den wenigen Haaren, besonders das fahle Gesicht, einen Grünspanschimmer hatte und dem Portrait eines ehemaligen Kaisers oder Gelehrten auf einem halbverwitterten, uralten silbernen Schaustücke frappant ähnlich sah.

„Einen Fund gemacht, Schwager?“ fragte der Baron. „Das müssen Sie mir zeigen.“ Dabei sah er sich aber nach seinem Reitknechte um, der noch ziemlich weit zurück war. In diesem Augenblicke kam aus einem Nebengebäude ein junger Mann, mit sehr kokettem und affektirtem Gange. Obgleich er keine Livree trug, so sah man doch an seinem Anzuge in dieser Morgenstunde, dem schwarzen Fracke und der weißen Halsbinde, sowie an seinem ganzen Wesen, namentlich an der Art, wie er den Kopf trug, daß er zur dienenden Klasse gehöre; und gerade da er dies durch einen elegant nachläßig sein sollenden Gang und seine Haltung zu verdecken suchte, trat es nur um so schärfer hervor.

Der Baron hatte ihn nicht sobald erblickt, als er ihm zurief: „He, François, Sie sehen vielleicht, daß Niemand da ist, meine Pferde zu halten, bis Friedrich kommt. Wollen Sie wohl die Freundlichkeit haben, einen Augenblick hieher zu kommen?“

Diese außerordentlich höflichen Worte waren aber in so befehlendem Tone gesprochen, daß sie Monsieur François veranlaßten, eine halbe Wendung gegen den Baron zu thun, aber auch nur eine halbe; dann lenkte er augenblicklich um und rief herüber: „Ich werde dem Herrn Baron im Augenblick Jemanden schicken.“

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, selbst zu kommen,“ sprach nun

der Baron mit lauter Stimme, „so würden Sie sich jedenfalls eine Unannehmlichkeit ersparen. Ich ersuche Sie darum.“

„Er wird nicht kommen,“ sagte das junge Mädchen, und dabei funkelten ihre Augen eigenthümlich und sie preßte die zuckenden Lippen zusammen, so daß sie fast erschreckend anzusehen war, wie sich ihr gutes liebes und freundliches Gesicht in diesem Augenblicke verändert hatte. Es leuchtete dabei ein so tiefer Haß, eine solche Entschlossenheit aus demselben hervor, daß man hätte glauben können, im nächsten Momente geschähe etwas ganz Außerordentliches.

„Machen wir keine Umstände,“ sprach begütigend der alte Herr, „übergeben Sie mir die Pferde und spazieren Sie mit Eugenien voraus.“

Dabei erhob er die eine Hand, um die Zügel zu fassen; doch machte der Baron mit dem rechten Arme eine leichte abwehrende Bewegung, ohne übrigens ihn oder das junge Mädchen anzusehen; vielmehr blickte er mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck nach dem sogenannten Kammerdiener, der sich durch diesen Blick und die entschlossene Haltung angezogen fühlen mochte; wenigstens wandte er sich abermals gegen die Gruppe am Thore herum. Mit einem Male beschleunigte er aber seine Schritte, denn unter der Thür des Schlosses erschien eine Dame, die befehlend mit der Hand hinausdeutete und ihm zurief: „Schnell, François, warum beeilen Sie sich nicht?“

Jetzt kam auch der kleine Groom herangekeucht, und als er sah, daß François sich den Pferden nähern wollte, stürzte er athemlos mit einem Sprunge auf dieselben los und riß dem Andern so zu sagen die Zügel aus der Hand. Das junge Mädchen hatte sich abgewandt und legte nun ihren Arm in den des Barons, worauf alle Drei über den Hof gingen und in das Schloß traten.

Das Vestibül hinter dem Eingange war eine traurige Fortsetzung des Waldweges und des Parkes; die Wände, einst gemalt und mit Wappenschildern versehen, zeigten an kahlen Stellen und langen weißfarbigen Streifen unbefugte Feuchtigkeit, die den Weg durch das schad-

hafte Dach und die schlechten Fenster gesucht und gefunden. Die Scheiben der letzteren waren theils erblindet, theils gar nicht mehr vorhanden; und da, um den Windzug abzuhalten, manche Fensterläden geschlossen waren, so hatte dieses weite Vorhaus ein ungemein trübseliges, ja, trostloses Aussehen.

Die Dame, welche an der Thür erschienen war, bewillkommte den Baron ebenfalls aufs freundlichste, und da er ihr seinen Arm anbot, so trat das junge Mädchen zu ihrem Vater, legte ihren Arm um seinen Hals und stieg hinter den beiden Anderen ebenfalls die Treppen hinan. Oben sah es in so weit schon wohnlicher aus, als man hier noch keine so offenbaren Spuren der Zörstörung durch Wind und Wetter erblickte. Daß das Haus durch lange Vernachläßigung überhaupt gelitten hatte, bemerkte man auch hier an den unebenen Fußböden, so wie an den Thüren und Fenstern, die wie verquollen waren und nicht mehr recht in ihre Einfassung passen wollten. Je mehr man sich aber dem Zimmer der Frau vom Hause näherte, um so mehr verlor das alte Gebäude von diesem Charakter der Vernachläßigung, und nachdem man die Vorzimmer mit ebenen Fußböden durchschritten, von denen eines sogar mit einem freilich verschossenen Teppich bedeckt war, kam man in ein paar Gemächer, wo man das Schalten und Walten einer weiblichen Hand sah, und die sich ausnahmen, wie ein angenehmer Kern in einer rauhen, zerrissenen Schale. Hier erblickte man ziemlich ordentliche Teppiche, Holzlambrisen mit wohlerhaltenen Tapeten, ein Kamin mit freundlich loderndem Feuer und all die kleinen unnöthigen Sachen, welche, ohne daß man sie gebraucht, doch für den, der sie hat, durchaus nothwendig sind.

Freilich stammten alle diese Sachen, wie das ganze Ameublement, Sessel und Fauteuils in den verschiedensten Gestalten, aus einer früheren Zeit her, und Eines paßte wenig zum Andern, gab dem Ganzen aber eben dadurch den Anstrich einer malerischen Unordnung, die man in den kleinen Salons unserer Damen findet und gern sieht.

Das Gemach, wo sich die Frau des Hauses am Kamin niederließ und den Gast bat, neben ihr Platz zu nehmen, lag auf der hinteren Seite des Schlößchens und hatte ein einziges großes Fenster, das auf eine in ihrer Wildniß reizende Waldpartie ging. Dort im Hintergrunde standen die uralten hohen Bäume dichter beisammen, und wo sich Wege unter ihnen zeigten, schlichen sich dieselben wie verstohlen durch das Dickicht und waren wenige Schritte von ihrem Anfang durch die laubenartig zusammenhängenden Zweige schon nicht mehr sichtbar. Unmittelbar an diese Seite des Hauses stieß ein ehemaliger kleiner Blumengarten mit einem vertrockneten Springbrunnen, eine Art Terrasse, die mit vielleicht zwei Fuß hoher Brüstung an den malerischsten Punkt dieser Ansicht führte, einen kleinen See nämlich, der das Haus von der Waldpartie trennte.

Dieser See war eine von jenen so melancholischen und doch lieben Wasserflächen, in die man gern träumend hinabblickt und die sich eine rege Phantasie so leicht mit den verschiedensten Gestalten bevölkern kann. Die Ufer waren theilweise mit Schilf eingefaßt, zwischen dem das Wasser in einzelnen Punkten hervorleuchtete. Seine Ränder schillerten wegen der nahestehenden, jetzt im Winter durch dicht geschlungenen Epheu bedeckten Baumstämme gleichfalls in grüner Farbe, welche gegen die Mitte zu, wo das Bild des blauen Himmels klar auf den ruhigen Wasserspiegel fiel und aus ihm freundlich zurückstrahlte, heller und glänzender und so klar wurde, daß das leiseste Wölkchen, welches oben am Himmel dahin zog, unten im Wasser wieder erschien. In einer kleinen Bucht lag ein Nachen unbeweglich still, wie die ganze Natur rings umher, so still, daß man hätte glauben können, jetzt werde irgend ein majestätischer Hirsch aus dem Walde treten, um seinen Durst in den klaren Fluten zu löschen.

Das junge Mädchen war einen Augenblick hinter dem Fauteuil des Barons gestanden, hatte sich aber, als dieser mit der Frau des Hauses ein Gespräch begann, zu ihrem Vater begeben, der ans Fenster getreten war und wieder aufmerksam das kleine irdene Gefäß betrach-

tete, das er in der Hand hielt, bald hineinsah und bald mit den Aermeln da und dort putzte und abwischte.

„Siehst du, Eugenie," sagte der alte Herr nach einer Pause mit großer Befriedigung, „das ist das kostbarste Gefäß, welches ich seit langer Zeit gefunden, ja, fast das werthvollste, welches ich in meiner Sammlung habe."

Als er das sprach, schmiegte sich Eugenie so liebevoll an ihn und öffnete ihre großen glänzenden Augen so weit vor Aufmerksamkeit und Erstaunen, daß man wohl sah, sie empfinde deutlich die Freude ihres Vaters und glaube ihm aufs Wort, daß der Schatz, den er gefunden, wirklich so kostbar sei.

„Ist es recht alt, Papa?" fragte sie, nachdem sie einen ziemlich altklugen Blick auf das Gefäß geworfen.

„Sehr alt, mein Kind, außerordentlich alt. Ich werde darüber nachschlagen, um mit Gewißheit zu erfahren, ob es von den Römern, von den Celten oder Germanen stammt."

„Und wir geben ihm einen sehr schönen Stand," fuhr das junge Mädchen freundlich fort. „Du schneidest wieder so einen kleinen hölzernen Untersatz, und ich überziehe ihn dir mit violettem Sammt; ich habe noch davon."

Der alte Mann hielt das kleine Gefäß in seiner Hand, blickte aber bei den Worten seiner Tochter über dasselbe hinaus, durch das Fenster, über den See, über den Wald hinweg, weit, weit in unendliche Fernen und lächelte dabei recht wehmüthig.

„Ja, ja, mein Kind," sagte er dann nach einer Pause, „wir werden es sehr schön aufstellen, auch numeriren, und dazu schreiben, wo wir es gefunden. Aber," setzte er seufzend hinzu, „das ist denn auch Alles."

„Wie so Alles, Papa?"

„O, ich meine nur, da wird es dann stehen auf seinem violetsammtnen Untersatz, einsam und allein, und Niemand wird kommen, um es zu betrachten. Siehst du, meine liebe gute Eugenie, das ist

ja die Freude und der Stolz von uns Sammlern, daß wir unsere Schätze zeigen können."

Das schöne Mädchen nickte mit dem Kopfe, als wenn sie sagen wollte: „Ich verstehe."

„Früher," fuhr der alte Mann fort, — „viel früher, als ich noch ein schönes Münz-Cabinet hatte, und so manches Andere noch, da verging fast kein Tag in der Woche, wo nicht Jemand kam, der mit großer Aufmerksamkeit meine Schätze betrachtete und mir Complimente darüber machte. Jetzt ist das ganz anders geworden, o, ganz anders!"

„Mein guter, guter Papa!" antwortete Eugenie mit leiser Stimme und lehnte schmeichelnd ihren Kopf an seine Schulter.

Darauf setzte der alte Mann behutsam das Gefäß auf die Fensterbank, legte alsdann die Hand auf das weiche, schwellende Haar seines Kindes und hob den Kopf etwas in die Höhe, um ihr in die klaren Augen zu sehen. Er schüttelte mit dem Kopfe, und auf seinem Gesichte war tiefe Traurigkeit, ja, fast Schmerz zu lesen, als er sprach: „O, meine Eugenie, du verstehst es nicht, wie schmerzlich es für mich ist, daß Niemand, so gar Niemand kommt, um das Schöne und Gute zu betrachten, was wir still und verborgen unter uns hegen und pflegen."

Was unterdessen der Baron mit der Frau des Hauses gesprochen, sind wir nicht im Stande, ganz genau anzugeben; denn sie führten ihr Gespräch ziemlich leise. Doch mochte der Inhalt desselben wichtiger sein, als eine Unterhaltung über gewöhnliche Tagesereignisse; die Dame schüttelte auf das Achselzucken des Barons zuweilen ziemlich heftig mit dem Kopfe und preßte auch bei eindringlichen Worten, die er ihr sagte, die Lippen fest über einander. Erst als der alte Herr mit dem jungen Mädchen das eben Erwähnte ziemlich laut sprach, ohne daß es von den Anderen beachtet worden wäre, erhoben auch diese ihre Stimmen mehr und mehr, und man hörte den Baron zu seiner Nachbarin sagen: „Aber ich versichere Sie, Schwä-

gerin, es ist großes Unrecht von Ihnen, sie hier so in der Wildniß — verzeihen Sie mir den Ausdruck — festhalten zu wollen. Ein junges Mädchen muß die Welt sehen und von ihr gesehen werden; und eine bessere Gelegenheit dazu gibt es doch wahrhaftig nicht, als wenn Ihre Schwester, meine Frau, sich anbietet, Eugenie wie an Kindes Statt anzunehmen."

Bei diesen Worten hatte sich die Dame in den Fanteuil zurückgelegt, sich einschmiegend in die Kissen desselben. Sie blickte in das spielende Kaminfeuer, und nur zuweilen, während der Baron sprach, wandte sie ihm wie im Blitz ihre Augen zu und sah ihn mit einem forschenden, seltsamen Ausdrucke an.

Daß diese Dame um mehrere Jahre jünger war als ihre Schwester, die Baronin von Breda, wissen wir bereits; und daß ihr Kopf interessanter, ja, um vieles schöner war, müssen wir dem Leser sagen; trotzdem aber sah sie, namentlich in Augenblicken der Abspannung, deren sie sehr viele hatte, fast älter aus. Einst mußte sie in der That sehr schön gewesen sein; ihre Gesichtszüge waren fein, der Teint, einst blendend weiß, jetzt freilich von einer krankhaften Blässe; dazu hatten die Augen einen unbeschreiblich müden Blick, und wenn sie trotzdem noch ziemlich glänzend aussahen, so kam das wohl daher, weil sie eingefaßt waren mit einem krankhaften, dunkeln, fast bräunlichen Kreise.

Sehr häufig brachte diese Frau ihre weiße, fein geformte, nur sehr magere Hand an die Stirn und fuhr alsdann leicht über ihre Augen, als schmerze sie das Tageslicht, oder als wolle sie sich selbst ermuntern.

Nachdem der Baron ausgeredet, stützte sie ein paar Sekunden den Kopf in die Hand, indem sie diese wie einen Schirm vor ihre Augen hielt, und entgegnete nach einer kleinen Pause, ohne ihre Stellung zu verändern: „Und was mache ich in dieser Wildniß, wie Sie eben ganz richtig bemerkten, wenn mich das Mädchen verläßt? O,

glauben Sie mir, George, so einsam ohne sie zu leben, — ich könnte das unmöglich aushalten. Gewiß, ich könnte nicht."

„Also ist es so, wie ich vorhin gesagt," erwiderte der Baron. „Sie halten das Mädchen nur aus Egoismus zurück."

„Ja, wenn Sie die Liebe einer Mutter zu ihrer Tochter Egoismus nennen, so haben Sie Recht."

Der Baron schüttelte sonderbar lächelnd mit dem Kopfe.

„In diesem Falle möchte ich es fast Egoismus nennen," sprach er; „denn — Sie verzeihen mir die offenherzige Rede — Mutterliebe pflegt sich nicht in einem einzigen Punkte zu zeigen, sondern sorgt im Allgemeinen für das Beste ihrer Kinder."

„Sie wissen, George," entgegnete die Dame nach einer augenblicklichen Pause, „daß ich nicht im Stande bin, mit Ihnen zu streiten. Sie sind mir überlegen, und —"

„Sie fühlen dagegen, daß ich vollkommen Recht habe."

„O ja," erwiederte erregter die Frau des Hauses; „o ja, Sie haben Recht, vollkommen Recht; ich will Ihnen das am allerwenigsten leugnen. Wiederholen Sie mir auch, mein Widerstreben, Eugenie von mir zu geben, sei keine Liebe zu dem armen Mädchen, nennen Sie es meinetwegen Egoismus; ich will Ihnen sogar zugeben, es ist Egoismus; aber dagegen sage ich Ihnen zum hundertsten Male: ich kann das Mädchen nicht von mir lassen, ich kann nicht, gewiß, ich kann nicht."

Der Baron zuckte mit den Achseln und blickte mit einem leisen Seufzer in die Gluth des Kaminfeuers.

Sie fuhr fort: „Verstehen Sie mich, George, wenn ich Ihnen sage, ich kann nicht. Ist es Ihnen in Ihrem Leben nie begegnet, daß Sie eine abergläubische Furcht hatten, im Falle Dieses oder Jenes geschehe, treffe schweres Unglück auf Ihr Haupt? — Sie werden mir in meinem Falle vielleicht entgegnen," sprach sie wehmüthig lächelnd, „daß hier in diesem Hause etwas mehr Unglück gerade nicht von Belang wäre; ich will mich also anders ausdrücken. Haben Sie

nie ein Wesen um sich gehabt, das Ihnen wie ein Schild erschien gegen die Schläge des Schicksals, die Sie zu zerschmettern drohten? Wie ein Schutzgeist, vor dessen Anblick, vor dessen schirmender Hand sich das Unglück zurückzog und, wenn es Sie auch drohend umlagerte, doch nicht über Sie herzufallen wagte? — Ein solcher Schutzgeist ist mir Eugenie. Wenn sie in meiner Nähe ist, so kann ich mit Innigkeit zurückdenken an die schöneren Tage, die einst gewesen; wenn sie sich nur momentan von mir entfernt, so ist es, als verdichtete sich die Luft um mich, als umgäben mich trübe Nebel, aus denen zuckende Hände nach mir griffen. O, das ist schrecklich!"

Bei diesen Worten senkte sie den Kopf tief herab und drückte beide Hände vor das Gesicht.

„Ihre erregte Phantasie ist allerdings schrecklich," erwiderte der Baron von Breda, „aber vielleicht beherrscht Sie dieses unangenehme Gefühl nur für die ersten Stunden und Tage. Ja, ja, das kann nicht andauernd sein, wenn Sie Eugenie heiter und glücklich wissen. — Und, Frau Schwägerin, glauben Sie mir, es ist Ihre Schuldigkeit, etwas für das arme Mädchen zu thun. Was soll sie hier in der Oede, inmitten dieses verfallenen Parkes, dieses einsamen Hauses?"

„Lassen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken, mich daran zu gewöhnen," entgegnete die Frau des Hauses nach einem längeren Stillschweigen; „für jetzt kann ich und will ich Eugenie nicht von mir lassen. Wer will bestimmen, was die nächste Zeit bringt? Kann nicht die nächste Sekunde schon unser Schicksal ändern?"

„Es ist aber ein eigenthümlicher Trost, darauf zu warten und zuzusehen, bis uns irgend ein Ereigniß fortschiebt. Ich habe es nie so gehalten, ich griff immer frisch in das Leben hinein und befand mich wohl dabei."

Mittlerweile war der alte Herr mit Eugenien, vielleicht aus Discretion, um dem Gespräche seiner Frau mit dem Baron freien Lauf zu lassen, ins Nebenzimmer gegangen, von wo er aber in diesem

Augenblicke zurückkehrte, gefolgt von François, der auf einem Präsentirbrett einige Platten trug, welche das bescheidene Frühstück der Familie bildeten.

„Onkel George wird mit uns frühstücken!" rief das junge Mädchen, die an dem Bedienten vorbei eilig aus dem Nebenzimmer in den Salon sprang. „Freilich nicht so compendiös, wie bei sich zu Hause, dafür aber heute in unserer Gesellschaft, was, wie ich hoffe, auch schon Einiges werth ist."

Monsieur François, der Kammerdiener, befand sich augenscheinlich in einer sehr schlechten Stimmung; er rollte mit mehr Lärm als gerade nöthig war, einen kleinen Tisch aus der Ecke des Zimmers vor den Kamin, stellte einen Stuhl vor Fräulein Eugenie, und überließ es dagegen dem alten Herrn, sich selbst einen zu holen; doch sprang das junge Mädchen ihrem Vater eilfertig zu Hülfe, nicht ohne auf den Diener abermals einen jener Blicke zu werfen, die wir schon vorhin vor dem Schlosse an ihr bemerkten.

Der Baron von Breda that durchaus nicht, als gewahre er die geräuschvolle Art, mit welcher der Bediente den Tisch hin und her rückte, das Tischtuch auflegte und die Platten nicht darauf hinsetzte, sondern mit einer außerordentlich widerwärtigen Manier vor die Umsitzenden hinschob.

Wie Eugenie vorhin sagte, so war das Frühstück allerdings sehr einfach, eine Tasse Thee, Butter, Brod und etwas kaltes Fleisch; doch wäre das vollkommen genug gewesen, um bei etwas mehr Heiterkeit der Theilnehmer eine fröhliche Stimmung hervorzubringen; so aber lag es seit dem Eintritte des Dieners wie ein kalter Hauch über den Anwesenden; die Baronin preßte die Lippen auf einander, und wenn dabei auch ihr Mund zu lächeln versuchte, so sah man doch an dem unruhigen Umherzucken ihrer Augen und dem eigenthümlichen finsteren Ausdruck derselben, daß ihr Kopf keine freundlichen Gedanken hegte. Der Baron von Breda sprach mit dem alten Herrn und Eugenien über ganz gleichgültige Dinge und schien außerordentlich ruhig ge-

stimmt; wir sagen: schien; wer ihn genau kannte, wußte sich die Art zu deuten, mit der er seinen langen blonden Schnurrbart wiederholt mit der Hand zu beiden Seiten des Gesichts hinausstrich. Eugenie blickte auf ihren Teller und schaute nur zuweilen forschend ihren Vater an oder auch den Baron, wenn er mit ihr sprach. Am unbefangensten war aber wohl der alte Herr, der ruhig seinen Thee trank und, während er sein Butterbrod aß, von der neu entdeckten Lehmgrube erzählte, die ihm eine Ausbeute von seltenen Gegenständen der verschiedensten Art versprach. Das kleine irdene Gefäß hatte er von der Fensterbank sorgfältig auf einen Tisch gestellt, der in der Mitte des Zimmers stand, und während er von seinem Funde sprach, unterließ er es nicht, zuweilen sehr innige Blicke dort hinüber zu senden. Auch Eugenie schaute häufig nach der kleinen Vase, aber mit einem besorgten Ausdruck in den Blicken, denn François, der dort am Tische mit seinem Geschirr hantirte, kam der kleinen Kostbarkeit oft gar zu verdächtig nahe.

„Wenn Sie auf so reiche Beute hoffen," meinte der Baron, „so muß in der Nähe der Lehmgrube ein alter Begräbniß- oder Lagerplatz gewesen sein."

„Auf das Letztere weisen alle Spuren hin," entgegnete eifrig der alte Herr. „Sie erinnern sich, daß ich Ihnen schon einmal bei früheren Spaziergängen im Walde die sehr deutlichen Spuren der alten Römerstraße zeigte, die sich durchs Thal zieht. Nun gut, wenn Sie an dem Punkte, wo sie für uns verschwindet, ihr muthmaßliche Richtung fortführen, so treffen Sie gerade auf meine kostbare Lehmgrube. — François, etwas Wasser!"

François schien durchaus nicht zu hören.

„Weiter rechts von dem eben erwähnten Punkte," fuhr der alte Herr fort, „haben wir vor ein paar Jahren die prachtvoll erhaltenen römischen Gräber gefunden, von deren Ausbeute ich, leider, leider! den besten Theil an die Regierung abgeben mußte, da dort genau an jener Stelle die herrschaftlichen Waldungen an unsern Park stoßen.

Mit einiger Spitzfindigkeit hätte ich freilich beweisen können, daß die kostbaren Gräber noch zu meinem Territorium gehörten; aber," setzte er achselzuckend hinzu, „man will seine Nachbarn nicht zu Feinden machen, und mit großen Herren ist bekanntermaßen schlecht Kirschen essen."

Schon bei den letzten Worten hatte der alte Herr sein Glas seitwärts vom Tische gegen François gereicht und wiederholte nun seinen schon vorhin ausgesprochenen Wunsch um etwas Wasser.

Der Bediente klapperte aber so außerordentlich lebhaft mit seinen Tellern, daß man bei einiger Harthörigkeit seinerseits vielleicht hätte voraussetzen können, er habe den zweimal so höflich ausgesprochenen Befehl überhört.

Eugenie, deren Augen zum dritten Mal so seltsam funkelten, wollte aufspringen, um das Verlangte für den Vater zu holen; doch legte der Baron von Breda ruhig seine Hand auf ihren Arm und sagte mit ziemlich lautem und gebieterischem Tone: „Wasser!"

Die Frau vom Hause hustete hinter der vorgehaltenen Serviette ziemlich vernehmlich und so verständlich, daß François sich bewogen fand, augenblicklich mit einer Caraffe herbei zu eilen und das Glas des Herrn von Breda voll zu gießen. Darauf aber schob er dieselbe Flasche auf die gleiche insolente Art, wie früher die Teller, vor den alten Herrn hin und ging mit erhobenem Kopfe, gespitztem Munde und tänzelndem Gange wieder an seinen Nebentisch zurück.

Warum eigentlich der Baron von Breda seine Hand auf dem Arme des jungen Mädchens ruhen ließ, wissen wir nicht ganz genau anzugeben; vielleicht fühlte er ein leises Zittern in demselben, und wohl aus diesem Grunde wandte er sein Gesicht gegen Eugenie und blickte sie freundlich, fast wie bittend an.

Der alte Herr schien dieses Wasser-Intermezzo entweder nicht verstanden zu haben, nicht verstehen zu wollen, oder wenn dies doch der Fall war, keinen Werth darauf zu legen. Er wandte sich sogar im nächsten Augenblick abermals an den Bedienten und sagte nicht

ohne Freundlichkeit: „Nehmen Sie mir doch mein kleines Gefäß in Acht. Wenn mir etwas daran geschehe, so wäre das ein unersetzlicher Verlust."

„Ich will es hieher holen, Papa," sprach das junge Mädchen, indem sie hastig aufstand, „Onkel George hat es ja überdies noch nicht genau betrachtet."

Nun hatte indessen Monsieur François die Worte des alten Herrn wahrscheinlich überhört, auch vielleicht das irdene Gefäß nicht gesehen, oder war der Monsieur François, und wir glauben fast das Letztere, eine außerordentlich boshafte Creatur; genug, während Eugenie aufstand, hob er die Teller von dem Nebentische in die Höhe und streifte dabei wahrscheinlich mit der Serviette, die er auf dem Arme trug, an die kleine Vase, so daß sie zu Boden fiel und in unzählige Stücke zerbrach.

„Um Gottes willen! das ist ja ein großes Unglück!" rief der alte Herr, indem er voll Schrecken in die Höhe sprang.

Eugenie preßte, während sie wie erstarrt stehen blieb, ihre bebenden Lippen fest auf einander; und selbst der Baron von Breda zuckte auf eine eigenthümliche Art zusammen, worauf er aber einen langen und sehr festen Blick auf die Frau des Hauses warf.

„Das ist ja eine große Ungeschicklichkeit, François," sagte diese. „Machen Sie, daß Sie hinaus kommen."

„O nein, Mama," rief Eugenie mit zitternder Stimme, „das ist keine Ungeschicklichkeit!"

Der Bediente, ohne nur einen Ausdruck des Bedauerns oder Schreckens von sich zu geben, machte obendrein noch ein hochmüthiges, unverschämtes Gesicht und hatte schon ein paar Schritte gegen die Zimmerthür gethan, als er seine Frechheit so weit trieb, bei den Worten des jungen Mädchens stehen zu bleiben, sich herumzudrehen und mit kaltem Tone zu fragen: „Was belieben das gnädige Fräulein?"

„Gehen Sie — augenblicklich!" rief ihm die Frau des Hauses zu, indem sie sich mit blitzenden Augen aus ihrem Stuhle erhob;

„ich will hoffen, daß an diesem Vorfalle nur Ihre grenzenlose Ungeschicklichkeit schuld ist.“

„Ein so kostbares Gefäß!“ jammerte der alte Herr, indem er sich bemühte, die Trümmer aufzulesen.

Hätte in diesem Augenblicke François das Weite gesucht, so wäre es besser für ihn gewesen; so aber wollte das Schicksal, daß er seinen Kopf ein wenig auf die Seite neigte, verächtlich auf den Boden blickte und die halblauten Worte hören ließ: „O, es gibt dergleichen Scherben noch mehr als zu viel.“

Eugenie hatte die Hand auf den Tisch gestützt und stand anscheinend ruhig da, doch war ihr Gesicht mit einer furchtbaren Blässe bedeckt, und ihre großen Augen glänzten unheimlich. Kaum hatte François die eben erwähnten Worte vernehmen lassen, so zuckte sie zusammen, stürzte vor, riß von dem Nebentische die schwere Reitpeitsche des Barons von Breda an sich, und ehe Jemand das von diesem Auftritte erschütterte und empörte Mädchen zu hindern vermochte, führte sie mit ihrer vollen jugendlichen Kraft einen so furchtbaren Hieb über den Kopf des Unverschämten, daß quer über dessen Gesicht augenblicklich eine fingerdicke blutige Schramme sichtbar wurde.

Die Frau des Hauses war emporgesprungen, konnte aber nichts thun, als ihre Hände ausstrecken, was sie denn auch so heftig that, als sei sie hiedurch im Stande, Eugenie zurück zu halten.

Diese hatte nicht sobald ihren Schlag geführt, als die plötzlich aufgeflammte Röthe ihres Gesichtes der vorigen tiefen Blässe augenblicklich wich und sie ihre Hand öffnete, so daß die Reitpeitsche zu Boden fiel, worauf das arme Mädchen sichtlich zu schwanken begann und mit einem Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Vaters fiel, der auf sie zusprang, um sie zu halten.

Dem Bedienten war eine solche Behandlung noch nie zu Theil geworden. Daß er sämmtliches Geschirr, welches er in der Hand trug, zu Boden fallen ließ, finden wir vollkommen begreiflich, ebenso,

daß er, als Italiener, sich blitzesschnell bückte und nach einem der Messer griff, die zwischen den Porzellantrümmern lagen. Doch hatte er das Heft desselben nicht sobald erfaßt, als auch schon die gewaltige Faust des Barons seine Finger umspannte und dieselben so furchtbar zusammendrückte, daß er nicht nur das Messer fallen ließ, sondern sich auch mit einem lauten Aufschrei bis auf den Boden niederkrümmte. Es bedurfte jetzt nur noch eines befehlenden Blickes des Herrn von Breda, und François taumelte mehr, als er ging, zur Thür hinaus.

Der alte Herr hatte Eugenie auf einen nahestehenden Stuhl niedergelassen, worauf das Mädchen schon nach ein paar Sekunden die Augen langsam wieder öffnete, um sich blickte und dann, als sie sich dessen, was eben vorgefallen, erinnerte, die Hände vor das Gesicht preßte und laut zu weinen anfing.

„Nach dem, was so eben geschehen," sagte der Baron von Breda zu der Frau des Hauses, „wird es Ihnen selbst angenehm sein, wenn ich meinen Reitknecht nach Hause schicke und einen Wagen kommen lasse, um Eugenie — wenigstens für einige Zeit zu ihrer Tante zu bringen."

Statt aller Antwort nickte die Mutter mit dem Kopfe, und der alte Herr, der die Worte seines Schwagers ebenfalls gehört, winkte zustimmend eifrig mit der Hand.

Daß hierauf das Beisammensein der Familie nicht viel Erquickliches mehr bot, brauchen wir dem geneigten Leser nicht zu sagen, dürfen aber, um im Laufe unserer Geschichte keine Lücke entstehen zu lassen, nicht verschweigen, daß der kleine Friedrich nach erhaltenem Befehl seinem Schimmel die Sporen gab und in gestrecktem Galopp durch den einsamen Park und den verwahrlosten Waldweg nach der Stadt zurückkehrte; ferner daß er, während zu Hause ein leichtes Coupé eingespannt wurde, den Gärtner auf die Seite nahm und ihm, während er sich wichtig das Kinn strich, rapportirte, François sei ihm mit einer außerordentlich schönen Schmarre im Gesicht erschienen, und

er müsse jetzt wieder nach dem alten Waldschlosse zurückeilen, um das gnädige Fräulein hieher zu holen. Dann schwang er sich wieder auf seinen Schimmel und hatte beim Hinausgaloppiren abermals das Glück, von der Kammerjungfer der gnädigen Frau erblickt zu werden.

Der Gärtner schaute dem abfahrenden Wagen gedankenvoll nach, nahm bedächtig eine Prise und sagte, indem er den Deckel seiner Dose zuklappte: „Das gnädige Fräulein kommen also doch hieher! — So, so! — ei, ei!“

Neuntes Kapitel.

In der Schreibstube.

Die Schreibstube des Herrn Rechtsconsulenten Plager befand sich zu ebener Erde in demselben Hause, wo der lange Schreiber wohnte. Die Fenster derselben gingen in den Hof, den wir neulich zur Nachtzeit durchschritten, und wenn wir denselben jetzt bei Tageslicht betrachten, so müssen wir gestehen, daß er damals in finsterer Nacht nicht viel öder und trostloser aussah als heute. Alle Rückseiten der umliegenden Häuser schienen sich hier Rendezvous gegeben zu haben, um die allergewöhnlichsten, allerprosaischsten Geschäfte des täglichen Verkehrs abzumachen. Dabei waren diese hinteren Häuserreihen von einer solchen Unregelmäßigkeit, daß man hätte auf den Glauben kommen können, die verschiedenen Baumeister haben einander zum Aerger nur so sich völlig widersprechende Giebel, Fenster und Thüren gebaut. Im Lauf der Zeiten hatte man hier und da einen Erker oder einen Alkoven angeflickt, der dann der Hausseite ganz das Ansehen gab, als habe sich an der betreffenden Stelle eine unförmliche Geschwulst angesetzt. Dazu kam eine Musterkarte der verschiedenartigsten Rinnen und Abzugsröhren in Holz, Erde und Metall, von denen aber viele

defekt waren, und aus diesem Grunde rechts und links einen feuchten Ausschlag hervorriefen, in welchem hier und da ein Pflänzchen sein kümmerliches Dasein fristete. Von einer Verputzung dieser Hausseite war durchaus nicht die Rede, und so sah man denn ein wahres Chaos von Holzwerk alle Wände in so durch einander laufenden und seltsamen Linien bedecken, daß es Einem bei längerem Hinsehen ganz schwindelig werden konnte.

Die schon vorhin erwähnten eigensinnigen Giebel richteten sich so drohend gegen einander auf und blickten sich mit ihren schwarzen Fensterlöchern so grimmig an, daß man auf die Vermuthung einer geschwornen Feindschaft unter ihnen kam und sich des Gedankens nicht erwehren konnte, sie würden einst in einer Mitternachtsstunde wüthend auf einander losstürzen und im grimmigsten Vertilgungskampfe nicht eher ruhen, als bis sie alle mit einander zerschmettert drunten im Hofe lägen, ein formloser Haufen von Balken und Steinen.

Was diesem grauen und schmutzigen Hofe eine freundliche Verzierung verlieh, war die überaus zahlreiche an Schnüren aufgehängte Wäsche, und wenn man die vielen Farben derselben, die rothen, blauen, grünen, gelben und weißen Lappen mit einiger Phantasie betrachtete, und sah, wie der eingedrungene Wind sie spielend emporhob, so konnte man träumen, es würde in einem der finsteren Häuser irgend ein Fest gefeiert, zu welchem dasselbe, wie ein Kriegsschiff im Hafen, sämmtliche Flaggen aufgezogen.

Der Boden des Hofes in seiner Unebenheit, die aus zusammengetretenen Kehrichthaufen und Schuttüberresten entstanden war, mit halb verfaulten Balken und Brettern und zusammengefallenen Fässern, wo ein eiserner Reif mit zwei aufrechtstehenden Dauben wie das Gerippe eines ehemaligen Weinfasses aussah, paßte vollkommen zu seiner Umgebung. Daß die anstoßenden Gemächer, deren Fenster hieher gingen, gerade keinen Ueberfluß an Freundlichkeit hatten, brauchen wir dem geneigten Leser wohl nicht zu sagen, ebenso wenig, daß das

Bureau des Herrn Plager überhaupt hiervon keine rühmliche Ausnahme machte. Im Gegentheil war es eines der finstersten Löcher in dem ganzen Gebäude, und Madame Plager hatte mit ihrer Frau Mutter es sinnig aus dem Grunde gewählt, weil, wie sie behauptete, die Arbeit noch einmal so rasch von Statten gehe, wenn das Auge durch keine äußere Eindrücke beunruhigt und von dem Papier abgezogen würde. Und in dieser Beziehung hatte sie trefflich gewählt; denn in dem Hofe regte sich gar nichts Lebendiges, als vielleicht eine lauernde Katze oder eine vorüberhuschende Ratte. Vögel ließen sich hier kaum sehen, und wenn einmal ein neugieriger Spatz von draußen hereinkam, so flog er augenblicklich erschrocken wieder empor und verkündigte wahrscheinlich seiner Verwandtschaft: Aber da unten habe ich einen schauerlich stillen und schmutzigen Hof gesehen. Da möchte ich nicht einmal ein gestohlenes Nest besitzen — pfui Teufel!

Das Bureau des Rechtsconsulenten bestand aus zwei Gelassen, eines war das Privat- und Sprechzimmer des Chefs, das andere die Schreibstube. Im ersten herrschte einiger Luxus; da stand nämlich ein altes, schmutziges Sopha, und über demselben hing ein halbblinder Spiegel; die übrigen Möbel waren, wie in der Schreibstube, aus gewöhnlichem Tannenholze, auf dem sich aber, wie auf ähnlichen Schulutensilien, im Lauf der Zeiten ein bräunlicher Schmutzüberzug angesetzt hatte.

Der erste Schreiber des Rechtsconsulenten, dessen Bekanntschaft wir schon in den vorigen Kapiteln gemacht, befand sich vor einem Stehpulte, auf dem ein großer Aktenstoß lag, den er langsam durchblätterte und daraus Auszüge zu machen schien. Obgleich wir ihn dem Leser bereits in aller Form vorgestellt, auch sein Aeußeres so gut als möglich beschrieben, so vergaßen wir doch bis jetzt, seinen Namen zu nennen. Dieser klang etwas fremdartig, — eine Bemerkung, die der Träger desselben mit großem Stolze und gern hörte; er pflegte alsdann zu sagen, das kalte Deutschland, in dem er jetzt verurtheilt sei, schlechte Prozeßakten zu concipiren, zu escarpiren und zu copiren,

sei ja nicht sein Heimatland, sondern fern im Süden das schöne Spanien sei es, wo seine Wiege unter blühenden Orangenbäumen gestanden. Larioz, so pflegte er zu sagen, ist dort ein Name von bestem Klang, und wenn man von Jaen nach Granada reitet, so bewundert man die leider ziemlich verfallene Stammburg dieses Geschlechtes, einen mächtigen Bau, von dessen Thurme man die Besitzungen der Familie, wie sie einst bestanden, nicht übersehen konnte. Wenn der Schreiber auch gewöhnlich mit „Herr Larioz“ angeredet wurde, so nahm er es doch durchaus nicht übel, wenn Jemand, der seine Herkunft kannte, ihn Don Larioz nannte; ja, er pflegte dabei gnädig zu lächeln und konnte in guter Laune hinzusetzen: „Wenn meine Vorfahren anders gewirthschaftet hätten, so brauchte ich nicht meinen Hut vor dem Herrn Plager abzunehmen, sondern stände mit bedecktem Haupte vor dem König von Spanien.“

Etwas seitwärts von dem Stehpulte befand sich ein kleiner Tisch mit einem Stuhle, auf dem unser Freund Gottschalk saß, der mit der Copie eines Aktenstückes hätte beschäftigt werden sollen. Wenigstens lag besagtes Aktenstück neben ihm, er hatte vor sich einen Bogen Papier, auf dem auch bereits einige Zeilen zu sehen waren; doch hatte er die Feder neben sich gelegt und lauerte, wie die Katze auf eine Maus, nach einer müden Fliege, die auf dem Tischrande herumspazierte. Es gelang ihm auch, das unglückliche Wildpret einzufangen, doch mochte er dabei etwas zu roh zu Werke gegangen sein, genug, die ohnedies lebensmüde Fliege starb zwischen seinen Fingern.

Diese außergewöhnliche Beschäftigung war indessen von dem langen Schreiber nicht unbemerkt geblieben, und dieser hatte langsam sein Lineal genommen und patschte seinem kleinen Zögling, ehe dieser sich dessen versah, tüchtig auf die Finger.

Gottschalk blickte in die Höhe, und obgleich er den getroffenen Daumen zum Munde führte, so war doch auf seinem Gesichte nicht die Spur eines Erschreckens zu lesen, vielmehr lachte er schelmisch und sagte: „Das hat gepatscht!“

„Allerdings hat es gepatscht!“ meinte der lange Schreiber, „und es kann noch viel stärker patschen, wenn du, statt ruhig zu arbeiten, beständig deine Kindereien treibst; und diesmal hast du doppeltes Unrecht begangen: erstens hast du deine Schreiberei liegen lassen, und zweitens ein harmloses Thier erdrückt, das dir durchaus nichts zu Leide gethan.“

„Ich glaube, es ist dieselbe Fliege,“ sagte der kleine mit pfiffigem Lächeln, „die schon lange um meine Nase geflogen ist.“

„Wenn auch, so brauchst du sie nicht zu tödten. Denk einmal, wie es dir gefallen würde, wenn du zum Beispiel draußen auf dem Felde herumspaziertest — und die Fliege kann deine Nase ja möglicher Weise auch für ein Feld ansehen — wenn du dich also auf deine Art vergnügtest, und es erschiene plötzlich ein Riese, der es dir gerade so machte, wie du jener unschuldigen Fliege!“

Das sprach Don Larioz durchaus nicht im Tone des Scherzes, vielmehr blickte er dabei sehr ernst an die Decke, während er die breite Fläche des Lineals an seine Wangen drückte.

„Aber es gibt keine Riesen mehr,“ erwiderte keck der Knabe.

„Das ist noch gar nicht ausgemacht,“ fuhr der Schreiber fort; „im Gegentheil wirst du dich erinnern, daß ich dich vorgestern mit mir in jene Bude auf dem Markte nahm, wo sich das Riesenweib sehen ließ, eine stattliche Person. Ich habe auch meine gehörige Länge, aber als ich neben sie trat, mußte ich wahrhaftig an ihr hinaufblicken.“

„Da war aber viel Betrug dabei,“ meinte Gottschalk; „ich habe mir das von einem Bekannten erklären lassen. Das Riesenweib hatte Sohlen unter den Stiefeln von wenigstens sechs Zoll Dicke, und darüber hingen ihre Kleider so herab, daß man nichts davon sehen konnte. Ja, die in den Meßbuden sind schlau und führen die Leute an, wo sie können.“

Diese Bemerkung Gottschalks hatte offenbar einen unangenehmen Eindruck auf Herrn Larioz gemacht, er stützte den Ellbogen auf das

Stehpult, legte sein spitzes Kinn darauf und blickte nachdenklich in den trüben Hof.

„Wenn du Recht hast," sagte er nach einer Pause, „so ist es sehr traurig, und es kann mich betrüben, daß so viel Betrug in der Welt herrscht. Es wäre eigentlich recht schön, wenn es noch so etwas Außergewöhnliches, wie Riesengeschlechter gäbe; die Welt ist so prosaisch und trocken geworden, daß es Einem ordentlich wohl thäte, hier und da unter den Alltagsmenschen einem so gewaltigen Kerl zu begegnen."

„Ich würde mich fürchten, und viele andere Menschen auch. Das wäre eine schöne Wirthschaft, wenn es Riesen gäbe, die nur die Hand zuzumachen brauchten, um unser eins zu erdrücken!"

„Die meisten Riesen hatten edle Herzen," sagte träumerisch der Schreiber.

„Ich kann Ihnen aber versichern, Herr Larioz," fuhr Gottschalk fort, der viel zu froh war, plaudern statt arbeiten zu dürfen, um das angefangene Gespräch so bald wieder fallen zu lassen, „daß es mit dem sogenannten Riesenweib falsch war; mein Freund, der mir das erzählte, sah durch die Bretterwand hinein, wie sie ihre Stiefel mit den dicken Sohlen anzog; auch war der Fußboden erhöht, auf den sie sich stellte. Ja, das ist nun einmal so in der Welt: Einer führt den Andern an, und wer's am besten kann, der hat den Nutzen. So sagte Meister Schwörer, wenn er gut gelaunt war."

Der Schreiber schüttelte den Kopf und erwiderte: „Wenn es so ist, wie du sagst, mein lieber Gottschalk, so hätte man das Riesenweib untersuchen und, wenn sie wirklich das Publikum auf so unverantwortliche Weise betrogen, der Polizei Anzeige davon machen sollen, damit sie gestraft würde."

„Da hätte man aber viel zu thun, Herr Larioz, wenn man sich um aller Leute Sachen bekümmern sollte! Dergleichen geschieht so viel in der Welt, daß man gar nicht fertig würde; und wenn ich mir erlauben darf, es Ihnen zu sagen, so ist es wahrhaftig schon genug,

wenn man sich in Acht nimmt, daß man selbst nicht angeführt wird. Da kann ein Jeder sehen, wie er fertig wird."

„Du hast da erschreckliche Grundsätze, die ich noch zu verbessern hoffe," fuhr der Schreiber fort, und dabei stellte er sein Lineal vor sich auf das Pult, wie irgend ein alter gemalter General es mit dem Commandostabe zu machen pflegt. „Siehst du, ich hielte es für die schönste Beschäftigung, die einem Menschen zu Theil werden könnte, der, unabhängig, reich, es sich als Aufgabe stellte, das Unrecht, das in der Welt geschieht, so viel als nur immer möglich wieder gut zu machen. Du hast doch gewiß von alten Rittern gelesen, die sich damit beschäftigten, böse Zauberer, Drachen und Riesen zu bekämpfen, gefangene Jungfrauen zu beschützen und dergleichen heilsame Sachen mehr zu thun. Leider gibt es aber keine Drachen und Zauberer mehr."

„Nein, Drachen nicht, wie damals feuerspeiende und mit langen Schwänzen, aber sonst sind noch Drachen genug da; der Meister Schwörer nannte die Meisterin oft einen Drachen."

„Ich sehe, wir fangen an, uns zu verstehen. Da es jetzt keine Drachen mit langen Schwänzen mehr gibt, so müßte man also solche Drachen zu bekämpfen suchen, die ihren Nebenmenschen durch giftige Reden und allerlei Unthaten das Leben sauer machen."

Gottschalk, der sich etwas darauf einzubilden schien, daß seine Ansicht von dem Drachen nicht verworfen wurde, setzte sich so breit wie möglich an seinen Tisch und entgegnete: „Es wäre aber gewiß ein undankbares Geschäft, Herr Larioz, sich darum zu bekümmern, was andere Menschen Unrechtes thun. Die Meisterin sagte oft, und ich habe es mir gemerkt: Wo es dich nicht juckt, da kratze nicht. Menge dich nicht in anderer Leute Sachen, und wo die Leute schmutzige Wäsche waschen, da geh vorbei und sieh dich gar nicht um."

„Da hatte die Meisterin von ihrem Standpunkte Recht," sagte der Schreiber; „aber schön wäre es doch, wenn Jemand es sich zur Lebensaufgabe machen wollte, das Unrecht, wo solches geschähe, un-

nachsichtlich aufzudecken und die Betreffenden zur Strafe zu führen. Ein solcher Mann müßte mit der Achtung der ganzen Welt belohnt werden."

„Ja; er könnte aber auch zuweilen seine Prügel kriegen,' sagte Gottschalk mit großem Ernste; „ich habe das erlebt. Wenn sich der Meister und die Meisterin handgreiflich zankten, da hatten wir einen Obergesellen, der wollte sich auch hineinmischen und fing damit an, allen Beiden Unrecht zu geben. Meinen Sie, daß sie das geglaubt hätten? Gott bewahre! Ein Wort gab das andere, und zuletzt nahm der Meister die Elle zur Hand, und die Meisterin behalf sich bei dem Streite mit ihren zehn Fingern."

„Du magst Recht haben," warf der Schreiber gleichgültig hin, „daß dergleichen Undank vorkommt, denn wenn man sich einem Drachen nähert, so muß man am Ende auf Alles gefaßt sein; aber —" fuhr er nach einer ziemlich langen Pause fort, und dabei blickte er durch die trüben Scheiben in den Hof und über denselben in das benachbarte Haus hinein, und wenn man seinem stieren Blicke Glauben schenken wollte, weit, weit in unabsehbare Fernen hinaus, „es ist noch ein anderes Kapitel, mit welchem sich die damaligen Ritter so gern befaßten — der Schutz edler Frauen, und als Retter zu erscheinen hülflosen und in den Fesseln des alltäglichen Lebens schmachtenden Jungfrauen. Das wäre eine schöne Aufgabe, wer sie lösen könnte!"

Die letzte Rede schien Gottschalk nicht verstanden zu haben; auch sah er bedenklich und seufzend die vier Zeilen an, die auf dem vor ihm liegenden Boden prangten und die sich von selbst nicht vermehren wollten; er mochte auch an Herrn Plager denken, der es liebte, die Arbeiten des neuen Schreiberlehrlings zuweilen zu untersuchen, und dabei erinnerte er sich sehr anzüglicher Redensarten, sowie auch unterschiedlicher Püffe, die bei derartigen Gelegenheiten schon gefallen waren, weshalb er seufzend nach seiner Feder griff, die Spitze derselben von allen Seiten betrachtete, um dann auf dem größtmöglichen Umwege damit zum Dintenfasse zu fahren. Ehe er aber dasselbe er-

reichte, fiel ihm ein, die Dinte könnte des Umrührens bedürfen, weßhalb er nothwendiger Weise aufstehen mußte, um ein Stückchen Holz zu suchen und damit die schwarze Flüssigkeit in Bewegung zu setzen.

So waren denn glücklicher Weise wieder einige Minuten vertrödelt, und da es oft im Menschenleben Tage gibt, wo sich ein unangenehmer Moment an den andern reiht, so geschah es jetzt, daß, als Gottschalk wirklich seine Feder eingetunkt hatte, nun die Uhr auf dem benachbarten Kirchthurme Zehn schlug, zu welcher Zeit dem Schreiber eine halbe Stunde vergönnt war, um sich mit einem Stücke Brod zu restauriren.

Auch Herr Larioz hielt diese Zeit ziemlich pünktlich ein, doch legte er erst beim achten Schlage sein Lineal auf den Aktenstoß, um dann mit auf den Rücken gefalteten Händen an das Fenster zu treten und in den Hof zu schauen.

„Der Tiger kommt heute wieder recht spät," meinte Gottschalk, der ebenfalls von seinem Stuhle aufgestanden war und gähnend auf den fast weißen Papierbogen blickte.

„Der Tiger ist sonst immer sehr pünktlich," antwortete der lange Schreiber, — „*richtig*, dort kommt er auch."

„Ja, da *kommt* er," sagte freundlich der Lehrling. — „Wissen Sie auch, Herr Larioz," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „daß Sie mir schon lange *einmal* sagen *wollten*, warum eigentlich die alte Friedel der Tiger *genannt wird*? Die hat doch wahrhaftig nichts Tigerartiges an sich, und man könnte sie eher ein altes Schaf nennen."

„Ich glaube, der Doktor hat ihr den Namen gerade des Contrastes wegen gegeben. Auch war sie selbst die unschuldige Veranlassung dazu. Bei dem Herrn Rechtsconsulenten befanden sich ein paar Herren, die wegen eines Pferdekaufs prozessiren wollten. Es sollte von Sachverständigen ein Gutachten abgegeben werden, bei welchem natürlich das fragliche Roß erscheinen mußte. Die alte Friedel

war gerade im Zimmer und las Papierschnitzel auf, als einer der Herren zu unserem Prinzipal sagte: Der Tiger wird sogleich in den Hof gebracht werden. Sie hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als zum Doktor hinauf zu laufen, der sich für alle Thiergattungen sehr interessirt, um ihm fast athemlos zu sagen: Herr Doktor, kommen Sie geschwind herunter, sogleich kommt ein Tiger in den Hof! Daher bekam sie denn ihren Beinamen."

Bei diesen Worten trat der Tiger in die Stube.

Bei ihrem Anblick mußte man gestehen, daß für die arme alte Person die Bezeichnung des Knaben richtiger gewesen wäre, als der Vergleich mit jenem flinken, schlanken und schönen Raubthiere. Der Tiger mochte an die sechszig Jahre alt sein, hatte ein ewig betrübtes Gesicht, auf dem sich nur höchst selten ein Lächeln zeigte, das dann zu sagen schien: Wenn ihr so freundlich sein wollt, mich für ein Lächeln zu halten, so will ich mich bemühen, es nächstens besser zu machen. — Das einzig Glänzende in ihrem Gesichte, die Augen mit einbegriffen, war ein braunes Tröpfchen, das sich zuweilen an der Spitze ihrer röthlichen Nase zeigte, dessen sie sich aber zu schämen schien und das sie stets mit dem schüchternen Ausrufe: Ach Herr Jemine! wegwischte. — Der Tiger war Wittwe, hatte alle seine Kinder ins Grab sinken sehen, überhaupt viel Unglück erduldet, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er seinen Kopf gegen die linke Seite geneigt trug, als beuge er sich vor den beständigen Schicksalsschlägen. Dabei war aber der Tiger ein sehr gutes, treues und ehrliches Gemüth, ohne alle Falschheit und Hinterlist, und trugen diese Eigenschaften dazu bei, ihr sehr nachläßiges, gar schmieriges Aeußeres vergessen zu machen. Ihre ältesten Bekannten erinnerten sich desselben Rockes, desselben wollenen, hinten geknüpften Halstuches und derselben Kopfbedeckung — eines Mitteldings zwischen Nachthaube und Turban, eigentlich Beides zugleich, denn sie pflegte die erstere mit einem einst roth gewesenen Tuche am Kopfe zu befestigen. Dabei liebte der Tiger seine Kleidung und trotzte muthig fast allen Anspielungen. Wir sagen:

faſt allen; denn eine des Armenarztes hatte ſie doch einſt ſo übel genommen, daß ſie ihm auf ein Haar den Dienſt gekündigt hätte. Der Doktor hatte nämlich eines Tages geſagt: „Tiger, wenn Ihr ſo fortmacht und Euch nicht reinlicher anzieht, ſo erleb' ich es noch, daß, wenn Euch Jemand an die Wand wirft, Ihr zwei Schuhe vom Fußboden kleben bleibt!“ Darüber hatte der Tiger heftig geweint und geſagt: er könne das nicht vergeſſen, er habe ſich im Traume ſo erblickt und es habe ſchrecklich ausgeſehen.

Die alte Frau trat alſo in die Schreibſtube, einen kleinen Korb in der Hand, woraus ſie ein Brod hervorholte, ſowie eine in Papier eingeſchlagene Wurſt, das Frühſtück des Gehülfen und des Lehrlings. Beide machten ſich auch bald darüber her, und wenn auch Tiſchtuch und Teller fehlten, ſo that es doch Herr Larioz nicht anders, als daß er einen Bogen Papier auf der Tiſchecke ausbreitete, darauf den abgeriſſenen Deckel eines Buches legte und auf dieſem die Wurſt zerſchnitt. Der Tiger ſchaute zu und wartete geduldig auf das Ende des Frühſtücks, da er wohl wußte, daß auch für ihn was abfallen würde.

„Nun, wie gehts denn mit Eurer Wohnung?“ fragte der lange Mann, nachdem er ein Stück Brod und Wurſt verſorgt und dann das Meſſer mit aufwärts gekehrter Spitze in der Hand hielt. „Habt Ihr's dem Hausherrn tüchtig geſagt und ihn ermahnt, das Dach ausbeſſern zu laſſen? Bei San Jago! Wenn man ſeinen Hauszins einſtreicht, ſo muß man dafür ſorgen, daß es den Hausbewohnern nicht auf das Bett regnet!“

Der Tiger hatte eine Stimme, welche zu ſeinem kläglichen und verwahrlosten Ausſehen durchaus paßte. Seine Reden klangen immer wie ein fortgeſetztes Schluchzen, und dann erhob er ſeine Stimme immer am unrechten Orte, ſo daß man Fragen zu vernehmen glaubte, wo gar keine hingehörten.

„Ach, du lieber Gott!“ ſagte er, „was kümmert ſich der Hausherr um ein armes Thier, wie ich bin? So, das Dach iſt entzwei? hat er mich gefragt, es regnet ſtellenweiſe in Eure Kammer? Nun,

da weiß ich Euch vorderhand einen guten Rath: stellt Euer Bett nicht dorthin, wo es hinein regnet, denn sonst könnte es naß werden."

„Der Hausherr hat den Teufel im Leib!" meinte der Schreiber.

„Ja, und da sagte er noch obendrein," — fuhr der Tiger fort, — „ich solle mich an so ein bischen Wasser nicht kehren, das sollte ich schon lange gewohnt sein. Nun ist das freilich wahr, denn so lange ich da oben wohne, jetzt schon an die zwanzig Jahre, tröpfelt es von Zeit zu Zeit immer durch das Dach. Ach, du lieber Gott! Aber so arg, wie jetzt, war es noch nie."

„An so was mag sich, wer will, gewöhnen!" erwiderte heftig Herr Larioz; „man muß dem Hauseigenthümer einmal tüchtig auf sein eigenes Dach steigen."

„Aber man kann in der Welt doch viel gewohnt werden! spricht meine Großmutter," — mischte sich der Knabe in das Gespräch, — „wie ja auch die alte Frau zum Aal gesagt hat, indem sie ihm die Haut abzog."

„So wollen wir dich einmal in den Regen unter das Dach legen." sagte der Schreiber mit einem mißbilligenden Blicke auf Gottschalk.

„Auch der Bäcker sagte schon: Gewöhne dich daran, Miez! da fegte er mit der Katze den Ofen aus," murmelte der Knabe in sich hinein, doch so leise, daß es sein Vorgesetzter nicht verstand; sonst würde ihm das unzeitige Citiren von Sprichwörtern wahrscheinlich einen neuen Klaps eingetragen haben oder ihm sein gewöhnlicher Antheil an der Wurst entzogen worden sein.

„Aber er macht's uns auch nicht besser!" fuhr der lange Schreiber fort, nachdem er abermals seinem Frühstück zugesprochen. „Wenn es auch bei uns gerade nicht hineinregnet, so wackeln doch Fenster und Thüren, und man verbraucht fast mehr Holz, als man erschwingen kann."

„Ich habe es aufgegeben, was zu sagen," meinte die alte Frau, „denn selbst der Herr Doktor, der doch sein Wort gut zu stellen versteht, wird ja nicht einmal mit dem Hausherrn fertig. Er hat sich

an den Häusern verkauft, so sagt der Doktor, aus Aerger darüber trinkt er Abends mehr Wein, als er sollte, und das will er wieder dadurch hereinbringen, daß er auf dem Dach ein paar elende Ziegel erspart."

„Dergleichen hat der bankerotte Apotheker auch gedacht," sprach Gottschalk mit pfiffigem Lächeln; „denn er sagte: So muß Reichthum wiederkommen. Damit stand er über Nacht auf und verkaufte für einen Kreuzer Läusesalbe."

„Und die hat er wohl an dich verkauft, he?" fragte der Schreiber mit finsterem Stirnrunzeln; „Gottschalk, Gottschalk, du bist ein wirklicher Schalk, und es wäre besser, man schickte dich zu Meister Schwörer zurück! So lange du dort unter der Elle geseufzt hast, warst du ein Kopfhänger und hast nicht gewagt, dein Maul aufzuthun; hier aber, wo man dich mit Liebe behandelt, fließt die Schelmerei beständig aus dir heraus."

„Aber ich meinte es ja nicht böse, Herr Larioz," entgegnete der Knabe mit einem affektirt demüthigen Blicke; „das sind so Sprüchlein, die ich von den Gesellen gehört und die mir immer einfallen."

„Ich wollte, dir fiele was Anderes ein," sprach streng der Schreiber; „jetzt schau deine Arbeit an," — damit zeigte er mit seinen langen, dürren Fingern auf den Papierbogen, wo oben die vier Zeilen gegen das weiße Uebrige wie gar nichts aussahen; „wenn der Herr Prinzipal nachher kommt, werde ich dir wahrhaftig nicht wieder durchhelfen. — Meinst du vielleicht, es sei so leicht, ein ordentlicher Schreiber zu werden, obendrein, wenn man die Sache so saumselig angreift? Ich kann dich versichern, Gottschalk, aller Anfang ist schwer, sogar bei dem größten Fleiße."

„Ja, aller Anfang ist schwer," seufzte wehmüthig der Knabe, „das hat der Bauer auch gesagt, da wollte er die Kuh am Schwanz in den Stall ziehen."

Dieses Mal zuckten die Finger des Herrn Larioz nach dem großen Lineal; doch erhob sich der Lehrling so eilig wie möglich und begab

sich an seinen Schreibtisch. Auch tauchte er die Feder nun geschwinder ein als gewöhnlich und fing mit aller Emsigkeit an zu schreiben.

„Es ist doch ein gutes Bürschlein," sagte begütigend der Tiger, der den Knaben seines harmlosen, heiteren Gemüthes wegen lieb gewonnen hatte und ihm alles Mögliche zu Gefallen that. „Sie werden sehen, Herr Larioz, aus dem wird noch was Rechtes; freilich, fleißig muß er sein, recht fleißig."

„Ja, aber da er nicht fleißig ist, so wird er in den Mühen des ernsten Lebens untergehen und kommt, wenn er nicht recht fleißig wird, auf keinen grünen Zweig."

„Ja, aber er paßt auf und begreift leicht," meinte der Tiger.

„Er begreift, was ihm Spaß macht," sagte Herr Larioz, während er vor sein Stehpult trat und die Arbeit wieder aufnahm. „Aber ihm fehlt der gehörige Ernst; sieht Sie, Frau Friedel, jetzt geben wir ihm die besten Lehren, und macht er wohl ein ernstes Gesicht? Schaue Sie ihn sich an! Da braucht jetzt nur draußen das Allergeringste zu geschehen, da braucht zum Beispiel nur einer von den bunten Lappen an der Waschleine zu fallen, so wird er in ein lautes Lachen ausbrechen. — Sage mir doch eigentlich, Bürschlein, worüber lächelst du jetzt, he?"

„Ich lächle ja gar nicht, Herr Larioz," erwiderte Gottschalk und machte die furchtbarsten Anstrengungen, ein ernstes Gesicht zu zeigen.

„Ja, ja, ich weiß wohl, du willst keine guten Lehren annehmen; aber ich sage dir, Gottschalk, wenn du so fortmachst, kommst du auf keinen grünen Zweig, sondern gehst unter."

Mochten nun diese Worte für den jungen Menschen etwas so außerordentlich Komisches haben, oder plagte ihn sonst was — genug, er brach los und lachte so laut und fröhlich, daß selbst auf dem harten Gesicht des Schreibers ein Lächeln wetterleuchtete und der Tiger mit lautem Gelächter einfiel. Dabei trat die alte Frau zu dem Knaben hin und patschte ihm auf den Rücken, wie man es bei ähnlichen

Veranlassungen kleinen Kindern zu machen pflegt, damit sie bei einem Lachanfalle nicht so sehr außer Athem kommen.

„Lassen Sie ihn gehen, Frau Friedel," sprach wieder ernst der Schreiber, „der Kerl ist unverbesserlich, und ich werde noch stark an ihm herunterhobeln müssen."

Die alte gute Frau beugte sich aber tief zu dem Kopfe des Knaben hinab, so daß ihr runzeliges Gesicht sein frisches lockiges Haar berührte. Dann sagte sie halblaut zu ihm:

„Nicht wahr, du wirst brav, Gottschalk, und lernst tüchtig, daß was Rechtes aus dir wird? Und ich glaube, daß du es zu was bringst; denn ich habe neulich deinetwegen in den Karten nachgesehen, und da stand viel Ehre und Geld. Nicht wahr, du gehst mir nicht unter?"

„Nein, nein, ich gehe nicht unter," versetzte abermals, doch jetzt verbissener lachend der Knabe. „Ich werde mich schon bemühen, in die Höhe zu kommen." Und darauf setzte er flüsternd hinzu: „Fett schwimmt oben, sagte Bartel, da lebte er noch."

Nachdem der Tiger auf dieses Intermezzo noch die Schriftzüge Gottschalks bewundert, auch das übrige Brod und ein paar Wurstzipfel zusammengelesen und eingepackt, strich er dem Knaben noch einmal leicht über den lockigen Kopf, erkundigte sich, ob Aufträge für ihn da seien, verließ dann die Stube und schritt durch den melancholischen Hof zum Hause hinaus.

Herr Larioz arbeitete fleißig an seinem Auszuge, und auch Gottschalk bemühte sich, tüchtig darauf los zu schreiben. Doch war leider heute einer von den Morgen, wo er zu keiner anhaltenden Arbeit kommen konnte; denn kaum hatte er den vier schon vorhandenen Zeilen noch ein paar Dutzend zugefügt, als im Nebenzimmer, in der Stube des Prinzipals, eine Stimme laut wurde, die ihn veranlaßte, die Feder ruhen zu lassen und erstaunt zu Herrn Larioz aufzublicken. Es waren eigentlich zwei oder mit der des Prinzipals drei Stimmen, die sich vernehmen ließen und etwas Wichtiges zu besprechen schienen.

Die eine Stimme sagte: „Sie werden mir aber zugeben, Herr Doktor, daß ich vielleicht triftige Gründe habe, meine Ansicht und die des braven Mannes hier zu verfechten. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dem Schwörer eine gelinde Strafe nichts schaden kann, daß man ihm so zu sagen wegen des Vorfalles neulich Nachts etwas anhängen sollte, item, daß wir Alles dazu beitragen müssen, unsere Klage zu begründen und aufrecht zu erhalten."

„Aber ich weiß gar nicht, wie da eine Klage zu formuliren wäre."

„Nun, Sie werden mir zugeben," fuhr die erste Stimme wieder fort, „daß es denn doch ein bischen stark ist, einen armen Buben bei Nacht auf die Straße zu setzen und den Teufel zu bitten, daß er ihn hole. Ach, erlauben Sie mir! Wenn das nicht strafbar ist, da weiß ich überhaupt nicht, warum man in dieser Welt noch Prozesse anfangen soll."

„Das ist Doktor Flecker," sagte Herr Larioz. „Er spricht von dir."

Jetzt wurde auch die dritte Stimme laut, und bei dem Klange derselben fuhr der Knabe etwas Weniges zusammen.

„Ich muß dem Herrn Doktor Flecker Recht geben," ließ sich die dritte Stimme vernehmen; „was Teufel! man jagt keinen Hund Nachts bei Regenwetter aus dem Hause. Das soll mir der Schwörer, dieser Kerl, nicht umsonst gethan haben!"

„Das ist mein Vater," meinte schüchtern Gottschalk.

„Allerdings, da haben Sie Recht," hörte man den Rechtsconsulenten sagen, „und wenn es angeht, können wir den Schneidermeister Schwörer wegen Mißhandlung Ihres Sohns belangen."

„Zu gelinde, viel zu gelinde! Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, das wäre kaum der Mühe werth. Nein, nein! Man muß den Schwörer in seinem Glauben zu erhalten suchen, der Knabe sei verschwunden, und dabei will ich Ihnen zugeben, daß vernünftige Menschen meinen werden, er sei Gott weiß, wohin gekommen, verun-

glückt, meinetwegen von Räubern oder Zigeunern gestohlen; das ist mir Alles gleich viel, item, die Sippschaft des Schneidermeisters muß in ihrem Glauben erhalten und bestärkt werden, der Teufel habe ihn wirklich geholt."

Herr Larioz hatte bei dem eben gehörten Gespräche seine Arbeit unterbrochen, hatte gedankenvoll das Kinn in die Hand gelegt und schüttelte augenscheinlich verdrießlich mit dem Kopfe.

„Sie sind sonst ein so gescheidter Mann, lieber Doktor," hörte man den Rechtsconsulenten sagen, „aber dieses Mal haben Sie jedenfalls Unrecht; ich kann Sie versichern, ich wüßte nicht, in welcher Art ich eine Klage wegen Teufelholens anstellen sollte; ich müßte ja fürchten, mich völlig lächerlich zu machen. Und dann, wenn man die Sache ruhig betrachtet, so hat der Knabe irgend eine Veranlassung gegeben zu der übeln Behandlung, die ihm zu Theil geworden."

„Dieses Mal nicht," vernahm man die Stimme des Jägers, Herrn Brenner. „Zu Anfang, als mein Gottschalk in die Lehre kam, war es mir gelungen, dem Meister Schwörer die Livreen meiner Herrschaft zu verschaffen, damals lieferte er noch gute Arbeit. Als er sich aber nicht lange darauf mit seinen jetzigen stillen Freunden verband, da wurde die Arbeit immer schlechter, meine Kameraden klagten mit Recht über die mangelhaften Anzüge; ich versichere Sie, Westen und Hosen waren zu kurz und zu enge, auch mit der heißen Nadel genäht; und der Herr Baron von Breda nahm ihm die Arbeit ab. Von dem Augenblicke an war mein Gottschalk nichts mehr nutz. Ich weiß wohl, daß der Junge seine Fehler hat, wie jeder Andere, aber es lag klar am Tage, daß der Verlust der Kundschaft aus meinem Gottschalk mit einem Male den böſesten Buben gemacht."

„Sie werden mir zugeben, mein lieber Doktor, daß so was unverantwortlich ist," sagte der Armenarzt.

„Wenn ich das auch zugestehen muß," entgegnete der Rechtsconsulent, „so werden Sie mir dagegen einräumen, daß ich von meinem Standpunkte aus Ihren Wünschen nicht nachkommen kann."

„Sollte sich denn nicht eine kleine Handhabe drehen lassen können, womit sich die Sache nach unserer Ansicht bewegen ließe, mein lieber Herr Doktor? Habt ihr Herren vom Recht doch schon so viel, was gerade nicht Recht war, möglich gemacht, und wir sind hier so sehr in unserem Recht, daß, wie Sie mir zugeben werden, ein klein bischen Unrecht schon verzeihlich wäre."

„Das Beste ist," hörte man nach einem längeren Stillschweigen den Rechtsconsulenten sagen, „wenn wir die Hauptperson in dieser Geschichte, Herrn Larioz, noch einmal hörten. Ist's Ihnen gefällig, meine Herren, so treten wir einen Augenblick in die Schreibstube."

Den Herren schien dieser Vorschlag in der That zu gefallen; denn im nächsten Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und herein traten die Besitzer der drei Stimmen, welche man durch die dünne Wand sehr deutlich vernommen. Doktor Flecker schoß mit seiner gewöhnlichen Lebendigkeit herein, kniff sein rechtes Auge vertraulich gegen den Schreiber zu, wobei er bedeutend mit dem Kopfe nickte, und faßte zu gleicher Zeit den Lehrling am Rockkragen, ihn zur Begrüßung so freundlich und derb schüttelnd, daß die Feder fast der Hand entfallen wäre. Der Rechtsconsulent ging würdevoll, wie es sich für einen Mann von seiner Stellung geziemte, das Kinn in die Halsbinde vergraben, auf dem Gesichte einen Zug stiller Sanftmuth und Ergebung, den er seinen Clienten gegenüber gern anzunehmen pflegte, um für eine umgängliche, ruhige und angenehme Persönlichkeit zu gelten, einen Zug, der aber zur Wahrheit wurde, so oft er sich seines Hauswesens, namentlich seiner Schwiegermutter erinnerte. Vater Brenner war eine breitschulterige, große Persönlichkeit, mit einem mehr als sanft gerötheten Gesichte. Dabei aber war er ein wohlgewachsener, hübscher Mann, vortrefflich im Dienste und der auch dort eine sehr gute Figur machte. Es konnte Niemand sicherer, mit größerer Leichtigkeit, ja, eleganter seinem Herrn die geladene Büchse präsentiren, als der Jäger Brenner. Wenn er hinten auf dem Wagen stand, so sah das so imposant aus, daß man hätte fragen können: „fährt dort vielleicht Seine

Majestät in Allerhöchst eigener Person?“ und wenn er bei der Tafel servirte, so geschah das mit einem solchen Aplomb und dabei mit einer solchen Umsicht, daß die Freunde des Barons Breda diesen um seinen Jäger ordentlich beneideten. Merkwürdig war es aber dabei, daß Herr Brenner, sobald er Federhut und Bandelier abgelegt hatte und sich im gewöhnlichen Leben bewegte, ziemlich steif und unbeholfen war, und daß es ihm da namentlich wie einem schlechten Schauspieler ging, der zwei Hände zu viel hat und absolut mit diesen nichts anzufangen weiß. Diese Schüchternheit war seltsam an Herrn Brenner, und er, der schon Ihrer Majestät der Königin ohne Furcht und Tadel ein Glas Wasser präsentirt hatte, war verlegen, wenn er außerhalb des Dienstes nur bei etwas höher gestellten Leuten ins Zimmer treten sollte. Zu Hause war das begreiflicher Weise nicht der Fall, und doch pflegte Herr Brenner bei großen Familienscenen, wo es eine bedeutende Abkanzelung galt, oder wo er sogar den Versuch machte, der Großmutter seine Meinung kund und zu wissen zu thun, mit Federhut und Bandelier zu erscheinen.

Jetzt war er also der Letzte, der ins Zimmer trat, und nachdem er eine Verbeugung gegen Herrn Larioz gemacht, streckte er seine rechte Hand nach Gottschalk aus, der sich ihm als gehorsamer Sohn augenblicklich näherte und nun vom Vater Brenner als Verlegenheits-Ableiter benutzt wurde; denn er behandelte ihn als Sache, die man zum Spielen in der Hand hält, man könnte sagen: als Spazierstock; denn er umfing mit seiner breiten Hand den Kopf des Knaben und drehte ihn zuweilen, wenn er seine Meinung abgab, nach allen Seiten herum.

„Da wären wir also,“ sagte der Armenarzt, „ein vollkommenes und sehr respektables Concilium, das wird Jeder zugeben müssen, der uns hier beisammensieht. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß es vielleicht von Wichtigkeit sein wird, dem Herrn Larioz — meinem Freunde Don Larioz — als Haupthelden der ganzen Action, als ganz höllischer, verfluchter Persönlichkeit, die Sachlage nochmals ins Gedächtniß zurückzurufen.“

Vater Brenner, der nichts dagegen einzuwenden wußte, legte die linke Hand, die er gerade frei hatte, an sein bärtiges Kinn und nickte mit dem Kopfe.

„Ich halte das für unnöthig," versetzte der Rechtsconsulent, indem er mit wichtiger Miene sein Kinn in die Halsbinde vergrub. „Herr Larioz kennt den vorliegenden Fall."

„Ja, und ich erlaube mir, zu bemerken, daß der Fall sehr wichtig ist!" rief der Armenarzt, „und Sie werden mir zugeben, daß es nicht unnöthig ist, dieses unserem Freunde, Don Larioz, ins Gedächtniß zurückzurufen. Zum Henker, man läßt sich nicht nur so für den Teufel halten; und dieser vortreffliche Freund, der dort steht, weiß am besten, wie erstaunlich kläglich es war, als der arme kleine junge Mensch ganz durchnäßt in Kälte und Wind vor dem Hause herumlief; es war das ein Anblick, der auch das weichste Herz steinhart machen mußte."

Während der Doktor dieß mit großem Pathos sprach, hatte er ganz die Haltung eines Kampfhahns angenommen. Er stand da mit gespreizten Beinen, den Bauch so viel als möglich vorgedrückt, die Nase hoch erhoben und mit beiden Händen in der Luft herumfuchtelnd, wobei er in der Linken den Stock mit dem silbernen Knopfe trug. Seine Rede war besonders an Herrn Larioz gerichtet, von dem er wohl wußte, daß ihm der ganze Teufelshandel äußerst widerwärtig war, und den er durch seine begeisterten Worte mit sich fortzureißen hoffte; doch schien seine Absicht dieses Mal durchaus nicht gelingen zu wollen. Der Schreiber hatte sein Lineal hoch empor genommen und blickte ziemlich finster in den Hof hinaus.

„Nun, was meinen Sie?" fragte der Rechtsconsulent nach einer Pause, während welcher Alle schwiegen.

„Ich meine," entgegnete Herr Larioz, „daß die ganze Sache ein unangenehmer Handel ist, der sich am besten dadurch ausgleicht, daß man ihn liegen läßt und so nach und nach vergißt."

„Den Teufel auch!" rief der Doktor; „Freund, lassen Sie mir

Ihre gewöhnlichen Phantasien von Recht und Gerechtigkeit nach Ihrer Art! So kommt man nicht durch die Welt, das kann ich Sie versichern."

„Ich meine ferner," fuhr der Schreiber, gänzlich unbewegt durch diese Exclamation, fort, „daß, wenn Herr Brenner gegen Meister Schwörer wegen unbefugter Mißhandlung seines Sohnes zu klagen hat, ich gern bereit bin, seine Klage durch mein Zeugniß zu unterstützen, daß ich aber dagegen mit der ganzen Teufelsgeschichte nichts zu thun haben will. Bei San Jago! Es hat freilich der Larioz genung gegeben, die den Teufel im Leibe hatten, davon bin ich überzeugt, aber keinen, der Lust gehabt hätte, sich mit der Person des Höllenfürsten zu identificiren."

„Kindereien, Kindereien, Kindereien!" schrie der Doktor, und er sprach dieses Wort jedes Mal mit lauterer Stimme aus; „Sie werden mir zugeben, bester Don Larioz, daß ich mir meinen Spaß nicht so verderben lassen darf. Die Sache ist aufs beste eingefädelt, Meister Schwörer ist der festen Ansicht, er habe wirklich den Teufel gesehen, und wollen Sie," setzte er mit komischer Wehmuth hinzu, „diesem Manne seinen guten Glauben verderben?"

„Bester Doktor," nahm der Rechtsconsulent, der beinahe ungeduldig zu werden begann, das Wort, „Sie sehen, wir Männer vom Fache finden, daß der Sache keine rechtliche Handhabe zu drehen ist. Sie haben sich nun einmal in die Teufelsidee hinein verbissen, aber wir können die Sache nach Ihrer Idee unmöglich unterstützen. Wollen Sie eine Klage — Brenner contra Schwörer, Mißhandlung des jungen Menschen betreffend, so stehen wir mit allen unseren Kräften zu Befehl. Da ist aber die Grenze, und ich versichere Sie, ich könnte wahrhaftig in die Lage kommen, mich lächerlich zu machen, wenn ich mich in eine solche Teufelsgeschichte einließe, von der ich voraus weiß, daß sie nicht durchzuführen ist. Vielleicht," setzte er mit Würde hinzu, wobei sein ganzes Kinn in der Halsbinde verschwand, „finden Sie einen Winkeladvokaten, der die Sache annimmt, Sie um Ihr Geld

bringt und dann sitzen läßt. Aber wenn Sie den Rath eines guten Freundes annehmen wollen, bester Herr Doktor, so —"

„Das ist alles recht gut und wohl," rief der Arzt, der sich während der Rede des Advokaten wie eine Wetterfahne gedreht hatte, um alle Anwesenden der Reihe nach zu betrachten, „das ist vortrefflich gesprochen; aber Sie kennen jenes Volk nicht! Nur wenn wir sie mit ihrer Teufelsfurcht anpacken, ist was aus ihnen herauszupressen. Kommen wir ihnen aber mit einer ganz gewöhnlichen Klage auf den Leib, so wette ich Hundert gegen Eins, sie sind gerade so pfiffig wie wir, und wir können mit langer Nase abziehen."

„Und das wäre das Beste," ließ sich der Schreiber vernehmen, „wenn das Recht nicht auf unserer Seite ist."

„Das Recht, lieber Freund, das Recht!" rief der Doktor mit komischer Entrüstung, wobei er ordentlich in die Höhe sprang; „Sie sollten mir eigentlich nicht erlauben, daß ich Ihnen bemerke, das Recht läßt sich drehen, wie eine wächserne Nase, aber es ist leider Gottes so. Was wollen Sie mit Ihrem Recht! Aber ich kenne Ihre Ansichten, und mit diesen werden Sie doch hundert Mal anstoßen. Sie halten die ganze Welt für ehrlich und werden bei dem Glauben verbleiben, bis man Sie mehrere Mal donnermäßig über den Löffel barbirt hat, und wenn das einmal recht tüchtig geschehen ist, dann werden Sie nach Gott schreien und — Ihrem ganz ergebensten Diener."

Damit wandte sich der Doktor um und machte Miene, wie im Zorne, das Zimmer verlassen zu wollen. An der Thür aber drehte er sich auf dem Absatze herum, machte ein pfiffiges Gesicht und rief, wie um eine letzte, vielleicht günstige Entscheidung zu hören: „He?"

Vater Brenner hatte bedeutend mit dem Kopfe geschüttelt, und auch ihm wollte das Benehmen des Schreibers nicht einleuchten. Er strich sich mit der Hand über den Bart, schob Gottschalk wie zum Schutze einen Schritt vor sich hin und wollte mit einer feierlichen Rede gegen das Stehpult avanciren, war jedoch sehr froh darüber, daß der Doktor abermals das Wort nahm.

„So ist denn nichts zu machen?“ sagte dieser. „Ich hätte das nimmer von Euch gedacht, Don Larioz. Nun gut, ich gehe meinen eigenen Weg und will schon sehen, was ich für meine armselige Person allein herausschlagen kann. Aber Eines werden Sie mir zu bemerken erlauben: lassen Sie mich meinen Weg gehen und kommen Sie mir nicht in die Quere. Es ist mir ja nicht um meinetwillen, sondern hauptsächlich um Sie selbst zu thun. Sie kennen jenes Volk nicht, und wenn Sie, gerade und ehrlich, wie Sie sind, mit demselben zu thun kriegen, so kommen Sie in Schaden, darauf können Sie Gift trinken — meinetwegen einen ganzen Schoppen Blausäure. Item, jetzt bin ich fertig.“

Der Rechtsconsulent schien hoch erfreut, daß der Doktor wirklich fertig sei; denn die Unterredung hatte ihm schon viel zu lange gedauert. Trotzdem aber machte er zum Abschiede ein freundlich lächelndes Gesicht, sagte etwas von sonst in allen Dingen gern zu Diensten stehen, von thätiger Rechtshülfe, unbedingt Vertrauen verdienen, und was dergleichen Phrasen mehr sind, und manövrirte dabei so glücklich mit Complimenten und Wendungen, daß sich der Armenarzt und Vater Brenner im nächsten Augenblicke unter der Thür befanden. Hier aber blieb der Letztere stehen, und da er an dem Thürpfosten einen soliden Anhaltspunkt gefunden hatte, so zeigte er ohne allzu große Verlegenheit auf seinen Sprößling, und sagte dabei: „Und der Herr Doktor sind mit meinem Kleinen da zufrieden? Glauben Sie, daß er sich zum Schreiber eignet? Es sollte mich wahrhaftig freuen; denn ich habe das Schneiderhandwerk all mein Lebtag nicht ausstehen können. Nur meine Alte meinte, es sei ersprießlich, wenn der Kerl da seinen Geschwistern baldigst die Kleider flicken könnte.“

Der Rechtsconsulent versicherte, es werde sich schon machen, er habe alle Hoffnung dazu, und dann ließ auch Vater Brenner seinen Thürpfosten fahren, worauf er augenblicklich im dunklen Gange draußen verschwand. Doch hörte man seine tiefe Stimme noch zurückrufen: „Also, Oculi, halte dich brav, und mach' mir keine Schande!“

Der kleine Armenarzt war im halben Zorne davon geeilt, doch war er viel zu gutmüthig und hatte ein zu versöhnliches Gemüth, um das Haus in Feindschaft mit seinem alten Freunde verlassen zu können. Deßhalb kehrte er auch im Hofe wieder um, trat an die trüben Fensterscheiben der Schreibstube und klopfte heftig daran, und als der Schreiber lächelnd geöffnet, rief er hinein: „Freund Larioz, Ihr werdet mir zugeben, daß Ihr einen verdammt harten Kopf habt. Und ich habe es doch so gut mit Euch und dem Knaben gemeint! Na, denken wir vorderhand nicht mehr daran, und laßt mich machen! Aber kommt mir nicht in meinen Weg, das rathe ich Euch wohlmeinend; denn wenn Ihr in meinen Weg kommt, so werde ich zornig, und der Doktor Flecker in seinem Zorn ist eine gar gefährliche Persönlichkeit. Addio, caro amico!"

„Addio!" erwiderte lachend Don Larioz; dann schüttelten sich Beide die Hände, und der kleine Doktor, die gefährliche Persönlichkeit, hüpfte wie eine Bachstelze aus dem Hofe hinaus.

Draußen an dem halbzertrümmerten Thorflügel stand Vater Brenner; er hatte die linke Hand unter das Kinn gelegt, schien über etwas nachgedacht zu haben, und sagte nach einer Pause: „Herr Doktor, mit den vornehmen Advokaten ist es nichts. Ich kenne einen stillen Entenmaier, der sich der Sache armer Leute gern annimmt.

„Lieber Freund," versetzte der Doktor, indem er seine beiden Hände, wie beschwörend, emporhob, „lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem stillen Entenmaier; ich fürchte selbst, daß in der Sache auf dem Wege Rechtens nichts zu machen ist, weil der da drinnen sie nicht übernehmen wollte; denn wenn Einer mit dem Teufel umzugehen weiß, so ist es der Rechtsconsulent Plager.

Bei diesen Worten lächelte er eigenthümlich und eilte in die nächste Gasse hinein. Vater Brenner aber blieb einen Augenblick gedankenvoll stehen, und da er aufblickend gewahrte, daß er sich in der Nähe eines Weinhauses befand, so fiel er dort ein, um sich nach den gehabten Strapazen zu einem kühlen Trunke zu verhelfen.

Unterdessen schrieb Gottschalk drinnen in der Stube fleißiger als vorher an seinem Bogen, wogegen Herr Larioz zerstreut schien und seine Auszüge nicht mehr so emsig machte, wie früher; ja, er nahm zuweilen die Feder quer in den Mund und blickte gedankenvoll in den Hof hinaus. Er schien lange etwas zu überlegen und endlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein, worauf er sich selber sagte: „Ich muß dem Meister Schwörer beweisen, daß ich nicht der Teufel bin.“

Zehntes Kapitel.

Eine Teufelsbeschwörung.

Bei Meister Schwörer war es noch herkömmlich, daß, so viele von den Gesellen Platz hatten, mit ihm unter einem Dache wohnten; dabei war dieses unter dem Dache wohnen wörtlich zu verstehen und hatte unter andern Vortheilen noch den Nutzen, daß keiner der Gesellen ein Barometer brauchte; denn wollten sie wissen, ob draußen schönes Wetter sei, so durften sie nur in die Höhe blinzeln und brauchten nicht lange zu suchen, um irgend einen mitleidigen Stern aufzufinden, der zu ihnen hereinflimmerte. Ahnete ihnen aber etwas von Regenwetter, so brauchten sie nur die Hand nach den Dachplatten auszustrecken, und der größere oder geringere Grad von Feuchtigkeit, der an diesen herabtropfte, ließ sie zur Genüge erkennen, ob es ein kleiner Sprühregen sei oder ein festes Regenwetter. Ja, sogar woher der Wind blies, war hier oben deutlich zu unterscheiden; denn wenn er aus Westen kam, so seufzte der alte Dachladen in seinen Angeln, blies er aber aus Norden, so klapperten die Dachplatten wie ein Pochwerk.

In einer Nacht, wo dem unaufhörlichen Gewinsel des Dachladens nach zu urtheilen — derselbe machte nämlich die verzweiflungsvollsten Anstrengungen, sich von einem Schließhaken loszureißen, und wenn das nicht gelang, so pfiff und heulte er wie ein Hund an der Kette — der Wind aus Westen kam und ein tüchtiges Regenwetter zwischen die Dachplatten hereinjagte, wo der alte Schornstein des Hauses sich mit in das Gespräch der wilden Geister draußen mischte, aber feierlich, beruhigend im Vergleich zu dem tollen Gezänk der andern, wo sämmtliche Bretter-Verschläge auf dem Dachboden knarrten und stöhnten und wo der Klang der Glocken, wenn sie hoch vom Thurme die Stunde anschlugen, vom Sturmwind zerrissen wurde, so daß sie nur noch in zitternden Tönen weiter-hallen konnten, in einer solchen Nacht lag der Elberfelder in seinem Bette, und da er zufälliger Weise nicht schlafen konnte, so ließ er vor seinem inneren Gesichte die Erlebnisse der vergangenen Tage vorübergehen. Der Elberfelder hatte bei ziemlich zerrütteten Nerven eine außerordentlich regsame Phantasie. Er war einer von den Menschen, denen es als eine pure Unmöglichkeit erscheint, still und zufrieden ihrem Berufe nachzugehen; er hatte vielmehr die unglückliche Neigung, diesen Beruf immer nur als Nebensache zu betrachten und ihn so weit als thunlich seinen Leidenschaften unterzuordnen. Schon als Lehrling war ihm die Erlernung seines Handwerks Nebensache gewesen, und wenn er davon etwas erlernte, so brauchte er das nur, um seine Schelmenstreiche auszuführen. Er besaß damals eine außerordentliche Fertigkeit, Katzen wegzufangen, ihnen den Balg abzustreifen, diesen präpariren zu lassen und alsdann, zu Pelzdecken verarbeitet, zu verkaufen. Als er Geselle wurde, warf er sich auf das liederliche Leben, namentlich auf den Tanz ohne Maß und Ziel, und da war der Elberfelder eine genannte und bekannte Persönlichkeit. Zu seinem Bedauern reichten aber seine Körperkräfte für ein solches Treiben nicht lange aus, der Elberfelder wurde schwach im Kopf und wackelig in den Beinen, und wenn ihn auch der Ruf zur Schlacht, das heißt die Geige zum Galopp, noch immer unwider-

stehlich mit fortriß, so war das doch nur noch wie ein Schattentanz, und er mußte die Kränkung erleben, daß ihm eine seiner Geliebten, die handfeste Köchin eines stillen Hauses, bei mehreren Gelegenheiten und mit voller Indignation sagte: „Elberfelder, ich kenne Ihn gar nicht mehr, Er kann ja gar nichts mehr leisten!“

Dieses Wort der Köchin schnitt tief in sein Herz, und es war ihm wie jene Schrift, die dem hochseligen König von Babylon auch an einem solch wilden Abend erschien und ihn ebenfalls zur Buße mahnte. Der Elberfelder beschloß, einen anderen Menschen anzuziehen, und da vom Erhabenen zum Lächerlichen, so wie auch umgekehrt, nur ein kleiner Schritt ist, so warf er sich in die Arme seiner jetzigen Glaubensgenossen und wurde aus einem liederlichen Schneidergesellen ein gnadenerfülltes Werkzeug seiner Partei. Doch bewies sich auch dieses Geschäft im Laufe der Zeiten nicht so lucrativ, wie der Bekehrte gedacht. Für eine äußerst angenehme Condition bei einer gesinnungstüchtigen Damen-Kleidermacherin, die aber bei ihrem Geschäft der männlichen Hülfe sehr benöthigt war, zeigte er sich nicht gewandt und ausdauernd genug und mußte entlassen werden. Er hatte es darauf versucht, den unverschuldet Herabgekommenen zu spielen und sich, als unverschämter Hausarmer, vermittelst des außerordentlich fleißigen Besuchs aller möglichen Betstunden zu ernähren; aber hier war die Concurrenz zu groß, und so wurde er denn von einem wohlwollenden Mitgliede dem Meister Schwörer empfohlen, der, obgleich er damals noch ein tüchtiger und gesuchter Meister war, doch schon gelinde Anwandlungen von Heuchelei zeigte und bereits begann, seine sichere irdische Kundschaft zu vernachläßigen, auf die unsichere Hoffnung eines Gnadendurchbruchs hin, der ihn ohne Müh' und Arbeit mit allen Glücksgütern dieser Erde überschütten sollte.

Aber auch im Hause des Meisters Schwörer hatte der Elberfelder nicht das gewünschte stille und behagliche Asyl gefunden; die Meisterin war ein hartes Gemüth, eine Ungläubige, die den frechen Satz aufstellte: zuerst heiße es arbeiten, und dann erst könne man

sich zur Erholung ein Gebet gönnen; eine Frau, die lieber dafür sorgte, daß ihre Kinder ein gutes Hemd auf dem Leibe hatten, als daß nackte Negerknaben Gott weiß, wo, in Hinterindien, von sanft gesinnten Missionären in christliche Behandlung genommen wurden; eine Frau, die das Missionswerk in ihrem eigenen Hause beginnen wollte, und deßhalb Subjecte, wie den Elberfelder über alle Berge wünschte, eine Frau, die verstockt genug war, ihrem Mann eine Scene zu machen, weil sie nicht zugeben wollte, daß er, statt die nothwendigen Schulbücher für seine Kinder zu kaufen, sich mit dem sauer verdienten Gelde bei einer Gesellschaft zur Verbreitung von Tractätlein betheiligte, — kurz, eine brave und rechtschaffene Frau. Aber eben deßhalb war sie dem Gesellen ein Dorn im Auge, und er dachte schon seufzend daran, sich eine andere Condition zu suchen. Da kam ihm die Teufelsgeschichte des Meisters Schwörer, um uns eines unziemlichen Ausdrucks zu bedienen, wie ein gefundenes Fressen. Daß er den Meister Schwörer aus allen Kräften in seiner Ansicht bestärkte, er habe wirklich den Teufel gesehen, versteht sich von selbst; er erzählte ihm schaudervolle Geschichten von ähnlichen Visionen, die er selbst gehabt, und hoffte dabei zuversichtlich, dieser erste Besuch des Bösen habe nur den Zweck gehabt, das Terrain zu sondiren, um sich im Hause irgend einer armen Seele zu bemächtigen. Darauf hatte der Elberfelder also gesprochen: „Meister, Ihr seid Familienvater, ein würdiger Mann und eine feste Stütze der Gemeinde," hatte auch mit vieler Sachkenntniß fortgefahren: „Ich bin doch ein ganz miserabler Sünder, und wenn sich der Teufel mit der Seele eines armen Schneidergesellen begnügen wollte, so würde ich mich gern seinen Angriffen bloßstellen, in der festen Ueberzeugung, daß es einigen unter den Freunden baldigst gelingen würde, den Teufel aus mir zu bannen und ihn dahin zurückzuweisen, woher er gekommen."

Darauf war der Geselle wie tiefsinnig geworden, und ob Alles bei ihm vollkommene Heuchelei war, oder ob sein Verstand wirklich durch fortgesetzten schlechten Lebenswandel einiger Maßen gelitten,

wissen wir nicht genau anzugeben, glauben aber das Erstere; genug, als er in jener Nacht, wo der Sturm heulte und der Regen auf den Dachplatten rasselte, wachend auf seinem Lager ruhte, begann er sich einzubilden, derselbe Teufel, der dem Meister erschienen, sei nun wirklich in ihn selbst gefahren, und spielte demgemäß seine Komödie ganz vortrefflich. Er stöhnte so laut und vernehmlich, daß er seinen Mitgesellen und auch den neuen Lehrjungen ein paar Mal aus dem Schlafe weckte und alsdann über ein unerklärliches Leiden klagte, das mit irgend einer gewöhnlichen Krankheit durchaus keine Aehnlichkeit habe. Am andern Morgen ließ er den Meister heraufbitten, und was die Beiden dabei verhandelt, wäre vielleicht tiefstes Geheimniß geblieben, wenn nicht der andere Geselle aus übergroßer Sorge für den von ihm gehaßten heuchlerischen Kameraden an der Bretterwand gehorcht hätte.

Meister Schwörer erschien nach einiger Zeit ziemlich verstört wieder in der Wohnstube, seufzte tief und zog seinen schwarzen Rock an, um das unerhörte Ereigniß einigen seiner gläubigen Freunde mitzutheilen. Zu gleicher Zeit aber berichtete der zweite Geselle der Meisterin, der Elberfelder, der droben in der Kammer liege, habe behauptet, denselben Teufel im Leibe zu haben, der dem Meister Schwörer in jener Nacht erschienen. Wir können hier nicht verschweigen, daß dieser neue Spektakel im Hause Madame Schwörer so alterirte, daß sie dem zweiten Gesellen und dem Lehrjungen vollkommen freie Hand ließ, um ihrerseits den Versuch anzustellen; ob es nicht möglich sei, den Teufel aus dem Elberfelder auch ohne die gewöhnlichen Mittel auszutreiben. Obgleich sich die Verfahrungsart der freundlich gesinnten Kameraden — sie wurde angewandt vermittelst eines Eimers Wasser, eines nassen Handtuchs und eines Paars elastischer schwerer Pantoffeln, mit welch letzteren er zur Linderung seiner Leiden auf einem unaussprechlichen Theile seines Körpers frottirt wurde — bei der Hartnäckigkeit des Besessenen als vollkommen unwirksam erwies, so hatten sich doch die Teufels-Austreiber für die Unterbrechung ihrer

nächtlichen Ruhe und für vielerlei sonstige Unbill gerächt. Der Elberfelder aber litt Alles ganz geduldig und stimmte sogar während der Procedur einen Lobgesang an, der nur zuweilen durch ein Geheul unterbrochen wurde, wenn ihn einer der Pantoffeln zu heftig traf, welches Geheul aber nach der Versicherung des Besessenen von dem Dämon herrührte, den er im Leibe hatte.

Uebrigens hatte der Elberfelder in Betracht der windigen und kalten Dachkammer vollkommen richtig spekulirt; denn schon am ersten Tage seiner Krankheit wurde er, freilich nach einer heftigen häuslichen Scene zwischen Meister und Meisterin, in einer Stube des ersten Stockes warm und behaglich untergebracht und dort von theilnehmenden und gleichgesinnten Freunden eifrig befragt und untersucht. Die ganze Geschichte hatte dem Meister Schwörer, als sie ruchbar wurde, ein außerordentliches Ansehen gegeben, und es fanden sich fromme Seelen genug, die den Versuch machten, den Teufel aus dem Schneider hinweg zu beten. Aber mehrere Tage lang war das alles vergeblich. Die Sache nahm ihren wohlbekannten Verlauf. Der Teufel zeigte sich in dem Besessenen bald nachgiebig, bald widerspenstig, und wenn er gut gelaunt war, so erzählte er von den Freuden und Leiden der Hölle, wobei er eine unglaubliche Phantasie entwickelte; hatte er dagegen seine schlechten Augenblicke, oder waren verdächtige Personen in der Nähe, so erging er sich in sehr unzarten Redensarten und geberdete sich überhaupt so unanständig, wie sich ein Teufel nur geberden kann.

Bei allem dem lebte der Schneider herrlich und in Freuden, und der Teufel war wirklich im Hause des Meisters Schwörer eingekehrt. Dieser konnte sich gar nicht mehr von dem Lager trennen, auf welchem der Elberfelder den größten Theil des Tages ruhte; er vernachläßigte seine Kundschaft immer mehr, die Werkstätte verödete, die Gesellen und der Lehrjunge spielten auf dem Schneidertische Solo oder sangen Lieder, die zu den Gesängen im unteren Stock durchaus nicht passen wollten. Das Haus war in zwei feindliche Theile gespalten, und die

kleinen Plänkeleien, die früher schon zwischen Meister und Meisterin herrschten, waren jetzt zu einem Krieg entbrannt, mit großen Schlachten, Belagerungen und nächtlichen Ueberfällen. Wenn der Meister aus dem Hause ging, so mußte er Sorge dafür tragen, daß das Zimmer im ersten Stock, wo sich der Elberfelder befand, sorgfältig verschlossen war; denn die Kameraden des letzteren wollten nun einmal zum Heile des Besessenen nicht ablassen, ihr Mögliches zu versuchen, um den Teufel aus ihm zu treiben. Da sich ihnen auch noch ein freundlicher Schlossergehülfe beigesellt hatte, so nützte es dem Meister nichts mehr, die Thür sorgfältig zu verschließen, und die Verschworenen drangen trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei ihrem Kameraden ein, um die Procedur mit Wassereimer, nassem Handtuch und Pantoffeln zu erneuern.

Endlich hatten die Freunde des Meisters den Mann gefunden, der es unternehmen wollte, den Teufel auszutreiben, und es war dieß ein alter verlumpter Weinhändler, der in seinem Geschäft das Unglück gehabt hatte, selbst sein bester Kunde gewesen zu sein, und der sich darauf aus Rache an dem Weine dem Schnapstrinken ergeben hatte. In schwachen Augenblicken hatte er merkwürdige Visionen, trieb auch Schatzgräberei, und da er nebenbei von der Natur mit einem guten Maulwerk begabt war, auch beständig vom Geist inspirirt, so verstand er es, so salbungsvolle Reden zu halten, daß er in großes Ansehen kam und endlich so weit unterstützt wurde, um das einträgliche Geschäft eines Betsaalhalters gründen zu können, bei welchem er sich außerordentlich wohl befand. Die scheinheilige Versammlung fand sich in diesem Saale ein, neben dem er in einem Nebengelasse schlief. —

Bevor aber die Austreibung des Teufels vor sich gehen konnte, stellte der Weinhändler, Herr Quabbler, noch einige unerläßliche Bedingungen, von denen die hauptsächlichste war, daß ihm von der Hand des besessenen Schneiders ein neuer schwarzer Anzug gefertigt würde, den er bei der feierlichen Handlung zum ersten Male tragen wollte. Das Tuch zu diesem Anzuge sollte von schwarzen Böcken gewonnen

sein, im Fall dies aber nicht leicht aufgetrieben werden könne, so dürfe man sich auch mit der Wolle von weißen Schafen behelfen. Nur müsse das Tuch unmittelbar in der Wolle gefärbt sein und müsse die zu einem so feinen Geschäft nothwendige Feinheit haben. Die Kosten dieses Anzuges trugen natürlich die Freunde, welche sich für die Austreibung des Teufels interessirten. Zwar machte der Schneidergeselle Einwendungen gegen die Selbstanfertigung dieses Kleides, wobei er den tristigen Grund anführte, der Teufel habe dann, als in ihm sitzend, ja auch nothwendiger Weise Theil an diesem Geschäfte, wurde aber überstimmt, nahm endlich Herrn Quabbler das gehörige Maß und begab sich seufzend an die Arbeit.

Daß er sich hierbei nicht übereilte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; aber trotzdem wurde die Kleidung eines schönen Abends fertig, und am anderen Tage sollte das Haus und der Elberfelder von dem Teufel befreit werden.

Daß diese absonderlich wichtige Handlung nicht ohne Ausschmückung mit Speise und Trank vor sich gehen konnte, versteht sich von selbst. Wenn es auch nicht in der Macht des Schneidermeisters lag, hiermit ein Zweckessen zu vereinigen, so bemühte er sich doch, einen Zweck-Kaffee zu veranstalten, was ihm aber nicht ohne große Schwierigkeiten gelang.

Madame Schwörer hatte nämlich feierlich erklärt, wenn sie auch nicht im Stande sei, diesem Unfug in ihrem Hause zu steuern, so wolle sie doch nichts dazu beitragen, daß droben gejubelt und geschlemmt werde, während sie mit ihren Kindern drunten kaum das schwarze Brod habe. Dabei hatte sie mit den ziemlich rostigen Schlüsseln von Speisekammer und Porzellankasten gerasselt und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß der Weg dorthin nur über ihre Leiche gehe.

Sie war im Allgemeinen eine brave und ruhige Frau, und, abgesehen von unumgänglich nothwendigen häuslichen Scenen, auch nicht besonders erregbaren Gemüthes; je näher aber der Tag des

Zweck-Kaffee's und der Teufelsaustreibung kam, desto unruhiger wurde Madame Schwörer; es litt sie lange Zeit weder in der Stube, noch in der Werkstatt, sie schien eine Lust daran zu haben, ihre Nägel zu betrachten oder große, starke und biegsame Stöcke; und später versicherte der benachbarte Schuster, Madame Schwörer habe ihn um jene Zeit mit seltsamen Gefühlsausdrücken gefragt, was er für schmerzhafter und wirksamer halte, den Schlag mit einem buchsbaumenen Ellenmaße oder mit einem Knieriemen.

Unter solchen Umständen wäre der Zweck-Kaffee wahrscheinlich in die Kohlen gefallen; doch hatte Meister Schwörer eine Schwester, die ebenfalls sehr viel auf Betstunden und noch mehr auf Kaffeegesellschaften hielt. Sie übernahm es, das Ganze zu arrangiren, und traf ihre Maßregeln auch so gut, daß an dem bestimmten Nachmittage der Tisch in zierlichster Ordnung eine mächtige Kaffeekanne zeigte, auch Rahm, Zucker, Bretzeln, Anisbrod, Mannheimerlen, und wie alle die schönen Sachen heißen, die zu einem vollkommenen Kaffee so nothwendig sind, wie der Wind zum Orgelspielen. Zur Feierlichkeit waren einige fromme Seelen eingeladen, die in banger Erwartung umhersaßen und es für eine glückliche Idee hielten, daß vorher der Körper mit Kaffee und Mannheimerlen erquickt werde, bevor der Geist sich anschicken müsse, vielleicht allerlei Erschreckliches und Grauenhaftes zu sehen.

Herr Quabbler war eine fette, untersetzte Persönlichkeit mit doppeltem Doppelkinn, einer röthlich braunen Gesichtsfarbe, beständig grinsenden Mundwinkeln, die ein Maul einrahmten, welches wie eine weitklaffende Wunde aussah und alles zu verschlingen drohte, was in seine Nähe kam. Dabei glänzten die Lippen beständig von Fett und Saft, und wenn sie sich schlossen, so brachten sie fortwährend ein unwillkürliches Schmatzen hervor. Die Nase des Herrn Quabbler war äußerst gering und zeichnete sich unterhalb nur durch eine bedeutende Ablagerung von Schnupftabak aus. Augen waren so gut wie gar keine vorhanden, wenigstens verschwanden sie fast gänzlich unter den vor-

quellenden Backen, und da der Besitzer noch obendrein die Gewohnheit hatte, sie, wenn er sprach oder aß, häufig zu schließen oder zu verdrehen, so blieb wie gesagt, von ihnen nichts mehr übrig, was der Rede werth gewesen wäre. Auf seinem dicken Kopfe hatte er ein schwarzes, grau melirtes, starkes und struppiges Haar, welches in beneidenswerther Fülle hinten hinabreichte bis zu einem stierähnlichen Halse; um diesen Eindruck zu schwächen, pflegte sich derselbe aber meistens in Falten zu legen, wie der eines kleinen, wohlgenährten Kindes.

So stand Herr Quabbler in dem neuen Anzuge, festlich anzuschauen, vor dem Kaffeetische, und während er beide Hände auf diesen stützte, hatte er das Gesicht gegen die Zimmerdecke erhoben, den abwärts gekehrten Augen zum Trotz, die so in den Reizen von Bretzeln und Brod wühlten, daß seine Mundwinkel fett gesalbt erschienen.

Die Schwester des Meisters Schwörer war eine ziemlich große, starke Person mit finsterem Blicke und einem sehr bösen Maule. Sie war die Wittwe eines kleinen Beamten, der ihr neben einer Pension noch ein ziemliches Vermögen hinterlassen hatte, so daß sie ganz sorgenfrei leben konnte. Ihre Zeit theilte sie ein in Betstunden-Besuchen, Kaffeetrinken und Schreiben von anonymen Briefen. Im letzteren Punkte bedachte sie namentlich junge Paare, die in der nächsten Zeit vor den Altar treten wollten. Da schrieb sie alsdann den Eltern der Braut, wie man nicht begreifen könnte, daß eine geordnete Familie einen so leichtsinnigen und lüderlichen Menschen in ihr respektables Haus aufnehmen möge. Dabei sprach sie durch die Blume von armen Verlassenen, von Thränen der Verzweiflung, von unschuldigen Würmern, und unterzeichnete sich: „Jemand, der es gut mit der Familie meint.“ Der Mutter des Bräutigams dagegen schrieb sie ungefähr Folgendes: „Ist es denn möglich, daß Sie, eine so umsichtige und kluge Frau, noch nichts erfahren hätten von dem Verhältnisse der Braut Ihres Sohnes mit dem Lieutenant N, — ein Verhältniß, das in seinen Folgen hätte schrecklich werden können, wenn — — — —

Doch," fuhr der Brief nach diesen Gedankenstrichen fort, „gibt es Leute, die mehr Glück als Verstand haben. — Glauben Sie einer wohlmeinenden Freundin," schloß sie alsdann, „und bedenken Sie wohl, was Sie thun. Noch ist es Zeit."

In gleicher Weise bedachte sie Braut und Bräutigam direkt und besuchte nicht selten die Häuser, welche diese anonymen Briefe erhalten, um sich an den Thränen ihrer Schlachtopfer zu ergötzen.

Zu der Beschwörung hatte Frau Wendeling — so hieß die eben Erwähnte — eine Freundin mitgebracht, die durch Verkettung seltsamer Umstände eine alte Jungfer geblieben war und es nun liebte, eine Trauerweide oder geknickte Lilie zu spielen. Ihr Kopf hing beständig demüthig nach der einen Seite, die Unterlippe, um ein Gleichgewicht herzustellen, nach der anderen, Arme und Beine schlotterten ordentlich, und so sah der ganze Körper gerade so aus, als ob sie, nach Art gewisser Marionettenpuppen, an einer unsichtbaren Feder hinge. Dabei pflegte sie fortwährend den Mund zu öffnen und, ehe sie sprach, nach Luft zu schnappen, wobei dann der überflüssig eingezogene Athem, in der jungfräulichen Brust zu einem Seufzer verwandelt, hinter jedem Worte wieder erschien.

Frau Wendeling liebte die Jungfer Schlapperbach wohl dieses Contrastes wegen, und auch, damit die Leute sagen möchten, sie, die Wendeling, müsse doch, trotz ihres bösen Maules, ein gutes, umgängliches Gemüth haben, denn wie könnte sie sonst so harmoniren mit einem sanften Wesen, wie die Schlapperbach?

Die weiteren Assistenten bei der Feierlichkeit waren ein Herr Müller, ein Herr Meier und ein Herr Fischer, drei fromme, verkannte Männer; denn vom Ersten sagte die böse Welt, er leihe gegen wucherische Zinsen auf Faustpfänder; das Spezereigeschäft des Zweiten nannten schlimme Zungen ein Spitzbübereigeschäft, bei dem alles Maß zu klein und alles Gewicht zu leicht sei, wo Wasser unter die Butter geknetet, Sand und Steine unter die Rosinen gethan und wo falsche Gulden- und Kronenthalerstücke nicht auf den Ladentisch genagelt wür-

den. Was den Dritten, den Bäcker Fischer, anbelangte, so war es ihm eigentlich noch nie bewiesen worden, daß sein Brod zu naß und seine Semmeln zu klein seien; doch klagte man ihn mit vollem Rechte großer Unterlassungssünden an, welche darin bestanden, daß er als Hauptgauner am Tage vor dem Brodaufschlage es unterließ, das nothwendige Brod backen zu lassen, um alsdann am anderen Morgen das über Nacht theurer gewordene Mehl besser verwerthen zu können.

Herr Quabbler hatte also die Hände auf den Tisch gestützt, wobei seine Finger aussahen wie zehn dicke Würstchen, die, wo sich die Gelenke befanden, kunstreich unterbunden schienen. Obgleich sein Gesicht noch immer nach oben gekehrt war, so blickten doch seine Augen nach wie vor auf den dampfenden Kessel, und während er seinen Mund zuweilen leise schmatzend schloß, schien seine Nase sehr beunruhigt zu werden von den aufsteigenden süßen Düften.

Herr Quabbler wollte sprechen, denn er bewegte seine rechte Hand feierlich über die aufhorchende Versammlung.

„So sind wir denn hier bei einander," sagte er mit einer fetten, etwas heiseren Stimme, „um im Namen des Himmels ein segensreiches Werk zu vollbringen. Daß wir arme, niedrige Sünder sind, wird keiner von uns Allen bezweifeln, und eben weil wir arme, niedrige Sünder sind, voll Selbsterkenntniß und Bewußtsein unserer Schwäche, so wird Niemand in seinem Herzen anders fühlen, als ich, wenn ich nun hiermit sage: Es ist die wahre und aufrichtige Selbsterkenntniß, welcher uns arme, geringe Sünder antreibt, zu erklären, daß es nothwendig ist, zuerst den gebrechlichen, irdischen Leib zu stärken, damit sich alsdann der Geist frei erheben kann über die befriedigte, traurig materielle Masse. So langet denn zu, Brüder und Schwestern, und Jeder stärke sich mit einem heimlichen Gebete, daß es ihm gelingen möge, den Geist zu erheben, daß es ihm ermöglicht sei und daß er sich wappnen könne mit den Waffen des Glaubens gegen die Idee des Anundfürsichseins und Andersseins."

Darauf nun scharten sich die Brüder und Schwestern um den Tisch, und Jeder aß und trank an und für sich so viel, als möglich war, und stopfte in sich hinein, daß es nicht anders sein konnte, als sie lebten wirklich des festen Glaubens, miserable Sünder zu sein, die sehr vieles Kaffee's und sehr vieler Bretzeln und Mannheimerlen bedurften, um die Materie wie einen bösen Kettenhund zu bändigen, damit das gefesselte Thier nicht schnappe nach den Waden des aufsteigenden Geistes.

Den Helden des Tages besorgte Jungfer Schlapperbach und brachte ihm viel süßes Getränk und mürbes Backwerk, wobei sie erschrecklich seufzte bei dem Gedanken, daß der zarte junge Mensch mit den anmuthig glühenden Augen wirklich vom Teufel besessen sei. Da sie aber eine rege Phantasie hatte und als alte Jungfer berechtigt war, immer noch zu hoffen, so hoffte sie allerlei und erging sich in Möglichkeiten und verlor sich so in Muthmaßungen, daß sie, als Frau Wendeling, ihren stieren Blick bemerkend, sie fragte: „Woran denkt Sie, Schlapperbachin?" — verwirrt zur Antwort gab: „Ach, wie kann man einem jungen Mädchen so verfängliche Fragen thun!"

Nachdem nun Kaffee und Backwerk ziemlich verschwunden, auch der Bäcker Fischer mehrmals auf seine Uhr geschaut, wischte sich Herr Quabbler sein großes Maul ab und erhob nun nicht nur das Gesicht, sondern auch die Augen von den leeren Tellern nach der Zimmerdecke.

Wir halten es für überflüssig, die Rede, die er nun hielt, aufzuschreiben. Doch steigerte er sich in eine solche Begeisterung hinein, malte auch die Hölle mit ihren Strafen und der ewigen Verdammniß so fürchterlich aus, indem er namentlich aufs erschrecklichste einen beständig unbefriedigten Durst hervorhob, daß Müller, Meier und Fischer in wahre Zerknirschung verfielen und glühende Faustpfänder, umhertanzende zu leichte Gewichte und Teufel zu erblicken glaubten, die hohnlachend grinsten und heulend ausriefen: Zu leicht ist das Brod, zu leicht, zu leicht! Als sich nun hierauf gar der Elberfelder, wie vom bösen Geiste emporgeschnellt, vom Sopha erhob, in die Reden des

Beschwörers einfiel und mit außergewöhnlichem Unsinn und schrecklichen Erzählungen dessen Reden zu bekräftigen anfing — dabei bediente er sich zuweilen der für Uneingeweihte gänzlich unverständlichen Sprache der Dämonen, welche mit dem Tuten eines Hornes Tu—ta—ti—te—tu oder mit dem Bellen eines Hundes Wa—we—wi—wo—wau die frappanteste Aehnlichkeit hat, während sich zu gleicher Zeit sein Haar ordentlich emporsträubte und sein Mund schäumte — da begann selbst das harte Gemüth der Frau Wendeling nach und nach weich zu werden, und sie hatte eine Vision, als sei sie gestorben und werde an der Himmelsthür zurückgewiesen, wobei Petrus ihr kaltblütig versicherte, sie sei ein anonymer Brief und in den himmlischen Räumen nicht bestellbar.

Die arme Schlapperbach seufzte, daß es herzbrechend war. Sie seufzte über ihre verlorene Jugend und ganz im Geheimen darüber, daß sie sich nur Unterlassungssünden vorzuwerfen habe. Nur ein einziges Mal erschien in ihrer düsteren Phantasie, wie ein zuckender Blitz, ihr eigenes weißes Nachtgewand, das ein junger Mann mit profanen Blicken betrachtet hatte, aber ein junger Mann von oberflächlicher Gemüthsart, denn er hatte sich nur um die äußere Hülle bekümmert, ohne dem innewohnenden Kern auch nur einen Blick zu schenken. Vorbei, vorbei!

Unterdessen nahte sich der große Augenblick. Der besessene Schneider bekannte sich zu der Idee, es sei ihm in diesem Augenblicke gerade zu Muthe, als würde ihm eine Katze, die in den Hals hinabgekrochen sei, rückwärts am Schwanze wieder herausgezogen. Herr Quabbler war groß in diesem Augenblicke. Seine braunrothe Gesichtsfarbe spielte ins Bläulich-Violette; er schloß seinen Mund gar nicht mehr, ja, die sich immer mehr steigernden Beschwörungsformeln schienen unmittelbar aus seinem Bauche aufzusteigen. Er hob die Hände gegen den zuckenden Schneider, und als er nun das große Wort aussprach: Praecipio in nomine Domini, vade, Satana! da -- — sprang die Thür auf, und Madame Schwörer erschien in

sehr unlieblicher Gestalt. Ohnehin durch das Treiben in ihrem Hause aufgeregt, hatte sie vor dem Zimmer Einiges von dem gesprochenen Unsinn erlauscht und geberdete sich allerdings etwas auffallend. Ihre Haube hatte sich durch das hastige Eintreten verschoben und saß ihr auf dem Kopfe, wie der Hut einem betrunkenen Handwerksburschen; den linken Arm hatte sie in die Seite gestemmt, und in der rechten Hand trug sie das oben erwähnte buchsbaumene Ellenmaß. Zu ihrer Erheiterung trug es gerade nicht bei, daß sich im Augenblicke ihres Erscheinens die Jungfer Schlapperbach ängstlich an den Meister Schwörer anschmiegte, vielmehr las sie sich diese arme alte Jungfer als erstes Opfer ihrer Wuth aus, faßte sie hinten am Genick, schwang sie wie einen Haderlumpen und schleuderte sie gegen das Sopha, wo sie zusammenknickend auf den befreiten Elberfelder niederfiel.

Darauf nahm Madame Schwörer eine gute Portion Athem, blickte die überraschte Versammlung an und schrie mehr als sie sagte: „So, ihr Teufelspack, ihr wollt böse Geister austreiben? Und weder dazu, noch zu eurem höllischen Kaffee wurde ich, die Hausfrau, eingeladen! — Nun, dann wird es euch auch nicht wundern, wenn ich ungeladen erscheine, sehr ungeladen, und euch einlade, euch nach Hause oder meinetwegen zum Teufel zu scheren."

„Weib!" rief Meister Schwörer, der sich wunderbarer Weise am ersten aus seiner Erstarrung erholt hatte, — „Weib, du wagst es?"

„Was wage ich, sauberer Zacharias? Freilich wage ich viel, eine einzelne Frau gegen eine solche Teufelsbrut! Aber ich sage dir, mein Ellenmaß hält aus, und wer obendrein mit meinen zehn Fingern zu thun bekommt, der wird ein paar Tage an mich denken! — — Ist es nicht eine Schande von euch allen?" fuhr sie in erneuter Wuth nach einem festen Rundblicke fort. „Da ist der Herr Meier!" schrie sie mit gellender Stimme, und machte dabei einen tiefen und sehr komischen Knix; „und der Herr Müller!" — abermaliger Knix — „und da Herr Fischer?" — dritter Knix. — „Habt ihr Scham im Leibe? Aber was spreche ich mit euch? Nichts habt ihr im Leibe und

in euren Gedanken, als Wucherei und zu leichtes Gewicht. Du Mehldieb!" wandte sie sich speziell an Herrn Fischer.

Nun war diese letzte Aeußerung dem also gekränkten Bäcker doch etwas zu stark. Es schien ihm in den Fingern zu zucken, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem merkwürdigen Augenblicke Herr Quabbler, alle Gefahr, die ihm von Ellenmaß und Nägeln drohte, gering achtend, mit aufgehobenen Händen vor die Wüthende getreten wäre, in die Höhe gerichtet, ruhig, groß, erhaben! — —

Geneigter Leser! Hast du den Propheten gesehen? Wir meinen den Meyerbeer'schen. Erinnerst du dich einer ähnlichen Scene aus dem vierten Acte, wo der Prophet seiner Mutter gegenüber tritt, mit aufgehobenen Händen, ebenfalls ruhig, groß und erhaben, wie Herr Quabbler? Dort spricht Jan von Leyden: „Rührt nicht an das Haupt jener Frau; seht ihr nicht, daß Wahnsinn ihren Geist umflort?" Hier sprach Herr Quabbler: „Zieht euch zurück, ihr Gläubigen, seht ihr denn nicht, daß der Teufel, welcher siegreich beschworen, in den Körper dieses unglücklichen Weibes gefahren ist?"

„Ja, ja," rief der Bäcker Fischer, indem er einen Schritt zurücktrat, „sie hat den Teufel im Leibe."

Und der Meister Schwörer schlug die Hände vor das Gesicht und klagte jammervoll: „O, meine Ahnung! Das habe ich lange vermuthet! — —"

Nun gibt es aber bei den schwersten Gewittern Augenblicke, wo nach furchtbarem Wüthen und Toben der Himmel erschöpft zu sein scheint, wo die blaßfarbene Masse des schweren Gewölks bewegungslos über den Häuptern der ängstlichen Menschheit droht, wo der Wind nicht mehr im Stande scheint, die Bäume in seinem Grimm niederzubeugen, sondern wo die armen erschreckten Blätter sich nur zitternd an ihren Stielen bewegen, etwas Entsetzliches befürchtend nach dieser unverhofften, unheimlichen Ruhe in der Natur. — —.

Auch im Zimmer des Meisters Schwörer stand Alles wie erstarrt. Das Gesicht des Herrn Quabbler war anzuschauen wie die bleifarbene,

röthlich angestrahlte Wolke; in den Mienen der Madame Schwörer zeigte sich etwas, das einen neuen furchtbaren Ausbruch des Sturmes prophezeite, und die Schlapperbach auf dem Sopha zitterte in den sie schützenden Armen des Elberfelders, wie ein Blatt an seinem Stiele.

Da fuhr ein jäher Blitz hernieder auf das Haupt des unglücklichen Schneidermeisters. Denn in der hinter Madame Schwörer offen gebliebenen Thür zeigte sich jetzt plötzlich eine lange, finstere Gestalt in schwarzem Mantel, unter dem es feuerfarben hervorstrahlte, einen röthlichen Hut auf dem Kopfe, und blickte mit schwarzen, glühenden Augen und einem Zug unbeschreiblicher Verachtung um die zusammengekniffenen Lippen auf die sonderbare Versammlung. Meister Schwörer war in diesem Augenblicke krampfhaft hinter Herrn Quabbler gesprungen, hatte ihn am Rockkragen erfaßt und so heftig nach hinten gerissen, daß dieser Edle das Gleichgewicht verlor und sich nur auf den Beinen zu erhalten vermochte, indem er nach dem Arme des Bäckermeisters Fischer griff und selbst diesen um ein Haar mit zu Boden gerissen hätte.

„Da, da, da ist er!" schrie Meister Schwörer, „in leibhafter Gestalt, wie er mir neulich Nachts erschien! O, nun sind wir alle verloren!"

Dabei stierte er mit entsetzt aufgerissenen Augen so nach der Gestalt an der Thür, daß alle Anwesenden diesen Blicken folgten, erschrocken davor zurückwichen, und daß selbst Madame Schwörer, die doch nicht an Uebernatürliches glaubte, etwas vor der fremden Erscheinung zurücktrat. Diese machte einen langen Schritt in das Zimmer hinein, und als sie die auffallende Verwirrung auf allen Gesichtern bemerkte, lächelte sie und nahm als höfliches Phantom den Hut vom Kopfe. Auch war die lange Gestalt im Begriff, den Mund zu öffnen, um über ihr plötzliches Hereintreten einige passende Worte zu sagen, als an diesem Nachmittage der Ereignisse sich ein neues begab, welches

den gewiß freundlichen Gesinnungen des Eingetretenen plötzlich eine ganz andere Richtung gab.

Weiß der Teufel, welcher Teufel plötzlich in die Schlapperbach hineingefahren war — genug, sie erhob sich zitternd vor Alteration vom Sopha, und als sie den Ausruf des Meisters Schwörer gehört, dies sei der leibhaftige Teufel, der ihm neulich erschienen, rief sie kreischend aus: „Alle Gläubigen sind berufen, sich mit der Hölle in einen Kampf einzulassen! So will ich denn siegen oder untergehen!"

Mit diesen Worten schnellte sie mit einer größeren Energie, als man ihr je zugetraut hatte, auf den Eingetretenen los, und ehe dieser seinen langen Mantel zurückwerfen konnte, fuhr sie ihm mit allen zehn Fingern in das Gesicht, und wo diese seine Wange oder seine Nase berührten, da rieselte augenblicklich das Blut herab. Daß die Schlapperbach nach diesem Attentate wie ein Flederwisch zu Boden und in Ohnmacht fiel, versteht sich ganz von selbst; man achtete auch in diesem furchtbaren Augenblicke nicht weiter auf sie, und sie wäre vielleicht bei der nun erfolgenden Scene unter die Füße getreten worden, wenn nicht der dankbare Elberfelder sie wie ein Kleiderbündel ergriffen und in einen Winkel geschleppt hätte.

Daß die lange Gestalt nach diesem mörderischen Angriffe auf ihre Nase im ersten Augenblick an dieser herunter schielte, versteht sich von selbst; doch hielt Meister Schwörer dieses Schielen für einen Anfang höllischer Wuth und verbarg sich hinter Herrn Quabbler. Dieser, dem das Bluten des vermeintlichen Teufels doch etwas sonderbar vorkommen mochte, hätte sich ebenfalls gern aus dem Bereich von dessen langen Armen zurückgezogen, konnte aber wegen des hinter ihm befindlichen Schneiders, der krampfhaft seinen Rock gefaßt hatte, keinen Schritt rückwärts machen und erwartete deßhalb mit aufgehobenen Händen die Anrede des Fremden.

„Ist das eine Art, ihr Lumpenpack," rief dieser im höchsten Zorn, „einen harmlos Eintretenden zu behandeln? Und hat Keiner von euch,

die ihr wie Männer aussehet, den Muth, ein verrücktes Weibsbild festzuhalten? Was den Ausruf jenes tollen Schneiders, der sich jetzt feige verkriecht, anbetrifft, so kam ich ja eben hieher, um ihm in aller Güte zu beweisen, daß ich weder ein Teufel, noch ein Phantom bin. Und wer es nicht glauben mag, daß ich anzufühlen bin, wie jeder andere ehrliche Mensch, der komme in meine Nähe; und es soll mich freuen, seine genaue Bekanntschaft zu machen."

Madame Schwörer hatte mit richtigem Blicke diesen Retter in der Noth erkannt, und da sie sich von der langen Gestalt einen kräftigen Schutz versprach, so zauderte sie nicht einen Augenblick, sondern drang auf ihre verhaßte Feindin, die Wendeling, ein, riß ihr die Haube vom Kopfe, schlug sie ihr ein paar Mal um die Ohren, und als sie sich hierbei umwandte und nun zufälligerweise in die Nähe des Herrn Quabbler kam, führte sie einen so mächtigen Streich nach dessen dicker Wange, daß es laut patschte und der Geschlagene unwillkürlich nach der erzürnten Frau griff.

Dies war nun der Moment, wo die lange Gestalt zum Schutze der Frau eintreten zu müssen glaubte und seinerseits nach der Halsbinde des Herrn Quabbler griff, um ihn zurückzuhalten. Dabei rief er aus: „Ein Teufel bin ich in der That nicht, aber ihr scheint mir alle den Teufel im Leibe zu haben; und da es wohl nichts schaden kann, ihn aus euch zu vertreiben, so will ich mit Hülfe meines spanischen Rohrs an diese Arbeit gehen, ihr unsauberes Volk, ihr!"

Alsbald hob sich auch der Stock der langen Gestalt und fiel so kräftig auf den breiten Rücken des Herrn Quabbler, daß dieser laut aufschrie und zurückfahrend den Meister Schwörer so heftig gegen Herrn Meier andrückte, daß dieser, um sich vor dem gewaltigen Stoß zu retten, auf die Seite fuhr. Doch verlor er dabei das Gleichgewicht, stürzte auf Herrn Müller, der sich nun nicht halten konnte und den Kopf voran auf die lange Gestalt losschoß. Herr Müller war dabei ein Mann von ziemlichem Muthe, und da es ihn in tiefster Seele schmerzte, seinen Propheten so behandelt zu sehen, so machte er aus

der Noth eine Tugend und ergriff den Eingetretenen am Kragen, um wenigstens den schwachen Versuch zu machen, ihn zur Thür hinaus zu werfen. Herr Larioz aber stand anfänglich wie eine Mauer, ja, wir müssen gestehen, daß sein Auge wie verklärt aussah, als er nun sein langes spanisches Rohr wie ein Schlachtschwert gebrauchte und dabei mit kunstgerechten Hieben die ganze Versammlung der Reihe nach bedachte. Doch war er am Ende nicht im Stande, den gewaltigen Anprall der fünf Männer aufzuhalten, weßhalb er sich fechtend zur Thür zurückzog. Dies gab den Andern Muth, ihm mit Stößen und Schlägen hastiger zu folgen; so wurde er allmälig an die Treppe hingedrückt und fühlte mit einem Male, daß es hinter ihm hinabging. Mit großer Geistesgegenwart warf er sich in diesem Augenblicke wieder einen halben Schritt vorwärts, erfaßte glücklicherweise die Halsbinde des Herrn Quabbler, und da er diesen kräftig festhielt, der Prophet aber in keiner Weise einen rechten Halt gewährte, so riß er ihn mit sich die Treppe hinab, nicht ohne daß Meister Schwörer gefolgt wäre, der den rettenden Rock seines Vormannes nicht loslassen wollte.

So polterten alle Drei ins Haus hinab, glücklicherweise ohne sich besonderen Schaden zu thun; doch hatte sich Herr Larioz etwas an der rechten Hüfte verletzt. Herr Quabbler kam mit einem leichten Erstickungsanfalle davon, veranlaßt durch die zugedrehte Halsbinde, und nur Meister Schwörer hatte das Unglück, mit dem Kopfe gegen den Treppenpfosten zu fallen, so daß er einen Augenblick wie besinnungslos liegen blieb.

Droben war es indessen nach dem gewaltigen Gepolter todesstill geworden.

Müller, Meier und Fischer dachten schaudernd an drei gebrochene Hälse, und selbst die beiden Weiber vergaßen ihren Zorn; ja, Madame Wendeling, als die Besonnenere, lief ans Fenster, um dort Ausschau zu halten, ob sich keine Polizei blicken lasse; Madame Schwörer aber eilte, nachdem ihr erster Schrecken vorüber war, die Treppe hinab, um nach ihrem Manne zu sehen, der unterdessen von dem herbeigekom-

menen zweiten Gesellen und dem Lehrjungen wieder auf seine zitternden Beine gestellt worden war. Er bot einen gar kläglichen Anblick, er hielt den Kopf gesenkt, von seiner Stirn tropfte das Blut herab, und sein Gesicht war mit einer erschreckenden Blässe bedeckt. Dadurch verschwand aller Zorn aus dem Herzen der Frau, sie nahm ihn mit dem Ausruf: „Ach, Zacharias, was sind das für schreckliche Sachen!“ in ihre Arme; und Zacharias ließ sich nehmen, wie ein kleines unbeholfenes Kind.

Daß Undank der Welt Lohn ist, erfuhr Herr Larioz. In nichts weniger als freundlichen Ausdrücken versicherte ihm die Meisterin, er habe Unglück über ihr Haus gebracht, seit seinem ersten Erscheinen an jenem denkwürdigen Abend und dann heute wieder, da er schuld sei, wenn ihr Mann von dem Treppenfall, wie das schon häufig vorgekommen, zeitlebens ein Simpel bleibe.

Nur mit Mühe konnte der von Jungfer Schlapperbach Zerkratzte wieder zu seinem Hute gelangen, den ihm der Schneiderlehrling wie eine werthlose Sache die Treppe hinab warf. Im Hausflur wischte er sich nothdürftig das Blut von der Nase und den Wangen und bedurfte des kräftigen Stützens auf das spanische Rohr, um nicht gar zu auffallend hinkend nach seiner Wohnung zurückzukehren.

Meister Schwörer wurde zu Bette gebracht, und statt daß er wie früher die Ermahnungen seiner Frau, er solle doch einmal von jenen traurigen Geschichten, die das ganze Hauswesen zu Grunde richten, ablassen, mit den kräftigsten Gegenreden zurückgewiesen hätte, nickte er heute stumm mit dem Kopfe, ja, zuweilen fuhr ein Lächeln über seine trüben Züge, wenn er vor sich hin murmelte: „Also war es wirklich kein Teufel, und so hat er auch den Gottschalk nicht geholt!“

Die Kaffee- und Beschwörungsgesellschaft droben verlor sich lautlos. Wer zuerst und zuletzt ging, wird man nie mit Bestimmtheit angeben können. Müller, Meier und Fischer, sowie auch der Elberfelder müssen die Stiege hinabgeschlichen sein, wie begossene Hunde,

ebenso Madame Wendeling und Jungfer Schlapperbach. Auf der Treppe hatte sich auch nicht der leiseste Tritt vernehmen lassen, und als Madame Schwörer nach einer halben Stunde droben nachsah, fand sie wohl Kaffeetassen, Kannen und Teller zerbrochen am Boden, aber im Uebrigen war die Luft wieder rein von allen unsauberen Geistern.

Eilftes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Der Schlag, den Eugenie auf das Gesicht des unverschämten Kammerdieners geführt, schien auf verschiedene Art das ganze Haus getroffen, es erschüttert und in Aufregung gebracht zu haben. Um unten anzufangen, so zeigte ein kleiner Bauernjunge, der Holz und Wasser für die Küche zutrug, der Köchin unter einem verschmitzten Lächeln mit dem Zeigefinger von der Stirn über das linke Auge, die Wange, einen Theil der Nase bis zum Halse hinunter, wobei er schmunzelnd sagte: „So hat er's gekriegt — und fest!“ Die Köchin stemmte ihre Arme in die Seiten, indem sie versetzte: „Gott lohne es dem gnädigen Fräulein, da hat sie eine gute That gethan!“

Der alte Baron hatte die Scherben seines kostbaren Gefäßes mühsam auf dem Boden zusammen gesucht und war seufzend in sein Zimmer gegangen, um den Versuch zu machen, die Vase wieder zusammenzustellen; doch war das keine so leichte Arbeit, und wenn er sich auch im Anfang unsägliche Mühe gab, die Stückchen an einander zu passen, so schien er doch bald zu ermüden, und die Finger spielten nur noch wie willenlos mit den kleinen Scherben, während er in tiefe Gedanken versunken, vor sich hinstarrte; er konnte das, was vorhin geschehen, nicht recht mit der Zukunft, wie er sie sich vorgestellt, ver-

einigen; Eugenie sollte das Haus verlassen — sie, die ihn allein noch mit der Welt vereinigte, die den alten Mann bei so vielen Gelegenheiten unter ihren Schutz genommen und die mit einer wahren Eifersucht darüber wachte, daß ihn nicht ein harter Blick, ein unangenehmes Wort verletze, und die, wenn solches einmal geschah, Mittel und Wege wußte, es auszugleichen, wieder gut zu machen — und sie sollte das Haus meiden, ihn allein lassen mit der Baronin, mit — François! Wenn er freilich über die finsteren Klippen dieser Gedanken hinüber war, so glätteten sich seine Züge auf, und er dachte an Eugeniens Glück, und wie auch für ihn später heitere Tage noch daraus entspringen könnten. — —

Baron George von Breda war an dem Kaminfeuer allein geblieben, doch hatte er seinen Fauteuil gewandt, um bei der spielenden Flamme vorbei durch die Fensterscheiben in den stillen Wald blicken zu können. Schon lange hatte er Eugenien eine angenehmere Existenz gewünscht, schon lange war er entschlossen, ihr dieselbe in seinem Hause zu bereiten; gab es auch etwas Natürlicheres, als das Kind seiner Schwägerin in seinem Hause aufzunehmen? Seine Ehe war kinderlos geblieben, er erwartete auch keine Nachkommen mehr, und doch schwärmte er dafür, sein Haus mit einem jungen freundlichen Wesen zu beleben; es war ihm zu still und einsam dort, deßhalb hatte er auch schon seit mehreren Jahren angefangen, die Gesellschaft seiner früheren Freunde und Bekannten aufzusuchen. Frau von Breda hatte ein stilles, fast verschlossenes Wesen, sie war gern allein, sie sprach nicht viel, sie liebte es nicht, in Gesellschaft zu gehen, noch solche bei sich zu empfangen. Das alles gab dem großen, schönen Hause ein fast trauriges Ansehen; da waren ganze Appartements, die nur geöffnet wurden, um frische Luft herein zu lassen, wenn es der Kammerdiener des Herrn Barons einmal nothwendig fand.

Und diese bisher verschlossenen, so stillen Appartements erschienen dem Träumenden am Kaminfeuer jetzt auf einmal in ganz anderer Gestalt; die Fenster waren weit geöffnet, Frühlingswehen und Blumen-

duft drangen herein, der Hauch der Einsamkeit und der Langeweile, welche in ihnen gebrütet, verschwand vor dem frischen herzlichen Lachen des jungen Mädchens. Da saß sie am Fenster und rief lustig hinab: Onkel George, Onkel George! und wenn er darauf eilig vom Pferde sprang, so ging er nicht mehr leise und bedächtig über den Teppichstreifen, sondern er sprang in drei, vier Sätzen hinauf, daß seine Sporen klirrten nnd daß die Blumen in den jetzt leeren Kästen an der Treppe sich bewegten und wie freudig nickten. Sie sprang ihm entgegen, er faßte ihre Hand, hob ihren Kopf an dem weichen Kinn in die Höhe und küßte sie väterlich auf die Stirn; er plauderte mit ihr so lustig und lachend, wie er es lange nicht mehr gethan, ja, wie er es eigentlich nie gethan — er war ganz anders geworden und führte ein Leben, wie er wohl zuweilen geträumt hatte, daß es ein Mensch führe, der vollkommen glücklich genannt werden dürfe. Aber er, ah! er fühlte in der nächsten Sekunde, daß solches Träumen doch nur ein Traum sei und bleiben müsse; und als er das gefühlt, gestaltete er seine Phantasieen anders; auch jetzt waren die Appartements seines Hauses geöffnet, und an den offenen Fenstern saß Frau von Breda, ihr gegenüber Eugenie, und auch jetzt trat er eiliger, freudiger hinein, als er es sonst wohl zu thun pflegte; er reichte seiner Frau die Rechte, während er die Linke auf das volle dunkle Haar Eugeniens legte. Und dann fragte sie, wo Onkel George gewesen sei, lachte herzlich und unbefangen und plauderte eine Stunde um die andere hinweg, glättete auch eine Falte um die andere auf der Stirn der ernsten Frau, während er nicht müde werden konnte, dem Plaudern des jungen Mädchens zu lauschen.

— — So träumte er; aber wenn er zuweilen aus diesen Träumen auffuhr und sich, umher blickend, ganz wieder der Wirklichkeit überließ, da spielte ein eigenes, ernstes, fast schmerzliches Lächeln um seine Züge; er konnte dann die Lippen zusammenpressen, nachdenklich in die Kaminglut schauen und, wenn dort ein glühendes Holzscheit knisternd zersprang, daß Tausende von Funken emporflogen, auffahren

und sagen: „Ich bin nicht das Schicksal, ich habe jenes Ereigniß nicht herbeigeführt, ich habe ruhig gewartet; jetzt aber geschehe, was da will. Und gewiß nur Gutes, dafür bürge ich mir selbst mit meinem festen Willen.“

Die Baronin hatte unterdessen Eugenie an der Hand in ihr Schlafzimmer geführt, und obgleich sie anscheinend sehr ergeben und ruhig war, so zuckte es doch schmerzlich um ihren Mund, und sie wandte häufig den Blick ab, um den sonst so klaren, jetzt aber umflorten Augen ihrer Tochter nicht zu begegnen, die häufig sinnend auf ihr ruhten. Die Baronin kannte ihre Tochter und wußte, daß ein einziges Wort der Klage, ein einziges Wort des Leides darüber, daß Eugenie nun vielleicht für länger das elterliche Haus verlassen solle, das junge Mädchen bestimmt haben würde, dem Herrn von Breda zu sagen: Onkel George, es ist doch besser, wenn ich da bleibe. Deßhalb that die Mutter so unbefangen wie möglich, sprach über Dies und Das, wobei sie natürlich vermied, jenes unangenehme Ereigniß zu berühren, und sagte: „Es ist schon lange meine Absicht gewesen, dem Wunsche der Tante Breda nachzugeben und dich für eine Zeit lang nach der Stadt zu lassen. Du bist jetzt erwachsen, die Einsamkeit hier taugt nicht für dich, du mußt die Gesellschaft kennen und mit Menschen umgehen lernen. Von einer Trennung kann ja nicht die Rede sein, in einer Stunde bist du wieder hier oder sind Papa und ich bei euch in der Stadt. Gewiß, meine liebe Eugenie,“ sprach die Mutter, indem sie den Kopf der Tochter mit ihren Armen umschloß, „es ist mir jetzt lieb, daß es so gekommen ist; der Himmel wird weiter helfen.“

Ob das junge Mädchen die Worte ihrer Mutter so aufnahm, wie diese sie sprach, oder ob sie nicht aus der zuweilen zitternden Stimme einen anderen richtigeren Sinn heraus las, wollen wir nicht weiter untersuchen; genug, sie nickte häufig mit dem Kopfe und sprach: „Ja, Mama, ich will nach der Stadt gehen, wenn ihr es wünscht, und das Haus der Tante ist nicht weit von hier, ich brauche keine Stunde, wenn ich einmal eilig da sein will.“

Darauf wollte die Mutter Vorbereitungen treffen und die Sachen Eugeniens in einen Koffer packen, doch besann sie sich eines Anderen und meinte: „Ich kann das diesen Abend thun und will dir nur, was du für heute nothwendig brauchst, mitgeben. Dazu bedarf ich deiner Hülfe nicht, liebe Eugenie, und wenn du noch einen kleinen Gang in den Park machen willst, um dort von den Stellen, die dir lieb und werth sind, einen vorläufigen Abschied zu nehmen, so habe ich nichts dagegen."

Das sagte sie nur, um allein zu sein, wußte aber in der That nicht, wie ihre Worte so vollkommen mit dem Wunsche des jungen Mädchens zusammen trafen.

Eugenie stand am Fenster und hatte schon lange auf die mächtigen Bäume hinabgeblickt, die ihre jetzt ziemlich kahlen Aeste weit über den Boden ausbreiteten, wo verdorrte Blumen, braune Gräser und gelbrothes Laub deutlich den späten Herbst anzeigten. Doch blieben ihre Augen nicht auf der nächsten Umgebung des Waldschlosses haften, auch nicht auf dem kleinen dunkeln See, der sich dort ausbreitete, sondern sie verfolgte mit ihren Blicken einen Weg, der jenen umkreiste, sich dann zwischen den Bäumen verlor, noch eine ziemliche Strecke sichtbar blieb, und zuletzt in einer Niederung verschwand.

„Wenn du meinst, will ich so thun," sprach das Mädchen nach einer kleinen Pause, wobei sie forschend nach ihrer Mutter blickte, die aber das Gesicht abwandte und sich mit einem kleinen Nachtsacke zu schaffen machte.

Statt aller Antwort nickte die Baronin mit dem Kopfe, und Eugenie verließ still das Zimmer.

Als sie auf einer kleinen Seitentreppe hinunter kam — sie hatte es sorgfältig vermieden, bei dem Frühstückzimmer, wo sich Onkel George befand, vorüber zu gehen, verließ sie sogleich das Haus und wandte sich so um dasselbe herum, daß weder Herr von Breda noch sonst Jemand, der zufällig am Fenster gestanden, sehen konnte, welchen Weg sie jetzt nahm. Statt gegen den See zu gehen, schlug sie einen

Pfad ein, der scheinbar von demselben abführte; scheinbar sagen wir, denn nachdem das junge Mädchen in eine unbedeutende Terrainvertiefung hinabgestiegen war, an deren Rand das Waldschloß lag, und nachdem sie eine kleine Brücke überschritten, unter welcher das Abwasser des See's dahin floß, stieg sie wieder aufwärts und befand sich in kurzer Zeit auf der Fortsetzung jenes Weges, den sie droben vom Fenster aus gesehen.

Wie war der Wald so still! — so still, daß jeder Tritt ihrer feinen Füße ein Geräusch machte, als stampfe Jemand absichtlich derb auf den Boden, und daß man jedes fallende Blatt zwischen den Zweigen vorbei streifen und dann auf den Boden niederfallen hörte.

Es ist etwas Eigenthümliches um so einen herbstlichen Wald; zahlreiche Echo's, die sich im Sommer wie unter dem Laub versteckt hielten, scheinen jetzt wach zu werden und neckend ihr Spiel zu treiben mit dem Klang deiner Schritte, mit einem lauten Wort, das du sprichst, mit dem Ton einzelner Vogelstimmen, die hier und da von fern her laut werden. Und wie hat sich jetzt die Aussicht erweitert und verändert! Du mußt den Wald, durch den du gehst, schon ziemlich genau kennen, um dich nicht zu verirren; wo früher eine dichte grüne Wand war, da siehst du nun einen graugelblichen Stamm hinter dem anderen immerfort, weit, weit in die Ferne; dein Auge kann nicht bis ans Ende dringen, und das macht dir ein unheimliches Gefühl. Im Sommer umgeben dich schützende Laubwände, jetzt ist rings um dich Alles offen, tausende von für dich unsichtbaren Augen können hinter jedem Stamme hervor deine Schritte belauschen.

Auch Eugenie, wie sie so dahin wandelte, schien einen ähnlichen Gedanken zu haben; wenigstens blickte sie zuweilen rückwärts, wo ihr geübtes Auge kaum noch die Dachspitzen des elterlichen Hauses sah, oder zu beiden Seiten, wo sich, wie wir vorhin bemerkt, ein Baum neben und hinter den andern schob bis weit, weit in die Ferne. Zuweilen blieb sie auch stehen und lauschte auf irgend ein Geräusch, welches hörbar wurde. Doch schritt sie gleich darauf beruhigt weiter;

denn was sie gehört, ergab sich vielleicht als der Klang einer Axt oder das Bellen eines Hundes.

Wenn sie so darauf hinlauschte, so that sie dies jedoch durchaus nicht mit dem Zeichen der Vorsicht oder der Angst — im Gegentheil, die bekannten Waldtöne schienen sie zu freuen, und wenn sie darauf horchend stehen blieb und zuweilen mit dem Kopfe nickte, als wollte sie sagen: ach, ich kenne dich, du bist Das und Das! — so hob sie gleich darauf ihre Hand wie zum Gruß, wie zum Abschied.

Ja, sie nahm Abschied, herzlichen Abschied von dem Walde, in dem sie so zu sagen aufgewachsen war, dessen innerstes Thun sie kennen gelernt, dessen geheimstes Leben sie belauscht, der ihr ein Freund geworden war, ein theilnehmender, verschwiegener Freund, dessen schönem, gewaltigem Herzen das Kind und die Jungfrau ihre Wünsche anvertraut und der sie mit Licht und Schatten, mit Vogelsang und Kräuterduft, mit Blumen, Blüthen und murmelndem Wasser erquickt, beruhigt und getröstet — ein guter, treuer Freund, mitfühlend wie kein anderer. Deßhalb nahm sie auch so herzlichen Abschied von ihm; rechts und links streckte sie ihre Hände aus, um auf Augenblicke zu erfassen, was zu erfassen war; über die Rinde alter Bäume strich sie mit der feinen Hand, dürre Blätter und nackte Zweige ließ sie durch ihre Finger gleiten, und wo sie am Boden noch etwas von einer Waldblume entdeckte oder frische Epheublätter an irgend einem alten Steine, da fuhr sie leicht darüber hin, wie durch diese Berührung Abschied von ihnen nehmend.

Auf einmal blieb sie stehen und horchte nach der linken Seite. Dort glaubte sie ein für diesen Wald seltenes Geräusch vernommen zu haben — das Rollen und Knarren eines Wagens, nicht das Geräusch eines Holzkarrens, nein, es war wie das feine Klingen und Klirren einer leichten Equipage, begleitet vom dumpfen Rollen der Räder, jetzt im weichen Sandboden gänzlich verschwindend, dann wieder deutlich werdend, wo der Grund hart oder steinig war.

Sie warf lächelnd den Kopf auf die Seite und sprach zu sich

selbst: „Wie man sich täuschen kann! Es ist gewiß ein Holzwagen, aber meine Nerven sind aufgeregt, ich phantasire. Wo sollte eine Equipage herkommen? — das Coupé von Onkel George? — Kindische Gedanken! der Weg zur Stadt liegt gerade hinter mir, und was ich gehört, war zu meiner Linken. Nein, es war ein Holzwagen!" Das sprach sie decidirt und wie Jemand, der bei sich alle Zweifel niederschlagen, sich selbst überzeugen will.

Die Grenzen des elterlichen Besitzthums hatte Eugenie links hinter sich gelassen und befand sich auf anderer Leute Grund und Boden — auf fremdem, dürfen wir nicht sagen, denn das junge Mädchen hätte noch Stunden lang fortwandern können, und ihr wäre noch jeder, selbst der kleinste Pfad bekannt gewesen, und sie wiederum von allen Holzhauern, allen Jägern, allen Waldbauern erkannt und freundlich begrüßt worden. Hatte sie doch in ihrem Alleinsein und bei der Einsamkeit ihres elterlichen Hauses halbe Tage lang die Wälder durchstreift, oft mit einem kleinen Gewehre auf der Schulter, das ihr Onkel George einst mitgebracht und lachend zu diesem Zwecke überreicht. War sie doch so bewaffnet nicht so bald von den Förstern und Jägern der angrenzenden Reviere gesehen worden, und hatten diese ihren Herren von der schönen Jägerin gemeldet, als alle, die zu einem Besuche oder sonstigen näheren Verkehre auf dem Waldschlosse durchaus keinen Vorwand oder keine Veranlassung hatten, Botschaften dorthin schickten, es würde sie außerordentlich freuen, wenn Fräulein Eugenie alle rings umher liegenden Jagdreviere als die ihrigen betrachten wollte. Zuweilen war sie auch diesen Herren selbst begegnet, hatte einige freundliche Worte mit ihnen gewechselt und sich alsdann leicht und unbefangen grüßend entfernt.

Da aber das schöne Mädchen merkte, daß diese Begegnungen häufiger wurden, als der Zufall es wohl veranlassen konnte, so wußte sie es so einzurichten, daß sie Wege fand, auf denen sie den andern Jagdeigenthümern nur höchst selten noch begegnete. Dazu aber, sowie überhaupt, brauchte sie im Waldreviere einen Bekannten, bei dem sie

im Nothfalle ein Unterkommen fand, und der sich ihrer auch, wenn es einmal noth gethan hätte, aufs bereitwilligste und thatkräftigste annahm. Und einen solchen guten und zuverläßigen Freund hatte sie in einem alten Forstwart gefunden, der früher zur Dienerschaft ihres Vaters gehört, mit dem Zusammenschmelzen der Güter und Waldungen aber in die Dienste des Grafen Helfenberg übergetreten war, dessen Ländereien in einem weiten, fast drohenden Bogen das kleine Waldschloß mit seinem bischen Gehölz umschloßen.

Der Forstwart wohnte eine gute halbe Stunde von dem Hause Eugeniens entfernt, in einer Niederung des Terrains, wo jenes Wasser vorbeifloß, das von dem stillen See am Waldschlosse her kam. „Wie mich das freut," hatte der Forstwart oft zu dem jungen Mädchen gesagt, „daß ich hier dasselbe Wasser trinken kann, wie ehemals, wenn ich auch anderer Leute Brod essen muß!"

„Ja, das ist sehr schön," lachte das damals noch sehr kleine Mädchen, „und wenn ich jetzt nicht zu dir herunter kommen kann, Klaus, so werf ich dir Blumen in den See, und dann hast du auch etwas von mir." Daß diese Blumen unterwegs zerrissen hängen bleiben mußten an den Felsen und dem Gesträuch, das ahnte sie damals noch nicht, wo das Leben so glatt und klar vor ihr zu liegen schien, und wo sie weder an wilde Strömung, durch die man erfaßt werden kann, noch an Felsen, die uns hemmend entgegentreten, dachte. Auch Klaus hütete sich wohl, ihr diesen guten Glauben zu nehmen, und versicherte, er freue sich wie ein Kind auf das herabschwimmende Blumenbouquet, und das Mädchen sagte darauf: „Es ist schade, Klaus, daß wir keine Bekannten draußen am Meere haben; denn da alle Bäche, Flüsse und Ströme in einander fließen und zuletzt dort münden, so müßte endlich mein Blumenbouquet ebenfalls daselbst ankommen."

Daran dachte Eugenie, als sie über den stillen, einsamen Waldpfad schritt und nun unter mächtigen Bäumen die Hütte des Forstwartes vor sich liegen sah. Hier blieb sie einen Augenblick stehen,

drückte wie im Schmerz beide Hände an ihre Brust, und es that ihr unendlich weh, daß sie vielleicht für längere Zeit zum letzten Male hier oben stand und daß sie nun so bald nicht wieder in die stille Hütte da unten eintreten sollte. Und wie manche, friedlich einsame, aber liebe Stunden hatte sie dort verträumt! Wie oft war sie gekommen, daß der Forstwart nicht daheim war, also Niemand in Zimmer und Haus. Denn seine Frau hatte man schon lange begraben und Kinder hatte Klaus nie gehabt. Der Hofhund schlug wohl leise an, wenn sie das Plankenthor öffnete, aber er hatte nichts Feindliches im Sinne, vielmehr sprang er freundlich um sie herum und wedelte so zuthunlich, als wollte er sie einladen, näher zu kommen und die niedere Hütte mit ihrer Gegenwart zu beehren. Da trat sie dann auch in die stillen Räume und sah lächelnd umher, welche Unordnung der alte Klaus hinterlassen; da konnte sie für sich so herzlich lachen, daß es laut hinausschallte, wenn sie bemerkte, wie das Brod auf der Fensterbank lag, die leere Kaffeetasse auf der Erde stand — denn die Katze hatte den Rest ausgeleckt — und wie das noch vom gestrigen Regenwetter nasse Wamms, statt in der Luft aufgehängt zu sein, zusammengedrückt auf einem Stuhle lag.

Welche Freude machte es ihr, hier die Ordnerin, die Wirthschafterin zu spielen! Sie stellte Alles auf den gehörigen Platz, sie öffnete das Fenster, sie kehrte die Stube und war dabei so vergnügt, und sang Melodien, die ihr sonst nie in den Kopf kamen. Sie holte frisches Wasser am Brunnen und betrachtete sich selbst lächelnd und voll Freude, während sie so dahin ging mit den Krügen in den Händen; dann pflückte sie am Bach Vergißmeinnicht und andere Blumen, that sie in eine Schüssel, die sie auf den Tisch stellte, ordnete die Blüthen zu einem Kranze, legte Moos auf die Stühle und begoß das mit Wasser. Damit waren ihre Arbeiten zu Ende, und sie schaute zufrieden in der reinlichen und geschmückten Stube umher.

Da war Alles so feiertäglich still, die Schwarzwälderuhr pickte, die Sonnenstrahlen legten einen goldenen Streifen auf den Fußboden

hin oder spielten im Reflex von dem Bache draußen wie lauter leuchtende Punkte an der Decke; dazu murmelte das Wasser so geheimnißvoll, und zuweilen, wenn sich ein leichter Wind erhob, rauschten die dichten Zweige der mächtigen Bäume, welche das Häuschen umstanden, und erzählten wie von wunderthätigen Waldblumen und Märchengold. Ja, es war hier in der alten, einsamen Jägerhütte so märchenhaft wie sonst nirgends, und wenn Eugenie, wie sie oft that, das Spinnrad der alten Frau Klaus vor sich hinstellte, die Bilderbibel vom Gesimse nahm und aufgeschlagen über ihre Knie legte, wenn Hund und Katze wedelnd und schnurrend zur Thür herein kamen und sich am Boden zu den Füßen des jungen Mädchens hinschmiegten, und wenn man sie dann so mild und freundlich lächelnd da sitzen sah, das klare, leuchtende Auge wohlgefällig vor sich hinblickend, den Mund leicht geöffnet, um die regelmäßigen Athemzüge durchzulassen, welche sanft ihre Brust schwellten — so war das alles wie die wunderbare Illustration zu einem Märchenanfang: — Es war einmal ein alter Jäger, der hatte eine gar liebliche Tochter, die, wenn der Vater in den Wald ging, oft allein zu Hause blieb. Da geschah es denn eines Tages, daß, als sie ihre häuslichen Geschäfte besorgt, sie sich zum Ausruhen niederließ, und vom Gesang der Vögel und vom Rauschen des Windes in den Blättern sanft in den Schlaf gewiegt wurde.

Das war aber eigentlich kein Märchen, denn so war es in der That Eugenien einige Male passirt; der Weg durch den Wald, die Hitze des Sommertages hatten sie ermüdet, und als sie nun die Stube des alten Klaus in Ordnung gebracht und sich in einen schattigen Winkel gesetzt hatte, entschlief sie unter dem Rauschen der Blätter, unter dem Picken der Uhr und dem Geschnurre der Katze. Die Katze schlief mit ihr, nicht so aber der große, starke Hofhund. Wie das Mädchen die Augen schloß, öffnete er die seinigen, hob den Kopf, schaute, so weit er konnte, um sich und horchte fern, fern in den Wald hinaus, ob sich dort nichts Ungewöhnliches rege. Damals war Eugenie vierzehn Jahre alt und träumte von Sternen und Waldblu-

men, die mit einander in Streit gerathen waren, wer von ihnen das Schönste und Lieblichste sei; ja, sie wandten sich an das junge Mädchen zur Entscheidung, und diese wollte schon lächelnd zur Antwort geben, daß hier im Walde die Blumen und am Himmel die Sterne, jedes an seinem Platze das Schönste und Lieblichste sei. Da war es ihr, als höre sie Knurren und Murren vor sich, und wie sie schlaftrunken die Augen öffnete, sah sie den großen Hofhund aufrecht an der Wand stehen, die beiden Tatzen auf die Fensterbrüstung gelegt, und zwar, wie sie im Traume gehört, knurrend und murrend. Wahrhaftig, sie meinte, sie träume noch fort, denn vor dem Fenster sah sie den Kopf eines Pferdes, das in die Stube blickte, und dann anfänglich die Hand eines Reiters, der das Rebgewinde aufhob und nun, hell von der Sonne bestrahlt, erstaunt und lachelnd das wunderschöne Kind hier in der einsamen Jägerhütte fand. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr dem Reiter, und dieser Ausruf ließ Eugenie plötzlich aufspringen und staunen und horchen. Sie strich über ihre Stirn, als wollte sie sich vergewissern, daß sie nicht mehr schlafe, und lächelte gleich darauf beruhigt, als sie die Stimme des alten Klaus vernahm, der draußen mit dem Reiter sprach. Dieser hatte sein Pferd von dem Fenster zurückgezogen und dasselbe gegen den alten Jäger gewandt; indeß wenn er auch auf dessen Reden hörte, so drehte er doch den Kopf von ihm ab, senkte ihn tief herab und schaute forschend in das Zimmer. Das alles sah Eugenie mit einem raschen Blicke, und daß der Reiter so hereinschaute, scheuchte sie in den fernsten Winkel des Zimmers zurück.

Er konnte sie nicht mehr sehen, sie ihn aber wohl, und die Sonne leuchtete so auf ihn und stellte ihn wie verklärt unter das dunkle Blätterdach, als habe sie ihre Freude an ihm und als wolle sie, daß das junge Mädchen sich sein Bild recht fest einpräge.

Ob das geschah, sind wir nicht im Stande, dem geneigten Leser anzugeben; nur so viel dürfen wir der Wahrheit gemäß berichten, daß, so wie der Reiter sich vom Fenster entfernte, Eugenie mit dem großen

Hunde, der sich an sie geschmiegt hatte, näher dahin ging, und daß sie, jetzt hinausschauend, ihn schon auf der Höhe droben sah, wie er lustig hinauf sprengte — es war eine leichte, schlanke Figur, und er saß schön zu Pferde, das konnte sie beurtheilen; er hatte ein graues kurzes Röckchen an und einen grünen Jagdhut mit einem starken Spielhahnfederbusch.

Ehe er droben zwischen den Bäumen verschwand, wandte er sich im Sattel noch einmal um und winkte mit der Hand hinab — gegen das stille Jagdhaus — an das schöne, schlafende Mädchen denkend — oder galt sein Gruß dem freundlichen Thale? — Wer konnte das wissen? Wer konnte das sagen? — Niemand als er, der nun mit ein paar Sätzen seines Pferdes zwischen den grünen Bäumen verschwunden war und nie, nie mehr zum Vorschein kam.

Als Klaus in die kleine Stube trat, sagte er zu dem jungen Mädchen, nachdem er sich ehrerbietig für die Sorgfalt bedankt, mit der sie hier Alles geordnet: „Der draußen hat sie wohl recht erschreckt? Es ist ein wilder Bursch, namentlich wenn er zu Pferde sitzt; ich erlebe es noch einmal, daß er mir in die Stube hinein reitet. Nun, jetzt geht er fort, und da haben wir ein paar Jahre Ruhe vor ihm."

„Und wer ist er denn?" fragte das junge Mädchen fast gleichgültig.

„Oh! oh!" meinte der Jäger, indem er sich umwandte und eine ziemliche Zeit brauchte, sein Gewehr an die Wand zu hängen, „es ist ein entfernter Verwandter von mir, ein Vetter, Jägerbursche beim Grafen Helfenberg — eine wilde Brut, mit der ich eigentlich nicht gern viel zu thun habe. Nun, jetzt geht er ja fort."

„So, er geht fort," sagte nachdenkend das Mädchen.

„Ja, er geht fort," entgegnete kopfnickend der Jäger, „und es ist gut so. Haben Sie nicht zufällig zu Hause gehört, daß der junge Graf Helfenberg eine längere Reise macht?"

„Ach ja, Papa hat davon gesprochen; er geht nach Italien."

„Nach Italien, nach Spanien, was weiß ich! Gott schenke ihm

ein ruhigeres Blut, das wünsche ich ihm von Herzen," sprach der Jäger, indem er beinahe düster die Augenbrauen zusammenzog und über sein graues Haar strich. „Es ist im Grunde ein guter Bursch, aber wild, wild bis zu allen Excessen."

„Nun, und dein Vetter?" fragte Eugenie nach einer Pause, „was hat der mit der Reise zu thun?"

„Ja so, mein Vetter, was der damit zu thun hat? Nun, er begleitet ihn, er geht mit ihm — na, das wird eine schöne Wirthschaft werden!"

Weiter sagte der alte Jäger nichts, und weiter fragte das Mädchen auch nicht; aber sie vergaß den Augenblick nicht, wie sie zum Fenster hinausgeschaut und wie sie, draußen von der Sonne hell beschienen, das lachende und freundliche Gesicht, von blonden Locken eingerahmt, gesehen.

So waren einige Jahre vergangen, und Eugenie hatte oft das kleine Jägerhaus besucht, hatte auch das Zimmer dort häufig in Ordnung gebracht, war auch wohl mitunter eingeschlafen, wenn sie erhitzt und vom Gehen ermüdet war; aber eine Erscheinung wie damals hatte sie nicht mehr gehabt — jene Erscheinung, die sie immer noch nicht vergessen hatte. Wohl fragte sie auch zuweilen den alten Klaus nach seinem Vetter und wollte wissen, ob er Nachricht habe, wie es ihm auf seinen Reisen ergangen; doch pflegte der Jäger mit den Achseln zu zucken und zu sagen: „Man hört wohl hier und da etwas von ihnen, aber es ist nicht, daß man sich darüber freuen kann."

„Und werden sie bald wieder kommen?"

„Ja, es heißt so. — Meinetwegen blieben sie schon noch eine Zeit lang weg."

Da ging eines Tages das Mädchen wieder nach der Niederung mit der kleinen Hütte, und als sie auf der Höhe stand, wo man auf den Bach und die breitästigen Bäume hinabschauen konnte, an derselben Stelle, wo damals der junge Reiter verschwunden war und wo sie jetzt am heutigen Morgen sich abermals befand, sah sie den alten

Klaus vor der Hütte, aber er war nicht allein, sondern er sprach mit Jemand, der im Sonnenscheine auf der Bank vor dem Hause saß, während er selbst Eugenien den Rücken zuwandte. Besuch war hier etwas Ungewohntes, deßhalb blickte sie auch aufmerksam hin, und als sie an dem Unbekannten ein graues Röckchen wahrnahm, sowie einen grünen Jagdhut, da ging sie in ihren Gedanken um ein paar Jahre zurück und gedachte des Reiters, den sie im Sonnenlichte gesehen. Sie war im Begriffe, umzukehren — weßhalb, wußte sie eigentlich selbst nicht — da hatte der Unbekannte sie entdeckt, er sagte zu Klaus einige Worte, so daß sich dieser nun herumwandte und zu dem Mädchen aufblickte.

Sollte das der Vetter des alten Jägers sein, der ja von den Reisen zurückerwartet wurde? — Es war nicht gut möglich, und obgleich der da unten ein graues Röckchen trug und einen grünen Jagdhut, so war das doch eine ganz andere Erscheinung. Wohl gedachte sie noch des Reiters, der so flüchtig aufwärts gesprengt, der sich so leicht im Sattel gewandt — und doch, wie sie näher trat, wie der junge Mann sich mühsam erhob, wie er lächelnd den grünen Jagdhut abnahm und nun im blendenden Sonnenlichte vor ihr stand, da war es ihr gerade, als finde sie in der Figur und im Gesichte des Unbekannten etwas, das sie an den Reiter von damals erinnere. — Schrecklich! Sie blickte fast verlegen auf Klaus, der achselzuckend sagte:

„Da ist mein Vetter wiedergekommen, es ist ihm auf den Reisen schlecht ergangen. Das gnädige Fräulein werden sich seiner kaum noch erinnern."

Zweifelnd schaute Eugenie empor und fragend, als wünsche sie eine nähere Auskunft, vor der ihr aber doch selbst graute; denn es konnte nicht anders sein: das war der Reiter von damals, er selbst, und doch wieder so schrecklich anders!

Mühsam hatte sich der Vetter des Jägers von der Bank erhoben, indem er sich auf einen Stock stützte, den er in der rechten Hand trug, und während er diese Anstrengung machte — denn es war eine

Anstrengung für ihn — hustete er leise, aber mehrere Male nach einander und so hart und schwer, daß sich auf seinen bleichen eingefallenen Wangen eine plötzlich aufflammende Röthe zeigte; dabei lächelte er fast traurig und sprach mit schwacher Stimme: „Ja, Vetter Klaus hat Recht, es ist mir auf meinen Reisen nicht besonders gut ergangen. Nach einem unglücklichen Sturze mit dem Pferde blieb ich eine kalte Nacht hindurch im Freien liegen, und das hat mir nicht gut gethan.“

Eugenie stand wie betäubt und verwirrt; das Bild des raschen, hübschen Reiters war in ihren Gedanken freilich ziemlich verblichen, und nur zuweilen, wenn sie sich in dem alten Jägerhause befand und in das Sonnenlicht hinausschaute, war es frisch und lebendig vor ihre Seele getreten. Nach und nach wäre es ausgelöscht worden, und sie hätte es vergessen, wie man so Vieles vergißt; aber jetzt trat alles wieder so klar vor sie hin, als erwache sie aus ihrem Schlummer und als sprenge er dort die Anhöhe hinan. Und während sie ihn frisch und gesund dort verschwinden sah, stand er jetzt in Wirklichkeit krank und elend ihr zur Seite. Das entlockte ihr ein recht stilles, trauriges Lächeln; sie neigte den Kopf etwas, und während sie mit der Hand über ihr Haar fuhr, sprach sie: „Es thut mir recht leid, Sie so wiederzusehen. — Aber ich bitte, setzen Sie sich nieder,“ fuhr sie rasch fort, als sie bemerkte, daß abermals eine Röthe auf seinem Gesichte leuchtete.

„Ja, setz dich nieder,“ meinte auch Klaus mit besorgter Stimme. „Das gnädige Fräulein ist so gut, daß sie das gewiß nicht übel nimmt. — Ich habe nur um Entschuldigung zu bitten,“ setzte er hinzu, nachdem alle Drei einen Augenblick geschwiegen, „daß ich eigentlich schuld daran bin, daß Sie meinen armen Vetter hier gefunden; ich hätte ihn ins Haus gehen lassen können, und dann wäre Ihnen der Anblick erspart worden.“

Als das der Jäger sagte, blickte sein Vetter aufmerksam, ja ängstlich auf das schöne Gesicht des jungen Mädchens.

Doch versetzte diese beinahe unmuthig: „Rede doch nicht so selt-

sames Zeug; erstens komme ich zu dir auf Besuch, und ich meine, es ist mir immer recht gewesen, was ich hier gefunden; dann aber solltest du mich besser kennen und mich nicht für so hartherzig halten, daß mir der Anblick deines Vetters deßhalb zuwider wäre, weil ich ihn früher anders gesehen oder ihn mir vielleicht anders vorgestellt. — Und wenn ich ihn genau betrachte," fuhr sie begütigend fort, „so — so — so — sieht er wohl etwas krank aus, aber das wird vorübergehend sein, und ich hoffe," setzte sie lächelnd hinzu, „er wird in nicht gar zu langer Zeit wieder frisch und munter da hinaus reiten."

„Wie ich Ihnen für diese Worte genugsam danken soll," hatte hierauf der Vetter des Jägers gesagt, „weiß ich nicht; aber das kann ich dem gnädigen Fräulein versichern, daß keiner meiner Bekannten mich so lieb und freundlich willkommen geheißen; und deßhalb wollen mir das gnädige Fräulein verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie sehr, ach, sehr hochschätze und verehre."

Nach diesen Worten hatte der kranke Mann eine Bewegung gemacht, als wolle er die Hand Eugeniens ergreifen, um sie zu küssen; doch mochte ihm das Unpassende hiervon augenblicklich eingefallen sein — genug, er zog sich bitter lächelnd zurück und starrte darauf finster vor sich nieder.

Klaus begann nach einer Pause wieder: „Mein Vetter wohnt in der Stadt in einer kleinen engen Gasse, wo nicht viel gute Luft hin kommt; er hat begreiflicher Weise seinen Dienst aufgeben müssen, bis — er wieder hergestellt sein wird. Dazu hat ihm nun der Doktor vor allen Dingen die frische Waldluft angerathen, und deßhalb besucht er mich und wird auch häufig kommen, wenn — das gnädige Fräulein nichts dagegen hat."

„Du sprichst wunderlich, Klaus," versetzte Eugenie, „was kann und werde ich dagegen haben, wenn Jemand zu dir kommt? Und wenn dem wirklich so wäre, würde ich so hartherzig sein, einem Kranken die gute Luft zu mißgönnen? Gewiß, so gern ich komme, so würde ich doch augenblicklich wegbleiben, wenn ich mir denken könnte,

daß mein Besuch dir und deinem Vetter in irgend etwas hinderlich wäre."

„Das kann und wird nie der Fall sein," entgegnete der Letztere eifriger, als man es ihm zugetraut hätte. „Wenn ich mir erlaube, im Gegentheil hinzu zu setzen, so bitte ich dafür um Verzeihung; aber das gnädige Fräulein sind als so gut und freundlich bekannt, daß es Jedem wohl thut, der das Glück hat, Sie zu sehen."

„Ja, das muß ich bekräftigen," sagte der alte Jäger. „Von den Thieren will ich gar nicht reden, denn da ist es bekannt, daß die bissigsten Hunde dem gnädigen Fräulein schmeicheln; aber wir haben noch unangenehmere und unverträglichere Geschöpfe unter den Menschen, namentlich hier im Walde unter den Wildschützen; und selbst denen fährt ein freundliches Wetterleuchten über die finsteren Züge, wenn sie das gnädige Fräulein nur von Weitem durch den Wald daher kommen sehen."

So war es gewesen, als Eugenie den Vetter des Jägers nach seiner italienischen Reise wieder gesehen; und darauf sah sie ihn öfter; denn wegen der frischen Waldluft hielt er sich meistens in dem kleinen Jägerhause auf, und wenn er auch nebenan im Gehölze war oder auf den seitab liegenden Wiesen, so kam er doch immer mit langsamen Schritten und gebeugt an seinem Stocke daher, so oft das junge Mädchen die Waldhütte besuchte.

Anfänglich hatte seine Gegenwart wohl etwas Störendes für sie gehabt; sie mochte oder konnte nicht so frei in dem Häuschen wirthschaften, wenn er draußen vor der Thüre saß; bald aber gewöhnte sie sich daran und erlaubte ihm sogar, ihr, wie er bat, kleine Dienste zu leisten, so das Herbeiholen von Wasser und Blumen, das Wegschaffen welker Blätter, wenn sie einen neuen Kranz gemacht hatte für das Bild der Frau des Jägers, das in der Stube am Ehrenplatze unter dem kleinen Spiegel hing.

Nach und nach begann sie sogar, ihm, wenn er so einsam und traurig, mit trüben Blicken vor sich hinstarrend, auf der Bank saß,

irgend eine Frage zu stellen, deren Beantwortung ihn nöthigte, mehr als Ja und Nein zu sagen. Und als sie das einmal angefangen, erstaunte sie, denn sie bemerkte, daß der Vetter des Jägers Klaus mehr gelernt habe und weit mehr wisse, als man sonst gewöhnlich bei Leuten seines Standes findet. Dabei brachte er seine Antworten auf eine gar ungezwungene Art vor, frei, überlegt und doch wieder voll Ehrerbietung gegen das junge Mädchen, die, von hohem Stande, sich herabließ, mit ihm, dem armen Jägerburschen, zu sprechen. Zuweilen fragte Eugenie auch wohl Einiges über die Reisen in Italien, und da erstaunte sie mehr und mehr, wenn er sich oft gehen ließ, seine Eindrücke erzählte, Gegenden durch eine lebhafte Schilderung frisch und wahr vor ihre Augen zauberte, ja, sogar hier und da von Museen und Gallerieen sprach, wobei er dann wie entschuldigend hinzusetzte: „Das gnädige Fräulein werden sich verwundern, daß ich, ein einfacher Diener, von dergleichen spreche; doch bin ich mit dem Grafen erzogen worden, habe zuweilen an seinen Lehrstunden Theil nehmen dürfen, und er war so freundlich, mich während der Reise überall, wo es nur möglich war, mit hin zu nehmen.“

So wurde manche halbe Stunde zwischen den Beiden verplaudert, wobei der Vetter des Jägers auf der Bank saß, Eugenie aber, an den Stamm der mächtigen Buche, die das Häuschen beschattete, gelehnt, neben ihm stand. Wer die Beiden sah, konnte sich eines Gefühls des tiefsten Mitleidens für den armen Menschen nicht erwehren, der zusammen gebeugt auf der Bank ruhte, schnell und doch so mühsam athmend, daß jeder Zug an seinen Schulterblättern auf dem Rücken sichtbar war. Dabei hustete er kurz und trocken, und seine weiße durchsichtige Hand spielte wie krampfhaft oder nervenerregt mit dem Stocke, der neben ihm lag. Sogar mit dessen Hülfe konnte er sich nur mühsam von der Bank erheben, und dennoch meinte man jeden Augenblick, seine zitternden Kniee müßten ihm auf einmal den Dienst versagen.

Man brauchte nicht, wie Eugenie, ihn vor Jahren gekannt zu

haben in voller Kraft der Jugend, um heute den Anblick seines Gesichts wahrhaft bejammernswerth zu finden; die schönen, edlen Züge von damals blickten freilich noch durch, aber wie ein Traumbild, gänzlich schattenhaft, wie etwas, das mit Nächstem ganz verschwinden wird. Nur die Augen allein hatten etwas von ihrem früheren Glanze behalten, aber es war kein wohlthuendes Feuer, das in ihnen strahlte; etwas wild Glühendes, Fieberhaftes lag darin, namentlich in Momenten, wo der junge Mann sich unbeachtet wußte und das schöne Mädchen betrachtete.

Seine Tracht war einfach, ohne ärmlich zu sein; er schien einen grauen Jagdrock zu lieben und einen grünen Hut, wie er ihn damals getragen; denn so erschien er immer. Wenn man daneben das junge Mädchen sah, ein frisches Bild der Gesundheit, mit leuchtenden Blicken aufknospend wie eine junge Rose, so begriff man wohl das Mitleid, mit dem sie sich des armen jungen Mannes annahm, das Gefühl ihres Standes, ihrer Gesundheit, ihres körperlichen Reichthums gegenüber seiner Verlassenheit, seiner gänzlichen Armuth.

— — An diese vergangenen Zeiten dachte Eugenie, als sie nun das kleine Jägerhaus vor sich liegen sah, und eine Zeit lang droben stehen blieb, ehe sie hinabstieg. Es war ihr fast ebenso schwer, von diesem kleinen stillen Winkel Abschied zu nehmen, wie von dem elterlichen Hause. Und wohl mit einigem Rechte; denn das Waldschloß zu besuchen, dazu fand sich Zeit und Gelegenheit genug, weniger vielleicht einen Spaziergang zum alten Klaus zu machen; denn davon hätte sie mehr oder weniger sprechen müssen, was sie bis jetzt — wir müssen gestehen, ohne eigentliche Ursache — immer vermieden.

Langsam stieg das junge Mädchen hinab, und es war ihr nicht unlieb, daß sie den alten Klaus an der Thüre stehen, so wie dessen Vetter an seinem gewöhnlichen Platze auf der Bank sitzen sah.

„Heute hätten wir Ihren Besuch nicht erwartet,“ meinte freundlich lachend der alte Jäger, „denn ich habe erfahren, daß Besuch auf dem Schlosse ist; Herr Baron von Breda sind hingeritten.“

Eugenie nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ja, der Onkel ist da, und das ist eigentlich die Ursache, warum ich heute hieher gekommen bin. Onkel Breda will mich mit sich nach der Stadt nehmen, und ehe ich das thue, konnte ich nicht unterlassen, hier von — dem kleinen Hause Abschied zu nehmen.

Bei dem Worte „von" blickte sie aber den Jäger an, so wie sie auch ihre klaren Augen einen Moment auf dem Kranken ruhen ließ, der bei ihrer Rede leicht zusammenzuckte und darauf in das vorgehaltene Schnupftuch hustete.

„So, so, das gnädige Fräulein gehen nach der Stadt?" erwiderte Klaus ziemlich rasch und mit ausdrucksvollem Tone. — „Und auf lange?"

„Das kann ich selbst noch nicht sagen, aber ich glaube wohl, auf lange," versetzte das junge Mädchen. „Onkel George hat schon oft davon gesprochen, es sei besser für mich, ein wenig in Gesellschaft zu kommen und das Leben der Stadt kennen zu lernen; ja, schon lange hat man darüber gesprochen, und endlich — hat es sich so gemacht."

Bei diesen letzten Worten verdüsterten sich ihre sonst so klaren Züge ein wenig, und sie preßte die Lippen auf einander.

Der Kranke sagte kein Wort, blickte auch nicht einmal in die Höhe, hustete aber hart und trocken in nicht allzu großen Zwischenräumen.

Der alte Jäger schlug die Arme über einander, lehnte sich an den Thürpfosten und meinte dann nach einer Pause mit einem fast unmerklichen Streifblick auf seinen Vetter: „Nun ja, es war vorauszusehen, daß das gnädige Fräulein nicht immer hier in dem Walde bleiben könne; es mußte so kommen, und der Herr Baron von Breda ist ein sehr braver Herr und hat ein schönes und angesehenes Haus. — Herzlich aber freut mich's und auch gewiß den Vetter da, daß das gnädige Fräulein noch so lieb und freundlich waren, hier von unserer armen Wirthschaft Abschied zu nehmen. Nicht wahr, es freut dich auch?" wandte er sich an den Kranken.

Dieser hob den Kopf in die Höhe, seine Züge waren fast noch bleicher als gewöhnlich, und während seine farblosen Lippen zuckten, glänzten seine Augen auf eine ungewöhnliche Art; doch versuchte er zu lächeln und sagte: „Ich würde mich noch herzlicher über die große Ehre gefreut haben, welche das Fräulein meinem Onkel erzeigt, aber Sie müssen mir schon verzeihen, daß ich meine Freude heute nicht recht an den Tag zu legen vermag — denn ich leide furchtbar — gerade heute Morgen."

Diese Worte stieß er kaum vernehmbar zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Meine Brust schmerzt mich so sehr, und zuweilen ist es mir, als wäre der Athemzug, den ich jetzt thue, mein letzter — als müsse das alles — alles — nun mit einem Male aufhören," setzte er nach einer Weile hinzu.

Das Mädchen blickte theilnehmend, ja, ergriffen und traurig auf den jungen Menschen nieder, der wie kraftlos in sich zusammengesunken war, dabei aber die linke Hand erhob, als wolle er andeuten, er habe noch etwas zu sagen.

Deßhalb schwiegen auch die beiden Anderen, und man hörte kein Geräusch als das Murmeln des Baches und das leise Zirpen eines Vogels in den nackten Zweigen.

„Der Abschied, den das gnädige Fräulein heute von uns nimmt, ist für mich wohl nur um kurze Zeit zu früh. Verzeihen Sie mir, daß ich rede, wie ich vielleicht nicht reden sollte. Wenn der lange, finstere und traurige Winter hinter uns liegt, so kommt das Frühjahr — freundlich dem Einen, traurig dem Anderen. Und das Letztere für mich. Denn wenn meine lieben Wälder wieder anfangen grün zu werden, wenn die Blumen empor sprossen, so geht es mit mir zu Ende — das fühle ich deutlich — und daß ich es fühle, ist gerade kein Schmerz für mich. Nur hätte ich gehofft, wenn unser eins hoffen darf, — verzeihen Sie mein Wort, gnädiges Fräulein, — Sie, die mir freundlich und tröstend wie ein Engel erschienen sind, im

nächsten Frühjahr hier nochmals wieder zu sehen. Nicht wahr, Sie verzeihen mir? Hat doch Jemand in meiner Lage schon das Recht, offener zu sprechen. Ja, ich hatte gehofft, Sie noch einmal zu sehen, ehe vielleicht Alles hier für mich vorbei ist; das wäre ein Abschied, wie ich ihn mir gewünscht, und ich wäre dann hinüber gegangen, während die Bäume grün werden, während die Blumen anfangen zu blühen, und hätte denken können, von Zeit zu Zeit wären Sie dann in das alte Jägerhaus gekommen, hätten nach mir gefragt und vielleicht zu Klaus gesagt: Er hat doch zu früh sterben müssen — es ist schade."

Während der Kranke mühsam diese vielen Worte sprach, blickte er zu Eugenien in die Höhe, seine Züge umspielte ein schmerzliches Lächeln, und seine Augen, anstatt wie gewöhnlich im wilden Feuer zu brennen, nahmen einen unbeschreiblich weichen und angenehmen Ausdruck an.

Der alte Jäger kratzte mit seinen Fingern heftig auf den Aermeln des groben Jägerwammses, und während er sich auf die Lippen biß, hoben sich seine Augenbrauen auf eine ungewöhnliche Art in die Höhe.

Eugenie hatte die Hände gefaltet, still, unwillkürlich, und da ihre Nerven von der häuslichen Scene heute Morgen noch immer tief ergriffen waren, so war es leicht begreiflich, daß bei diesem Anblicke und diesen Worten einige leichte Thränen von ihren Wimpern tropften. Nach einer langen Pause, peinlich für alle Drei, schüttelte sie leicht den Kopf und sagte: „So muß man nicht sprechen; wer die Hoffnung aufgibt, gibt sich selber auf. Wenn es Sie gefreut hat, mich hier zuweilen zu sehen, so wird es Ihre Freude nicht vermindern, wenn ich Ihnen sage, daß ich gern, recht sehr gern hieher kam. Freilich kommt der harte Winter, aber wie Glück auf Leiden, folgt ihm auch der liebe, schöne Frühling — auch gewiß schön für Sie. Wer weiß, welch gute Aenderung in Ihrer Gesundheit eintritt! — Gewiß, es muß eine gute Aenderung eintreten, und dann verspreche ich Ihnen, daß Sie mich beim ersten Grün, bei den ersten sprossenden Blumen hier wieder finden werden."

„Und was das gnädige Fräulein verspricht,“ fügte der Jäger mit tiefer Stimme bei, „das pflegt sie zu halten, darauf kann ich schwören.“

Der Kranke hatte sein Gesicht in beide Hände vergraben und nickte mehrmal mit dem Kopfe, ehe er versetzte: „Liebe, Glaube, Hoffnung sollen uns ja begleiten, und die beiden letzten fühle ich in meiner Seele; aber der Winter ist hart, und wenn ich auch geglaubt, ihn gut durchzubringen, so war es doch nur, weil ich gehofft, — und das ist jetzt alles vorüber. — — — Es ist nicht die erste Täuschung, wird auch nicht die letzte sein.“ — Er hob seinen Kopf in die Höhe, versuchte zu lächeln, und fuhr fort, seine Stimme gewaltsam anstrengend: „Und bei alle dem haben Sie mich froh und glücklich gemacht. Wie danke ich Ihnen, mein gnädiges Fräulein — mein Fräulein Eugenie!“

Es durchzuckte sie eigenthümlich, als der Kranke so zum ersten Male ihren Namen aussprach; auch blickte sie beinahe ängstlich um sich, als sie mit bewegter Stimme sagte: „Jetzt muß ich nach Hause; Onkel George wird mich erwarten. — Also hoffen Sie auf ein gutes Frühjahr, und ich will dagegen glauben, daß ich Sie wohler und vergnügter wiedersehe. — Adieu, Klaus, du kommst gewiß bald nach der Stadt, mich zu besuchen.“

Damit reichte sie dem alten Jäger beide Hände, die dieser tief gerührt ergriff und sich darauf hinabbeugte, indem er murmelte: „Gewiß, sobald ich kann, komme ich nach der Stadt.“

Eugenie wandte sich zum Weggehen, ohne auf den Kranken noch einen Blick zu werfen, wogegen sie mit dem Kopfe rasch mehrere Male ihm zunickte; kaum hatte sie aber einige Schritte gemacht, so kehrte sie zurück und reichte ihre Rechte dem kranken Manne hin, der sich ehrfurchtsvoll mit einem leuchtenden Blicke erhoben hatte, mit seinen weißen, fast durchsichtigen Fingern ihre warme, frische Hand ergriff und es wagte, einen kaum fühlbaren Kuß darüber hinzuhauchen.

Darauf flog Eugenie, ohne sich umzublicken, die Höhe hinan

und verschwand zwischen den Bäumen auf derselben Stelle, wo damals der kecke Reiter verschwunden war, derselbe kecke Reiter, der jetzt wie ein Schattenbild vornübergebeugt neben der kleinen Hütte stand, die Hände gewaltsam ausstreckend, als vermöge er es, das flüchtige Mädchen zurückzuhalten.

Wohl mehrere Augenblicke stand er so, dann fuhr er mit der Rechten über das Gesicht, biß wie in wüthendem Schmerze die Zähne über einander, wandte sich gegen den alten Jäger, der tief aufseufzend dastand, und fragte mit funkelnden Augen: „Hättest du damals treu und ehrlich an mir gehandelt, damals, als ich jene Anhöhe hinaufsprengte, so müßtest du deine unnütze Büchse von der Wand gerissen, mich getödtet oder schwer verwundet haben. — Ah verflucht! wer Alles voraus wissen könnte! Mich hätte frisch und gesund der Tod ereilt, oder ich wäre langsam in deiner Hütte genesen, — verpflegt von ihrer Hand. — Ah verflucht!“

Nach diesen Worten schlug er beide Hände vor das Gesicht und fiel auf die Bank nieder, so plötzlich und willenlos, daß Klaus entsetzt hinzu sprang und den Kranken in die Arme nahm. Sein Kopf sank zurück an die Schulter des treuen Freundes, seine Züge waren todtenbleich, aber ruhig, und auf den fest verschlossenen bleichen Lippen stand ein einziger klarer Blutstropfen.

„Mein armer, unglücklicher Herr!“ sagte tief erschüttert der alte Jäger. — „Gott sei ihm gnädig!“

Zwölftes Kapitel.

Ein gemischter Thee.

Die Rechtsconsulentin, Madame Plager, hatte mehrere Bekannte zu einem gemischten Thee eingeladen — wir sagen: gemischten Thee, nicht, als ob dieser in Wirklichkeit vielleicht aus schwarzem und grünem bestanden, mit einer Zuthat von Vanille und Zimmt, wie es in der Stadt, in welcher unsere wahrhafte Geschichte spielt, zuweilen Mode war, sondern, weil erstens die Gesellschaft, welche zu diesem Thee eingeladen wurde, eine gemischte war, aus Herren und Damen bestehend, und auch, weil das, was bei diesem Thee gereicht wurde, in verschiedener Hinsicht gemischt genannt werden konnte; denn nach dem Thee mit Backwerk wurde ein förmliches Nachtessen gegeben.

Geneigter und vielgeliebter Leser! du bist schon verschiedene Male mit uns zum Kaffee und zum Thee gegangen, und wenn es nicht der Lauf dieser Geschichte gebieterisch verlangte, nochmals eine Einladung an dich ergehen zu lassen, so würden wir uns nicht unterstanden haben, dich wieder zu bemühen, in der Furcht, dir in dieser Hinsicht nicht mehr viel Neues mittheilen zu können.

Die Wohnung des Rechtsconsulenten Plager kennen wir bereits; wir haben, um damit von hinten anzufangen, ein großes Schlafzimmer, daneben ein Wohnzimmer, ferner einen sogenannten Salon, ein

Eßzimmer und schließlich ein Kinderspielzimmer, worin sich auch das Bett der Großmutter befindet. Der Salon, sowie das Wohn- und Eßzimmer sollen für den heutigen Thee gerüstet werden; wir sagen: werden; denn obgleich es bereits Nachmittags vier Uhr ist, so herrscht doch noch in den drei genannten Zimmern ein förmliches Chaos ohne ein freundlich hervorblickendes Land, das auf eine spätere gänzliche Abklärung hoffen ließe.

Um diese Zeit verfügte sich Herr Doktor Plager meistens von seiner Schreibstube in die Wohnung, um dort seinen Kaffee zu nehmen. Als er dies auch heute that, begann er noch auf der ersten Treppe sich feierlichst zu geloben, daß nichts, was da oben geschehen könne und nicht geschehen sei, im Stande sein solle, ihn aus seinem stoischen Gleichmuthe zu bringen, selbst nicht die wahrscheinlich noch unangezogenen und ungezogenen Kinder — denn da es Feiertag war, hatte der Schulzwang nichts über Madame und Babette vermocht. Er gelobte sich, daß er kalt bleiben wolle beim Anblicke der verehrten Schwiegermutter, bei dem bekannten Aufziehen ihrer Mundwinkel, beim sanften Schließen ihrer Augen, bei dem Erheben ihres Kopfes, ja, bei ihren oft nichts weniger als freundschaftlichen Reden. Er wollte es nicht sehen, selbst wenn Babette gerade im Begriffe sei, mit seiner Haarbürste ihre eigenen Schuhe einzuschmieren oder dergleichen Sachen mehr zu thun, wo ein gänzliches Mißkennen dessen, was man diesem oder jenem Haushaltungsgeräthe schuldig sei, oft zu den unangenehmsten Conflicten führte.

Aber der Rechtsconsulent hatte Unrecht, sich das schon auf der untersten Treppenstufe zu versprechen. Durch eben dieses Gelöbniß vergegenwärtigte er sich aufs genaueste, was er alles droben finden könne und werde, dadurch regte er seine Nerven auf, und bei aufgeregten Nerven hat sich selbst der charakterfesteste Mensch nicht immer vollkommen in seiner Gewalt.

Herr Plager stieg also die Treppen hinauf, und als er gegen seine Wohnung kam, fand er seine beiden Sprößlinge in der That

in nicht untadelhaftem Anzuge auf der Treppe sitzen und sich mit kindlichem Spiele ergötzen. Dieses Spiel bestand darin, daß Fritzchen des Vaters große Papierscheere in der Hand hatte und beschäftigt war, dieselbe auf einem sehr feinen Schleifsteine zu schleifen; daß aber Stein und Scheere hierbei nicht gut wegkamen, versteht sich von selbst, obgleich Louise bedeutend nachhalf, indem sie den Stein fleißig einölte, zu welchem Zwecke sie eine Küchenlampe neben sich stehen hatte, der sie mit einem kleinen Halstuche der Mama das Oel entnahm und dabei mehr auf den Boden tropfte, als auf den Stein kommen ließ.

Herr Plager fühlte seine Vorsätze wanken, als er die Arbeit der beiden Kinder sah; doch bezwang er sich, befahl ihnen, das Spiel aufzugeben und hinein zu gehen; ja, er nahm eigenhändig die mißbrauchten Geräthschaften und trug sie, ohne ein Wort zu sagen, in die Küche, wo er eine Putzfrau, die zur Aushülfe da war, ersuchte, alles das, soweit es sich thun ließe, wieder zu säubern.

Darauf trat er ins Zimmer.

Daß sich ein Eßzimmer einige Stunden vor einer Soiree nicht im aufgeräumtesten Zustande befindet, ist erklärlich, und so gern der Rechtsconsulent einen freien Kaffeetisch gesehen, mochte er doch heute um Alles in der Welt nichts sagen, als er bemerkte, daß Babette wenigstens ein Drittel von demselben in Beschlag genommen hatte, um eine Menge von Tassen für den heutigen Abend zu spülen. Er grüßte Frau und Schwiegermutter so freundlich, als es ihm möglich, und wenn auch die beiden Kinder, die sich hinter ihm ins Zimmer stahlen, außerordentlich verdrießliche Gesichter machten, so hatte doch Niemand Lust, nach der Ursache zu forschen. Ein Gang durch die übrigen Zimmer indessen, den er thun mußte, um ins Schlafzimmer zu kommen, machte es nöthig, daß er sich sehr an seinen Vorsatz erinnerte, ruhig zu bleiben, es möge geschehen, was da wolle.

In Wohnzimmer und Salon sah es trostlos aus, da standen auf Tischen und Stühlen Torten, Backwerk aller Art, Stearinkerzen,

kaltes Fleisch, und dazwischen lagen Staubbesen, Waschschwämme, gebrauchte Kämme in süßer Eintracht. Der Salon schien zur Kleider-Garderobe umgewandelt worden zu sein; an den Fenstern hingen Röcke und Kleider, unnennbares Unter- und Oberzeug aller Art, ersteres mit langen Schnüren, die sich bis in die Mitte des geräumigen Zimmers schlängelten und das Durchgehen ordentlich gefährlich machten. Auf den Stuhllehnen balancirten künstliche Blumen und Hauben, und mitten in dieser Pracht standen ein paar große Pfannen mit Compot, welches sich hier zur Abkühlung befand.

Als der Rechtsconsulent dem Schlafzimmer zuschritt, glaubte er an die Unmöglichkeit einer Steigerung dieses Zustandes des Appartements. Aber es war eine Steigerung möglich; sie war gewiß nur mühsam zu erreichen; aber Madame Plager und Frau Mutter hatten sie erreicht. Das Schlafzimmer befand sich in einem Zustande, als sei es eben erst von räuberischen Horden verlassen worden; da streckten alle Commoden trostlos die geöffneten Schubladen von sich, da sperrten alle Schränke wie im Jammer ihre breiten Mäuler auf, da war kein Schloß uneröffnet, da war kein Gelaß, wo nicht der halbe Inhalt dessen, was zurückgeblieben war, malerisch über die Ränder bis auf den Boden herabhing.

Fassung! sprach Herr Plager zu sich selber, indem er mit den Augen zwinkerte und, als er gerade an dem Spiegel stand, die rechte Hand auf die Brust zwischen Weste und Hemd schob. Doch gab er diese majestätische Attitude wieder auf, denn sie erschien ihm für den gegenwärtigen Augenblick zu herausfordernd. Fassung! sprach er nochmals, es gibt ja nicht jeden Tag einen gemischten Thee!

Damit ging er zurück ins Eßzimmer und setzte sich am Kaffeetische an seinen Platz, der ihm aber durch Babette mit ihren Tassen gar sehr verkümmert wurde. Vielleicht hatten sich durch das, was er gesehen, einige Wolken auf seiner hohen Stirn gelagert, vielleicht war sein Lächeln, mit dem er die freundlich sein sollenden Worte begleitete: „Nun, ihr macht ja gewaltige Vorbereitungen!“ ein gezwungenes und

schmerzliches; genug, die Schwiegermutter hustete leicht und warf einen Blick auf ihre Tochter, welche letztere alsdann sagte: „Ja, wenn man große Gesellschaften gibt, so muß man sich einige Stunden vorher schon etwas gefallen lassen, und es ist das bei allen übrigen Leuten gerade so."

„Man läßt sich auch gern etwas gefallen," versetzte gütig der Rechtsconsulent, „wenn nachher die Sache nur gut und glänzend ausfällt."

„Woran der Herr Sohn gewiß zweifeln," antwortete die Schwiegermutter, „wie an so vielem, was wir unternehmen."

„Im Gegentheil, Mama," erwiderte Herr Plager mit seiner unverwüstlichen Gutmüthigkeit. „Ich bin davon überzeugt, daß, was Sie in Ihre Hand nehmen und gut durchführen wollen, auch gewiß gut durchgeführt wird."

Die alte würdige Dame sah den Hausherrn bei diesen Worten forschend an, ob sich nicht ein Zug des Spottes oder der Bitterkeit auf dem Gesichte desselben zeige; aber von allem dem war glücklicher Weise nichts zu sehen, Herr Plager lächelte fast glückselig, er trank mit Behagen seinen Kaffee, er tunkte eine mürbe Bretzel ein, ja, er trieb die Selbstverläugnung so weit, daß, als Babette ihm einen Wasserspritzen über den Aermel sandte, er diesen gleichmüthig abwischte und die großen Worte aussprach: „Wie viele Tassen! Werden die alle am heutigen Abend gebraucht? — Das ist ja eine ungeheure Arbeit!"

„Ja, es ist viel Arbeit, Herr Doktor," entgegnete das Dienstmädchen, wobei sie den Kopf affektirt von einer Seite auf die andere wandte.

„Sehr viel Arbeit," meinte auch die Schwiegermutter.

„Ja, davon habt ihr Männer keine Idee, was wir armen Weiber zu eurer Unterhaltung und zu eurem Vergnügen geplagt sind."

„Zu unserem Vergnügen? Ei, ei!" sprach der Rechtsconsulent indem er die Augenbrauen hoch empor zog und den Mund spitzte.

Die Schwiegermama nickte majestätisch mit dem Kopfe.

„Nun, das wirst du doch wohl nicht abstreiten wollen, lieber Mann," sagte Madame Plager, bestärkt durch einen bezeichnenden Blick ihrer Mutter, „daß wir uns rein zu deinem Vergnügen aufopfern. Was brauchen wir eigentlich Gesellschaften? Ich kann dich versichern, eine Frau, die ihr Hauswesen in fester Ordnung halten muß, wie ich das meinige, kann eigentlich gar nicht daran denken, Gesellschaften zu geben. — Da die armen Würmer, das sind eigentlich meine Gesellschaft. Aber was thut man nicht dem Manne und dem Hausfrieden zu Lieb!"

„Ja, man thut ihnen viel zu Lieb," fügte die Schwiegermutter mit strengem Blicke hinzu.

Der Rechtsconsulent dachte an seine Treppenvorsätze und war ein Muster der Geduld und Sanftmuth. Hiob konnte gegen ihn in diesem Augenblicke als ein heftiger, jähzorniger Charakter betrachtet werden. Er lächelte still in sich hinein und sagte: „Sei's darum, wenn ihr uns Männern durch eure Arbeiten viel Vergnügen macht, so danken wir euch aufs herzlichste."

Babette hatte ihren Herrn noch nie so gesehen und blickte verwundert in die Höhe, um einem gleichen Blicke der Schwiegermutter zu begegnen, welchen diese ihrer Tochter zusandte. Das Dienstmädchen aber war ein „Racker", und als sie sah, daß Herr Plager sanft wie ein Lamm war, rumorte sie in ihrem Kübel herum, daß sich sogar einige Spritzen bis zur Kaffeetasse des Hausherrn verloren.

Dieser schluckte einige Male, wie ein Karpfen in seinen letzten Nöthen auf trockenem Sande zu schlucken pflegt. Doch spielte gleich darauf ein himmlisches Lächeln über seine Züge, er kam sich wie ein geschundener Märtyrer vor, dem die Palme einer göttlichen Belohnung winkt. Hätte er nur in diesem Momente den Kübel nicht so fest ins Auge gefaßt, in welchem Babette ihre Tassen spülte. Er schien dieses Gefäß zu erkennen, und trotz all seiner guten Vorsätze lagerte sich plötzlich eine finstere Wolke des Unmuthes auf seine Stirn. — „Das ist doch nicht —?" fragte er mit erregten Blicken.

Die Schwiegermutter lächelte eigenthümlich, als wollte sie sagen: Paßt auf, jetzt geht's los! Er hat so lange gesucht, bis er etwas gefunden! — während ihre Tochter fragte: „Was meinst du denn? was soll sein?"

„Der Kübel da," fuhr Herr Plager finster fort, „hat mir eine ungeheure Aehnlichkeit mit dem Wasch- und Fußkübel der Kinder."

Unsere Wahrheitsliebe zwingt uns, zu erklären, daß der Rechtsconsulent Recht hatte und daß es wirklich dasselbe Geschirr war, von dem er argwöhnte, ja, die feste Ueberzeugung hatte, es müsse dies sein.

Doch zog bei dieser Aeußerung die Schwiegermutter so langsam und nachhaltig ihre Achseln in die Höhe, daß man sich fürchtete, sie nächstens über dem Kopf erscheinen zu sehen. Madame Plager dagegen zuckte zusammen und lächelte wehmüthig, als wollte sie sagen: Darum hat er so lange den Sanften gespielt, um uns mit einem Male gänzlich nieder zu drücken!

„Aber wie kannst du so etwas nur denken," sagte sie, nachdem sie sich mühsam Fassung errungen. — „Den — pfui, ich wage es gar nicht einmal auszusprechen! — zum Tassenspülen zu gebrauchen!"

„Und glauben denn der Herr Doktor, daß ich das thun würde, einen solchen Kübel zum Spülen zu gebrauchen? — O, Herr Doktor, wir wissen auch, was sich schickt, wir haben in sehr vielen anständigen Häusern gedient."

Aber es war dasselbe Geschirr, und der Hausherr zitterte fast vor Aufregung. Er hätte nur zu sagen brauchen: So bringt mir den wirklichen Fußkübel her, ich will ihn sehen — oder er hätte nur Fritzchen entscheiden lassen dürfen, das seltsam lächelnd und aufhorchend neben Babette stand und mit seinen kleinen Fingern auf die Reifen des Geschirrs tippte; — er hätte das thun können, aber er that es nicht. Der gegenwärtige Augenblick war der größte und erhabenste seines ganzen Lebens. Er überdachte, wie ein Streit zu jetziger Stunde ihm den ganzen Abend verderben müsse, wie dieser

Streit außerordentlich heftig werden würde und wie er dann morgen und die nächstfolgenden Tage alle kleinen Versehen, die heute Abend vorkommen konnten, verschuldet haben würde, da ein unterdrücktes, zerknirschtes weibliches Gemüth nicht mit Ruhe und Liebe an seine Arbeit gehen kann. — Er schwieg nicht nur, er sagte mit einem tiefen Seufzer: „Irren ist menschlich, auch ich könnte mich vielleicht geirrt haben.“ Er beachtete es nicht einmal, als die Schwiegermutter groß und erhaben sprach: „Ja, Herr Sohn, Sie haben sich geirrt; so lange ich die Augen offen habe, wird ein Fußkübel nie zum Tassenausspülen genommen werden, darauf können Sie sich verlassen!“ — sondern er gelobte sich im Stillen, heute Abend in seinem eigenen Hause aus den Tassen, die Babette gespült, keinen Thee zu trinken.

Damit erhob er sich, um wieder nach seinem Bureau zurück zu kehren.

Noch überraschter als vorhin sahen sich die drei Frauenzimmer an und konnten es nicht begreifen, daß auch dieses Ungewitter, ohne sich zu entladen, vorübergezogen war.

Der Rechtsconsulent aber trieb seine Selbstverläugnung so weit, daß er im Bewußtsein, groß gehandelt zu haben, und milde gestimmt durch die Ueberwindung seiner selbst, den Versuch machte, seine Frau auf die Stirn zu küssen, und dies auch ausführte, trotzdem diese sonst nicht unschöne Stirn von einer schief stehenden Haube und einem Haarbüschel verunziert wurde, und obgleich sich Fingermale von Ruß und Staub darauf zeigten. Der Schwiegermutter eine Hand zu reichen, war ihm beim besten Willen nicht möglich, sonst hätte er das, dem Hausfrieden zu Lieb, auch noch gethan; aber diese Dame hatte einige Bäckereien besorgt, und nicht die Zeit gefunden, ihre Hände von Mehl und Teig zu reinigen.

Er pätschelte seine Kinder auf den Kopf, und das aus wirklicher väterlicher Zärtlichkeit und Zuneigung. Was könnt ihr armen Dinger dafür, sprach er zu sich selber, daß ihr eigensinnig seid und euch nicht wollt gehörig waschen und anziehen lassen, auch daß ihr gern mit

eures Vaters Papierscheere, mit Schleifstein und Oellampe spielt! Das hat alles leider Gottes seine Ursachen.

Damit stieg er die Treppen hinab, und wenn er auch auf der ersten Stufe noch ungehört gewaltig seufzte, so hatte doch Herr Plager eine glückliche Natur, die leicht vergißt, und mit jedem Schritte abwärts rollte ihm so zu sagen ein Stein vom Herzen.

Die Drei blieben allein zurück und schauten einander eine Weile an.

Die Großmutter sprach zu den Kindern: „Ihr dürft ins Schlafzimmer spielen gehen; aber das sage ich euch, wer mir von Torte oder sonstigen Kuchen das Geringste anrührt, mit dem werde ich sehr hart umgehen.“

„Das ist erstaunlich,“ meinte Madame Plager.

„Unbegreiflich!“ die Schwiegermutter.

„So waren der Herr Doktor lange nicht gestimmt,“ sagte Babette, indem sie spöttisch ihre Nase emporzog. „Ja, wer weiß!“

„In der That unbegreiflich!“ bemerkte die Schwiegermutter abermals. „Der Mann hat sich total verwandelt.“

„Ja, so sanftmüthig habe ich ihn mein Lebtage noch nicht gesehen,“ versetzte Madame Plager.

„Total verwandelt,“ fuhr die alte würdige Dame fort, „oder —“

„Was — oder, Mama? — Vielleicht sieht er endlich ein, daß er uns bisher immer Unrecht gethan, uns zu hart behandelt, und will es nun wieder gut machen. — Meinst du nicht auch so, Mama?“ setzte Madame Plager forschend hinzu.

„Nicht so ganz meine ich das,“ entgegnete die Schwiegermutter. „So ein Mann fühlt nie, daß er Unrecht hat, und wenn er es wirklich fühlte, gibt er es auf keine Weise zu.“

Babette ließ Tassen und Spüllappen ruhen und schaute die alte Dame mit einem Blicke der Bewunderung an, als wollte sie sagen: „Das ist eine Frau, die versteht's!“ Und gleich darauf lächelte sie so

unbeschreiblich pfiffig, daß es selbst der Rechtsconsulentin auffiel; doch war diese zu beschäftigt mit dem Oder, welches vorhin die Mutter so bestimmt ausgesprochen, um auf das Dienstmädchen zu achten, weßhalb sie denn auch fortfuhr: „Du meinst also nicht, er fühle sein Unrecht, Mama? Warum könnte er denn plötzlich so verwandelt sein? Du wolltest vorhin etwas sagen."

„Allerdings, ich wollte nur bemerken, daß ein Mann, der sich so plötzlich und auffallend ändert, — selbst wenn er sich zum Guten ändert," setzte sie mit scharfer Betonung hinzu, — „seine Gründe dazu haben muß; entweder will er was erreichen — oder —"

„Nun, Mama, oder —? Ich habe dieses Oder schon zweimal gehört; was willst du damit sagen?"

„Oder," fuhr die würdige Frau mit unerschütterlicher Ruhe fort, „ein solcher Mann, der sich plötzlich zum Bessern ändert — hat ein schlechtes Gewissen."

„Ah, Mama!" seufzte die Rechtsconsulentin bestürzt, „das wäre ja erschrecklich!"

„Erschrecklich oder nicht," sprach die Mutter, „aber es ist wahr." — Dabei blickte sie triumphirend auf Babette, die, obgleich sie eifrig Tassen abtrocknete und von diesem Geschäft durchaus nicht aufschaute, doch so unaufhörlich mit dem Kopfe nickte, als habe sie das von einer chinesischen Pagode gelernt.

„Gerechter Gott!" sagte die Rechtsconsulentin kleinlaut, „soll denn immer mehr Unglück über mich armes Weib hereinbrechen? Ein schlechtes Gewissen, das wäre das Allerfürchterlichste! Denn worin kann so ein Mann gegen seine Frau ein schlechtes Gewissen haben, als in unerlaubtem Umgang mit —"

„Als in unerlaubtem Umgang mit —" sprach würdevoll die Schwiegermutter.

„Mit —" sagte Babette und sandte einen Blick gen Himmel, als frage sie dort oben an, ob es ihr erlaubt sei, ein unwürdiges Stillschweigen zu brechen.

„Habe ich das verdient?“ sprach Madame Plager tief betrübt; „kann der Mann es wohl verantworten mich so zu hintergehen, mich, seine Frau, die Mutter seiner Kinder, mich Preis zu geben dem Gespötte der Welt, daß man die Achseln zuckt, wenn man mich sieht — Mama, kann ich das leiden? Können wir das leiden?“

„Nein, das können und wollen wir nicht leiden,“ versetzte streng die Schwiegermutter; „es ist hart, über so etwas zu sprechen, aber wenn man durch das unverantwortliche Betragen eines Mannes einmal gezwungen wird, davon zu sprechen, so muß man es nachdrücklich und ausführlich thun. — Babette,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „zieh' Sie kein Maul, als wenn Sie heulen wollte! Da hat sich was zu heulen! Auch Ihr kann noch was Aehnliches blühen, wenn Sie sich einmal verheirathet. — Das ist unser Loos hienieden.“

Aber Babette heulte trotz dieser Ermahnung; sie fuhr mit den Händen an ihre Augen, doch da diese Hände aus dem Kübel kamen, so sind wir zu der Annahme berechtigt, daß es mehr Spülwasser war als Thränen, was über ihre dicken Backen herabfloß. „Ach,“ heulte sie, „man kann ja nicht immer glauben, was die Welt sagt; die Welt spricht so ungeheuer viel Böses, und mir hat man lange in die Ohren flüstern können, was man gewollt hat, ich habe immer gesagt: Nein, das ist nicht wahr, — da kenne ich meinen Herrn besser, es ist Alles erlogen, Alles, Alles!“

Die Rechtsconsulentin wollte sprechen, doch legte die Mutter ihr die Hand auf den Arm, winkte bedeutsam mit den Augen und fragte dann: „Und was ist alles erlogen? Will Sie wohl so gut sein, uns das zu sagen?“

„Du lieber Gott!“ rief Babette mit erkünstelter Ueberraschung. „Habe ich etwas gesagt, Frau Doktorin? Habe ich etwas gesagt, Madame Weibel? Nein, ich habe gewiß und wahrhaftig nichts gesagt. Nicht wahr, ich habe nichts gesagt? Was hätte ich auch sagen sollen!“

„Sie soll Ihrer Herrschaft sagen, was Sie weiß,“ sprach die

Schwiegermutter in sehr strengem Tone. „Mach' Sie uns keine Faxen! Daß hinter ihrem Geflenne etwas steckt, das kann ein Kind sehen. Also heraus mit der Sprache, Babette! Sie weiß wohl, daß ich mit mir nicht spaßen lasse."

„Aber was soll ich sagen, wenn ich nichts weiß? Das ist ja erschrecklich! Wenn man alles wieder erzählen wollte, was die Leute sprechen, ja, da hätte man viel zu thun, und davon darf man ja doch nur die Hälfte glauben."

Abermals wollte die Rechtsconsulentin sprechen, doch wieder ließ sie sich durch einen Blick ihrer Mutter beschwichtigen, einen Blick, der zu sagen schien: „Laß mich nur machen, das geht alles seinen gewiesenen Weg."

„Also die Leute sagen doch etwas?" wandte sie sich darauf an das Dienstmädchen; „so wollen wir wissen, was die Leute sagen, und meinetwegen die Hälfte davon glauben."

„Aber ich habe es nicht gesagt," klagte Babette, „das werden Sie mir bezeugen, Madame Weibel, und auch, daß ich den Leuten entgegnet habe: Das ist schändlich und abscheulich! daß ich ihnen —"

„Nur zu, nur zu!" sprach unerbittlich die Schwiegermutter. „Was sagen die Leute?"

„Ja, wegen dem kleinen Abschreiber, den Herr Larioz auf Veranlassung des Herrn engagirt."

„Was? wegen des Abschreibers? was faselt die Person?" sagte die Schwiegermutter mit einem Gesichte, in dem sich etwas getäuschte Erwartung malte. „Was wollen sie mit dem kleinen Abschreiber?"

„Mit dem wollen sie freilich nichts," fuhr Babette ermuthigter fort, „aber er hat eine Familie."

„Hörst du, er hat eine Familie!" klagte Madame Plager. „O, Gott, eine Familie! Am Ende gar Schwestern, für die man sich interessirt."

„So ist es, Frau Doktorin; aber ich habe nichts gesagt. Er hat eine Schwester, die noch sehr jung ist, eine Schwester von ungefähr achtzehn Jahren, ein sehr schönes Mädchen und ein sehr freund-

liches Mädchen. Augen hat sie im Kopf, Madame Weibel, wissen Sie, von den gewissen lebhaften Augen!“

Die Schwiegermutter blickte triumphirend auf ihre Tochter, während sie mit dem Kopfe nickte. Sie brauchte jetzt Babette nicht mehr zu ermuthigen, denn da diese einmal die erste Scheu überwunden hatte, so lief ihr die Rede wie eine schmutzige Regenwassergosse von den Lippen.

„Ja, die Leute sagen,“ fuhr sie fort, „der kleine Gottschalk sei nichts weniger als ein Abschreiber, und das habe Herr Larioz auch dem Herrn deutlich genug gesagt, aber der Herr habe darauf bestanden, den jungen Menschen, der früher ein Schneiderlehrling gewesen, auf das Bureau zu nehmen; natürlich der schönen Schwester zu Lieb — so sagen die Leute — die auf das Bureau gekommen sei, um den Herrn freundlich zu bitten, was er ihr nicht habe abschlagen können, weil sie gar so schön sei und ihn gar so freundlich gebeten, und die nun häufig komme — die schöne Schwester nämlich — um sich nach dem Befinden ihres — Bruders zu erkundigen. Sehr häufig komme sie — so sagen die Leute — und gehe in das Bureau des Herrn, natürlicherweise, da dieser nur allein wisse, ob man mit dem neuen Abschreiber zufrieden sein könne — so sagen die Leute. — Und es hat mir schon viel Kummer gemacht, und ich habe mich genug dagegen gewehrt und bleibe bei meiner Behauptung, daß man von dem, was die Leute sagen, immer nur die Hälfte glauben kann.“

„Mit Ihrer Hälfte!“ entgegnete die Schwiegermutter mit finsterem Stirnrunzeln. „Als wenn da nicht schon der hundertste Theil mehr als zu viel wäre! — Siehst du es wohl,“ wandte sie sich an ihre Tochter, „darum war er wie ein Ohrwürmchen, darum hat er nicht den Muth, seine Krallen wie gewöhnlich zu zeigen, sondern macht ein Pfötchen wie eine falsche Katze! O, es ist unverantwortlich!“

„Wie man so heucheln kann!“ klagte die Rechtsconsulentin, „so ein schlechter Mann! — Und wie heißt die miserable Familie?“

„Brenner — Jäger Brenners,“ versetzte eifrig Babette. „Und das Mädchen ist achtzehn Jahre alt.“

„Ist das nicht eine Sünde, so ein junges Mädchen!“ —

„Ja, es ist eine Sünde,“ sagte erhaben die Schwiegermutter; „aber wir wollen ihrer nicht theilhaftig werden, das versichere ich euch.“

Glücklicherweise polterte es in diesem Augenblicke so nachdrücklich im Salon, daß Madame Plager erschrocken auffuhr und nach ihren Kindern lief, auch klirrte es wie von zerbrochenen Tassen, und man vernahm einen Aufschrei des Schreckens. Fritzchen und Louise hatten sich das harmlose Vergnügen gemacht, mehrere Flaschen Wein zu entkorken und Stearinkerzen in die Hälse zu stecken. Sie hatten ein ähnliches Verfahren schon einigemal im Kinderzimmer gesehen, wenn gerade kein Leuchter zu finden war und freuten sich der gelungenen Nachahmung. Dabei aber hatten sie ein Tischchen umgeworfen mit verschiedenen Tellern und Gläsern, die nun zerbrochen am Boden lagen.

Die Rechtsconsulentin erhob in gerechtem Zorne die Hand, um ihre Sprößlinge zu züchtigen. doch verhinderte Madame Weibel, die ihr nachgeeilt war, sie daran, indem sie mit ihrer bewährten Unparteilichkeit sagte: „Keine Uebereilung, Emilie! Was können die Kinder dafür, daß du aufgeregt bist? — An ihn denke, der uns keine ruhige Minute gönnt, für ihn spare deinen Zorn oder deine Verachtung.“

Die Uhr schlug fünf, und es war Zeit, mit Eifer daran zu gehen, um aus dem unergründlichen Chaos in Salon, Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer etwas Präsentables herzurichten. Wenn Madame und Frau Mutter übrigens angriffen, so gab es ein Stück; denn sie beobachteten bei diesem Angreifen ein sehr summarisches Verfahren; was gerade in der Nähe einer Schublade oder eines Schranks umher lag, das mußte in diese Gelasse hinein, es mochte im Gefühl des gänzlichen Nichtpassens wollen oder nicht. Freilich waren dafür in weniger als einer Viertelstunde alle Schubladen und Thüren zugeschnappt; wenn man aber am andern Tage ans Ausräumen kam, so fand man Stiefel und Stiefelknecht bei dem Weißzeug liegen, halb ausgerauchte Pfeifen des Herrn Doktors bei den Chemisetten und gestickten Aermeln der

Frau, Hüte und Hauben auf Leuchtern und Lichtern aufgestellt und dergleichen Verirrungen mehr, die an sich ziemlich unschuldig und harmlos, dabei aber eine Quelle fortgesetzten Zankens und Unfriedens waren.

Wenn versöhnliche Gemüther nach gehabtem Kummer eine Zerstreuung haben, so löst sich ihr Schmerz in stille Wehmuth auf, und sie sind sehr gern zum Vergessen geneigt. Harte, verdrossene Charaktere dagegen, wie die der Schwiegermutter und der Madame Plager — wir können denselben diese Eigenschaften leider nicht vorenthalten — bestärken bei irgend welcher Arbeit, die Andere vergessen läßt, immer mehr ihren Unmuth und finden bei Allem, was sie thun, eine Anspielung darin, was mit dem, der ihnen Kummer verursacht, auch vielleicht vorzunehmen wäre. So nahm die Schwiegermutter keinen Stuhl bei der Lehne, um ihn an seinen Platz zu rücken, ohne dies mit einem gelinden Knuff zu thun, wobei sie sich ihren theuren Schwiegersohn vors innere Auge brachte — „könnte ich dich doch auch so knuffen! — warte nur!" Da wetzte sie kein Messer, ohne sich bei dem Knirschen desselben ihrer allezeit fertigen und scharfen Zunge zu erinnern und sich auf den für sie wollüstigen Augenblick zu freuen, wo die heute erfahrene Missethat gründlich ans Tageslicht gezogen werden sollte! Da schob sie kein Holz in den Ofen, ohne sich mit wahrem Frohsinn der vielen Lustfeuerwerke zu erinnern, die sie schon im Hause angezündet, da betrachtete sie mit kannibalischer Lust das Jagdgewehr über dem Bette des Rechtsconsulenten und steigerte dabei ihre Freude über den endlich Ertappten so, daß sie nicht unterlassen konnte, ein altes Lied vor sich hinzubrummen:

Heidi, heida, hei lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Haid,
Allhier auf grüner Haid!

und dann setzte sie, während sie ein Sophakissen mit flacher Hand tüchtig patschte, um es vom Staub zu reinigen, hinzu: „Na, warte nur, die Jägerei wollen wir dir tüchtig austreichen."

Die Rechtsconsulentin war schon elegischer und deßhalb weicher gestimmt; sie breitete weißes Tafelzeug über die Tische und dachte an das Glück und den Segen der hellleuchtenden Unschuld; sie wickelte Papiere um die Stearinkerzen, und sie hatte ihre eigenen Gedanken dabei, wie der offenbar gewordene Fehltritt ihres Mannes nun wohl dazu geeignet sein würde, denselben gänzlich um den Finger zu wickeln; sie entkorkte die Bouteillen, wobei ihr der Spruch einfiel, daß im Weine Wahrheit sei — ach, und so viel Trug in dem Herzen eines Mannes.

Unterdessen hatten Mutter, Tochter, Babette und die Arbeitsfrau nach dem Ausdruck der Letzteren wie die Neger geschafft. In dem vorhin erwähnten Chaos zeigte sich endlich als fester Kern der Haupttheetisch mit dem Wasserkessel, Thee- und Milchkannen und einer ganzen Schlachtordnung von Torten und Gebackenem. Das Andere gab sich leichter; das Speisezimmer, durch eine spanische Wand in zwei Hälften getheilt, diente zum Buffet für die Herren, dessen Thüren geschlossen blieben, bis später zum großen passenden Augenblicke; dann wurden in Salon und Nebenzimmer noch einige Nebentische gedeckt, Sopha und Stühle gerückt, und als die Uhr sechs schlug, überschaute die Schwiegermutter ihr und ihrer Tochter Werk und fand es gelungen und des Hauses Plager würdig.

„Ach," seufzte die Rechtsconsulentin, „wenn man das doch ohne den tiefen Kummer im Herzen ansehen könnte!" Und darauf zogen sich Mutter und Tochter hinter die spanische Wand zurück, um ihren äußeren Menschen mit dem festlich geschmückten Appartement in Einklang zu bringen.

Zu gleichem Zwecke verarbeiteten Babette und die Arbeitsfrau Fritzchen und Louise im Eßzimmer, wobei der mehrfach erwähnte Kübel wieder eine solche Rolle spielte, daß sich Fritzchen, das unnachsichtlich abgeflößt wurde, im Zorn über diese schonungslose Behandlung mit der geballten Faust gegen seine Peinigerin wandte und zu ihr sprach: „Laß nur den Papa nach Hause kommen, ich will ihm schon sagen,

daß du mich mit dem Spülwasser gewaschen hast!" — eine Anklage, bei welcher Babette wie erstarrt war und zur Putzfrau bemerkte: „Da sieht sie, was das für ein böser Bube ist." Und mit leiser Stimme setzte sie hinzu: „Der wird gerade wie sein Vater, immer Händel suchend und mit nichts zufrieden."

Als der harmlose Rechtsconsulent gegen halb sieben Uhr abermals die Treppen seiner Wohnung hinaufstieg, geschah dies im Bewußtsein seiner bewiesenen Sanftmuth und mit den Gefühlen desjenigen, der fest überzeugt ist, zu Hause fröhliche und zufriedene Gesichter zu finden. Doktor Plager trat schmunzelnd auf den erleuchteten Vorplatz, er hängte dort seinen Paletot in eine finstere Ecke und ging mit einem freundlichen „Ei, ei!" in den von vielen Kerzen festlich beleuchteten Salon.

Das Gesicht der Schwiegermutter, die mit hoch gehobener Nase bei ihm vorüber rauschte, wollte ihm indessen nicht besonders gefallen, ebensowenig wie die Attitude seiner Frau, welche in einem Fauteuil saß, den Kopf in die Hand gelegt hatte und nur leicht und gemessen nickte, als er mit einem heiteren „Guten Abend!" ins Zimmer trat. Doch beachtete er es nicht besonders, indem er an die viele Arbeit dachte, die es gekostet haben müsse, um aus dem Chaos, das er vor ein paar Stunden verlassen, diese nun in der That sauberen Zimmer herzustellen; auch drängte ihn die Zeit, weßhalb er sich, ohne viel zu fragen, nun ebenfalls hinter die spanische Wand zurückzog, um seine Toilette zu beendigen.

Es war übrigens keine Kleinigkeit, zwischen dem Wust von Kleidern, Unterröcken, Stiefeln, Strümpfen und dergleichen einen kleinen Platz zu gewinnen, wo es ihm möglich war, seine Alltagskleider mit dem schwarzen Frack zu vertauschen. Endlich war indessen auch er gerüstet und trat händereibend und sich auf den Abend freuend, wie er sagte, in den Salon zurück.

Die Schwiegermama stand mit finsterem Blick am Ofen und schien sich die Hände zu wärmen, wobei sie wie in ein weites Nichts

hinausschaute und die Worte des Rechtsconsulenten gänzlich überhört zu haben schien.

Madame Plager dagegen antwortete nur durch einen tiefen Seufzer.

„Ihr habt auf jeden Fall sehr viel Arbeit gehabt," fuhr der Rechtsconsulent nach einer Pause fort; „ja, gewiß viel Arbeit, ich sehe das, denn die Umwandlung hier ist ganz außerordentlich. Wirklich, Mama, außerordentlich!"

Die Schwiegermutter blitzte ihn an, dann sprach sie mit harter Stimme: „Ja, die Umwandlung muß dem Herrn Sohn gewiß ungeheuer erscheinen von der grenzenlosen Unordnung, die ja bei uns immer herrscht, in einigermaßen erträgliche Reinlichkeit."

„Habe ich etwas von Unordnung gesagt?" fragte verwundert der Rechtsconsulent.

„Dieses Mal nicht."

„Nun, dann wollen wir auch dieses Mal von was Anderem reden. Gewiß, Emilie, ich mache dir mein Compliment, man könnte glauben, zu Grafen oder Fürsten zu kommen. Und du selbst," fuhr er fort, indem er ein paar Schritte gegen den Fauteuil machte, „siehst in der That sehr gut aus, vortrefflich. Blau steht dir überhaupt gut und dazu der dunkle Kopfputz — sehr schön, sehr schön!"

Er legte seine Hand auf ihren Arm, doch machte sie eine fast unmuthige Bewegung und stand auf, um, wie sie trocken sagte, in der Küche nach dem siedenden Wasser zu sehen.

Dieses Mal war die Verwunderung des Rechtsconsulenten schon größer, und es wollte ein gelinder Aerger bei ihm aufsteigen, doch bezwang er sich, wandte sich gegen das Fenster und summte die ersten Takte irgend eines Liedes vor sich hin.

Da klingelte es draußen, Babette öffnete die Glasthür, sagte „Guten Abend!" man hörte Mäntel rauschen, Ueberschuhe ablegen, dann wurde die Thür geöffnet und es erschienen mit einem Male zwei Schwestern der Rechtsconsulentin, die Frau Kaufmann Springer und

die jüngste der Weibels, Clementine, eine junge Dame von vielleicht Vierundzwanzig, gut gewachsen, rund, mit einem frischen Gesichte, so daß sie wirklich hübsch genannt werden konnte.

„Guten Abend, Mama — guten Abend, Emilie!" sagten Beide. Madame Springer setzte auch hinzu: „Guten Abend, Schwager!" Clementine dagegen begnügte sich mit einem flüchtigen Kopfnicken.

„Wir wären schon früher gekommen," sagte Letztere, „aber bei uns gibt es immer zu thun; man weiß gar nicht, wo man anfangen soll, bis man nur an sich selbst denken kann. — Nun, wir sind doch noch die Ersten. Aber hübsch habt ihr's gemacht, das muß man sagen! Und so bald fertig, das thut dir keine Frau nach."

„Ja, Emilie versteht's," meinte Madame Springer. „Sehen Sie, Schwager, was Sie an der Schwester für eine Hausfrau haben; so kann ich nie die Gäste empfangen, das muß mein Mann thun oder Clementine, denn ich werde nie fertig."

„Das ist wirklich erstaunlich," sprach Herr Doktor Plager mit einem Anfluge von Ironie, „obgleich Sie doch an Clementinen die große Hülfe haben. — Nun, das ist aber gleich," fuhr er begütigend fort, „dafür haben wir die Frau Schwiegermutter, die heute das Unmögliche geleistet hat."

„Er will damit sagen," bemerkte Emilie mit schwacher Stimme, „daß viel dazu gehört, um in unserem Hauswesen eine gewisse Ordnung herzustellen. O, ich muß das täglich ein Dutzend Mal hören!"

„Hundert Mal," sagte betonend die Schwiegermutter, wobei sie aber um eine Million den Hausherrn nicht angesehen hätte.

Madame Springer indessen, die diese kleinen Reibereien schon gewohnt schien, änderte kluger Weise das Gesprächsthema, indem sie fragte: „Ihr habt viele Leute eingeladen, nicht wahr?"

„Sehr viele," entgegnete Madame Plager; „ich weiß wahrhaftig nicht, ob wir Platz genug haben."

„O, wir werden, wir werden," meinte händereibend der Rechtsconsulent. „Geduldiger Schafe gehen viel in einen Stall, und ich

halte es für angemessen, bei so einem großen Abfütterungstage einzuladen, was die Hauswände nur zu umfassen vermögen."

„So möchte ich diese Gesellschaft aber doch nicht angesehen wissen," sagte Madame Weibel; „wenigstens sind wir anderer Meinung."

„Apropos, Schwager," sprach Madame Springer, nachdem sie von ihrer Schwester Clementine leise am Kleide gezupft worden war, wegen des polnischen Grafen wird es doch wohl eine kleine Confusion geben."

„Daß ich mir nicht denken könnte," versetzte der Hausherr unbefangen.

„Natürlicher Weise hatte er ihm keine Einladung zugeschickt," sagte Emilie.

„Natürlicher Weise keine," bemerkte Fräulein Weibel, indem sie das Näschen empor zog; wir haben es ja gewünscht!"

„Und deßhalb gibt es gerade leider eine Confusion; denn der Springer hat geglaubt, wenn er um eine Einladung für diesen ausgezeichneten Fremden bitte, so würde das genug sein und hat darauf bauend denselben gebeten, mitzukommen; er bringt ihn später hieher."

„Er bringt ihn hieher? — Ach, Frau Schwägerin," sagte der Rechtsconsulent, „das ist mir nicht lieb!"

„O, daran hat Niemand gezweifelt," sprach Madame Plager achselzuckend, „war es doch unser Wunsch!"

Der Hausherr schüttelte den Kopf, und wer ihn genau kannte, sah an der Art, wie er den Mund zusammenzog, während er die Augenbrauen tief herabsenkte, sowie an einer gewissen Röthe seiner Stirn, daß ein Gewitter im Anzuge war. Wie erwünscht wäre in diesem Augenblicke der Schwiegermutter ein kleiner Ausbruch gewesen! Ihr Blick war wahrhaft erschreckend, mit dem sie seine Züge musterte; es war, wie die im Laubwerk verborgene wilde Katze auf das Wiesel sieht, das ihr zur Beute werden soll.

Doch es erfolgte kein Ausbruch. — Ruhe, Ruhe! sprach der

Rechtsconsulent zu sich selber, nur heute keine Scene! Laßt uns sehen, ob wir den heutigen Abend ohne Streitigkeiten verbringen. — Also wartete die Schwiegermutter vergeblich, und daß sie vergeblich wartete, wurde nicht auf Rechnung seiner Sanftmuth geschrieben, sondern mit bezeichnenden Blicken gegen die Tochter auf Conto des Gottschalk Brenner und Schwester.

Doktor Plager fuhr nach einer Pause fort: „Eure Wünsche zu erfüllen, ist mir immer sehr angenehm, und ich hätte auch durchaus nichts einzuwenden gegen den sogenannten polnischen Grafen —"

„Schwager Springer hat seinen Paß gesehen," sagte Fräulein Weibel mit einem verächtlichen Blick aus ihren sonst so hübschen Augen. „Es ist der Graf Czrabowski, ein sehr liebenswürdiger und gebildeter Mann — sehr anständig. Aber ich weiß wohl, man muß andere Eigenschaften haben, um dem Herrn Schwager genehm zu sein."

„Allerdings," entgegnete der Angeredete mit einem wahren Lammsgemüthe, „ich liebe auch noch andere Eigenschaften an den Leuten, mit denen ich Bekanntschaft machen soll. Man läßt sich da in Geschichten ein, von denen man nicht weiß, wie sie auslaufen, und es ist einmal meine Ansicht, daß man dergleichen Sachen keinen Vorschub leisten muß; ist man doch in hiesiger Stadt wie toll auf einen hergelaufenen Fremden. Läßt sich irgendwo ein wackerer Herr Müller, Herr Meier oder Herr Fischer vorstellen, da forscht man nach, ob da durch zehn Generationen rückwärts nichts vorgefallen ist, worüber ein Dutzend alter Kaffeeschwestern oder sonstiger dummer Weiber ihre Schnupftabaks-Nasen rümpfen können; kommt aber so ein lumpiger Fremder an, Herr Baron oder Graf so und so, der mit rechter Unverschämtheit auftritt und sich gleich bei der ersten Visite so benimmt, daß ihn ein anständiger Familienvater zur Thür hinaus complimentiren sollte, so ist das feine Bildung, vielleicht der Brauch des Landes, von wo er gerade herkommt, und deßhalb charmant und unwiderstehlich. — O, wir kennen das! Ihr kennt's aber auch; und trotzdem

wird's nicht besser. — Apropos, Frau Schwägerin," wandte er sich an Madame Springer, da er sah, daß die vier Damen ihn sprachlos anstaunten, „allerdings beliebten Fräulein Clementine zu sagen, daß sie den Paß des würdigen Grafen eingesehen. Wie ist es mit den Kreditbriefen? Was sagt Herr Springer davon? Hat er solide auf euer Haus? — Glaube nicht, glaube nicht! Hat freilich versprochen, wie ich gehört, die Kreditbriefe kämen nach, und hat bis dahin einen Vorschuß gewünscht — hahaha! Kämen nach die Kreditbriefe! Ja, was da nachkommt, wissen wir; was nachkommt, schlägt die Fersen wund, sagt ein altes Sprichwort. — Hahaha!"

Clementine Weibel zuckte mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung ihre Achseln, und nachdem ihre Mutter gesagt: „Ihr Lachen ist gerade nicht sehr erfreulich, Herr Schwiegersohn!" meinte die junge Dame:

„Der Herr Schwager haben freilich noch nie Herz für irgend welches Unglück empfunden und begreifen nicht, daß ein anständiger Mensch, daß eine edle Seele leichter in augenblickliche Verlegenheiten gerathen kann, als ein alltäglicher Mensch, der nur auf das Zusammenscharren bedacht ist."

Sie begleitete ihre Worte mit einer sehr bezeichnenden Handbewegung, die übrigens der Rechtsconsulent nicht sah, da er sich in diesem Augenblicke nach dem Tische wandte, um das Licht der Stearinkerze von einer sehr großen Schnuppe zu befreien, die es verdunkelte.

„Aber lassen wir dergleichen Reden," sagte er bei diesem Geschäft. „Gleich kommen Gäste, und wir müssen und wollen ihnen heitere Gesichter zeigen. Clementine ist, wie immer, undankbar gegen mich. Ich habe bei meinen Einladungen sehr auf sie Rücksicht genommen, der junge Fabrikant hat mir mit wahrhaftem Entzücken zugesagt, daß er kommen werde."

„Hörst du's, Mama," sprach das Mädchen mit jenem unbeschreiblichen Gesichtsausdrucke, der ein beleidigendes Bedauern über den schwachen Verstand des Betreffenden ausdrückte, „was er für mich

gethan! Er hat den Schilder eingeladen! Als wenn ich mir aus dem Schilder nur so viel machte!“ Damit knippte sie die Nägel ihres Daumen und Zeigefingers der rechten Hand zusammen. — „Nur so viel!“

„Das glaube ich fast,“ versetzte ernst Herr Plager, „und ich begreife es am Ende; Herr Schilder ist ein ruhiger, gesetzter Mann ohne großes Maulwerk, trägt auch keinen herausfordernden Schnurrbart oder Gott weiß, welches Band im Knopfloch, und hat vor allen Dingen solide und ernste Absichten.“

„Hörst du es nun wieder?“ rief Fräulein Weibel, indem sie sich rauschend herum wandte und ihrem Schwager einen sehr bösen Blick zuwarf. „Weil er solide Absichten hat, mag ich ihn nicht! Also — — wir lieben das Unsolide!“

„Davon und namentlich von dem wir ist durchaus keine Rede,“ entgegnete ruhig der Hausherr. „Ich wollte nur sagen — und über das, was ich sagen wollte, werde ich kein Blatt vor den Mund nehmen — daß so eine ruhige, wenn ich mich so ausdrücken darf, hausbackene Verbindung, wie die mit Herrn Schilder, sehr wenig nach dem Geschmack mancher jungen Dame und auch nach dem unserer theuren Schwägerin Clementine ist. Aber,“ fuhr er nach einer Pause, als Alle schwiegen, fort: „ich halte es für sehr unrecht, eine Sache, die man schon hat vorangehen lassen, wieder auf einmal abbrechen zu wollen. Herr Schilder ist ein sehr ruhiger junger Mann, und er sagte mir neulich im Vertrauen, er hoffe, die Sache werde sich arrangiren, denn Fräulein Clementine scheine ihm nicht ganz abgeneigt.“

„Woraus schließt er das?“ fragte heftig die junge Dame, indem sie sich erröthend gegen ihren Schwager umwandte.

„Nun, das schließt er vielleicht aus allerlei Zufälligkeiten auf dem letzten Balle, bei Spaziergängen und sonstigen Begegnungen, im Theater, oder was weiß ich, wo sonst noch!“

Fräulein Clementine Weibel mußte in der That in diesem Punkte ein nicht ganz ruhiges Gewissen haben, denn sie warf den Kopf affek-

tirt in die Höhe und entgegnete: „Du lieber Gott, was sich diese Leute nicht Alles einbilden! Es wird einem doch wahrhaftig erlaubt sein, rechts oder links zu schauen, wie es einem gut dünkt! Oder meinen der Herr Schwager nicht so?" setzte sie spöttisch hinzu; „soll ich vielleicht jedesmal um Erlaubniß fragen, wie und wohin ich mich drehen soll, was ich sagen muß, ja, was mir zu denken erlaubt ist?"

Der Rechtsconsulent betrachtete die Sprecherin einen Augenblick kopfschüttelnd und lächelnd, dann sagte er: „Glaube mir etwas, Clementine, ich bin herzlich froh, daß du mich über keinen der angegebenen Punkte um Erlaubniß zu fragen hast."

Damit ging er ins Nebenzimmer, um sich sein vergessenes Taschentuch zu holen.

Die Schwiegermutter blickte ihm mit sehr erhobener Nase nach und wollte schon eine giftige Rede hinter ihm drein schleudern, als Madame Springer besänftigend sprach:

„Laß es gut sein, Mama; da wir unter uns sind, so wird mir Clementine nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß schon etwas Wahres an dem ist, was er behauptet. Der Schilder ist nicht nur eine gute, sondern sogar eine vortreffliche Partie. Du weißt sehr wohl, Clementine, daß wir wenig Vermögen besitzen, und hast es schon oft genug gesehen, wie es jungen Mädchen geht, die aus Laune eine gute Partie von der Hand weisen."

„Ach ja," seufzte Clementine, „wohl weiß ich das! Ich habe auch nicht im Geringsten etwas gegen den Schilder, wenn er nur nicht so fade blonde Haare hätte!"

„Das ist allerdings ein großes Unglück," sagte Madame Weibel in gedehntem Tone, wobei sie ihre jüngste Tochter scharf fixirte. „Fades blondes Haar, wenn man sonst ein anständiger junger Mann ist! Glaubst du vielleicht, ich hätte an deinem Vater — Gott habe ihn selig — nur eine solche Kleinigkeit auszusetzen gehabt, oder andere Weiber wären nicht zufrieden, wenn es nur fade blonde Haare wären, die sie an ihren Männern genirten?"

„O, wie wahr!“ seufzte Emilie.

„Mama hat Recht,“ sprach beistimmend Madame Springer.

„Aber mein Herz, Mama, das muß doch auch für ihn sprechen! -- Was ist das Leben ohne Liebesglanz?“

Bei diesen Worten lachte Madame Springer laut hinaus; selbst über die trüben Züge der Rechtsconsulentin kroch ein kleines Lächeln.

„Von Liebesglanz, mein Kind,“ sagte darauf die Frau des Banquiers, „mußt du nicht träumen, das steht in den Büchern und bleibt dir immer unverwehrt nachzulesen; das Leben aber ist ernst, und es verlohnt sich schon der Mühe, etwas für sich zu thun. Sei deßhalb gescheidt! Du weißt, Springer ist gewiß kein Enthusiast und ohne Vorurtheil für Diesen oder Jenen; aber wenn er von Schilder spricht, da nickt er beifällig.“

In diesem Augenblicke wurde draußen die Klingel etwas heftig gezogen; man hörte auf dem Vorplatz schwere Tritte, auch Säbelklirren, und nachdem Babette die Thür geöffnet, traten zwei Lieutenants auf einmal in den Salon.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Seelen und Ein Gedanke.

Es war gewiß keine Viertelstunde vergangen nach dem Eintritte der beiden sehr pünktlichen Lieutenants, als beinahe die ganze eingeladene Gesellschaft um die Theetische, welche in Salon und Wohnzimmer aufgestellt waren, einträchtig bei einander saß. Die Namen aller derer zu erfahren, die hier versammelt waren, würde für den geneigten Leser langweilig sein, und wäre überdieß auch nicht im Stande, den Gang unserer Geschichte wesentlich zu fördern. Glaube man daher nur unserer Versicherung, daß es ein Thee war, wie viele dergleichen Thee's auch: man trank, man aß, man zerschnitt Kuchen mit der gleichen Leichtigkeit, wie den guten Namen des Nächsten; man versüßte einander das Leben durch Darreichen der Zuckerdosen, während man bei sich selber dachte: „O, könnte ich dir doch Herz und Tasse voll Wermuth gießen!“

Im Salon war der Tisch für die älteren Damen und Herren, da saßen Hof-, Kanzlei- und Regierungsräthinnen in stiller Majestät, Frauen angesehener Kaufleute und Gattinnen von Aerzten mit großer Praxis. Die betreffenden Männer befanden sich auch dabei, aber sie wandten sich bald hierhin, bald dorthin, sprachen mit dieser oder jener

Dame ihrer Bekanntschaft, und nahmen sich aus, wie vom Winde bewegte Bäume und Gesträuche zwischen ernsten, zackigen und unbeweglichen Felspartien. Mancher dieser ehrwürdigen Felsen war freilich noch mit freundlichem Grün und Blumen geschmückt, andere aber sahen schon recht verwittert und ausgewaschen aus und zeigten durch allerlei Sprünge und Furchen ihr respektvolles Alter.

Wie durch Zauberei verschwand die dem Auge so wohlthuende Symmetrie der Theekannen und Tassen, der Torten und des Backwerks. Die Tafel stellte in kurzer Zeit ein Schlachtfeld vor, auf dem es heiß zugegangen; ganze Zucker-Batterien waren demontirt, geschlagene Tassen-Bataillone hatten Löffel bei Fuß genommen; von Bretzel-Schwadronen sah man nur noch einzelne zerstückelte Glieder, und große Torten befanden sich im Zustande eroberter Schanzen mit zerstörtem Pfahlwerk, klaffenden Breschen und traurigen Ueberresten des einst so runden und wohlgefälligen Walles.

Aber auch andere Breschen und andere Wunden waren schon geschlagen worden, und von den starren Felsenkronen herab wehte öfters ein so schneidender Wind, daß arme Blümchen im Thale zusammenknickten und verdorrten. Die ehelichen Gesträuche möchten denn auch diesen Wind zuweilen zu anzüglich und scharf gefunden haben — genug, sie hatten sich einer nach dem anderen in das Nebenzimmer verpflanzt, wo die jüngere Generation thronte, und wohin auch wir uns später zu begeben die Ehre haben werden.

Es gibt bei jeder Thee- und Kaffee-Gesellschaft Gesprächs-Themata, die sich mit einer entsetzlichen Regelmäßigkeit folgen und die wie gemacht sind, um der rollenden gefräßigen Zeit zur willkommenen Speise zu dienen. Zuerst wird das Feld der freundlichen Nachrede im Allgemeinen durch Stadt- und Tagesneuigkeiten bebaut, man streut den bösen Samen des „Man sagt," oder „Haben Sie auch schon gehört?" in empfängliche Herzen; man sieht daraus ein Pflänzchen erwachsen, welches befruchtet und gedüngt mit vielen heuchlerischen „Unmöglich," oder „Es muß wohl so sein," oder „Das war vorauszu-

sehen," zum stattlichen Giftbaume und zum Verderben ganzer Generationen heranwächst. Man geht darauf ins Spezielle über, nimmt einzelne Familien und Fälle vor, knickt einen guten Namen oder einen Ruf, der bis dahin untadelhaft war, und läßt erst ab, wenn nichts mehr zu thun, als um die gefallenen Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit einen frohlockenden Reigen zu tanzen.

Gibt es gutmüthige Seelen in der Gesellschaft, so lenken diese das Thema auf ein anderes Opfer; man führt das Theater in die Arena und läßt Stücke und Künstler zerfleischen. Ein äußerst dankbares Feld findet sich auch in der Klage jeder Hausfrau über die Dienstboten, und wenn das betreten und durchgepflügt wird, so fühlen bis jetzt ganz schüchterne Zuhörerinnen, daß ihre Zeit gekommen, um ebenfalls ein vollwichtiges Wort zu sprechen.

„Haben Sie denn auch schon von der merkwürdigen Geschichte gehört, die mit dem Schneider Schwörer geschehen sein soll?" fragte eine kleine Regierungsräthin mit beweglichem Wesen und sehr freundlichen Augen. „Eine ganz eigenthümliche Geschichte! Mein Mann hat sie vor einigen Tagen vom Casino mit nach Hause gebracht. Haben Sie davon gehört, Frau von Weibel?" wandte sie sich speziell an die Mutter der Hausfrau.

„Wir hören wenig der Art," sagte die würdige Dame mit einem Blicke auf Emilie; „mein Schwiegersohn ist leider zu beschäftigt, um viel dergleichen zu erzählen."

Glücklicher Weise hatte der Rechtsconsulent vor ein paar Minuten einen Besuch im Nebenzimmer gemacht und entging so dem stechenden Blicke seiner Schwiegermutter.

„Ah, mit dem Schwörer!" sprachen ein paar andere Damen, und machten dabei so befriedigte Mienen, daß man ihnen deutlich ansah, sie wüßten um die Geschichte, während andere sich erwartungsvoll vorbeugten und die Hälse streckten.

„Wer ist Schwörer?" fragte eine dürre Justizräthin, die am oberen Ende der Tafel präsidirte und in diesem Augenblicke wie das

Bild der Gerechtigkeit aussah. Sie hielt einen Apfel am Stiele schwebend zwischen den Fingern der linken Hand, während sie in der Rechten ein langes Tafelmesser schwenkte.

„Schwörer ist ein Herrenschneider," entgegneten mehrere Stimmen, „und — der — es war vor einiger Zeit —"

Doch hatte die Regierungsräthin ein viel zu gutes Organ, verbunden mit großer Zungenfertigkeit, um sich diese köstliche Geschichte nehmen zu lassen, weßhalb sie ihre Stimme erhob und berichtete, daß Meister Schwörer allerdings ein Herrenkleidermacher sei, dem in einer gewissen Nacht der Teufel erschienen sein solle.

„Mehrere Teufel," verbesserte sie eine schüchterne junge Frau in aller Unschuld, da ihr eine gute Freundin von mehreren Teufeln erzählt, die dem Schneidermeister erschienen seien.

„Es ist an Einem genug," sagte mit bestimmtem Tone die Gerechtigkeit am oberen Ende des Tisches. „Erzählen Sie weiter, Frau Regierungsräthin."

„Also es war in einer gewissen Nacht," fuhr diese fort, „da kann der Meister Schwörer, der ein frommer Mann sein soll, nicht schlafen, liest im Gesangbuch und denkt an Dies und Das, als sich auf einmal die Zimmerwand aus einander thut und dort der Teufel erscheint mit zwei Pferdefüßen, ungeheuer langen Hörnern, glühenden Augen, feurigem Athem, und ihm entgegen brüllt: „Ich bin gekommen, um dich zu holen!"

„Ah! dummes Zeug!" sprach die Justizräthin, die an keinen Teufel mit Hörnern und Pferdefuß glaubte.

„Nein, nein, Frau Regierungsräthin!" riefen nun die Stimmen der Damen, die bis jetzt aus Respekt vor der oben thronenden Gerechtigkeit geschwiegen, „so war es doch nicht — es war ganz anders!"

„Mir hat es mein Mann so erzählt," entgegnete die andere. „Es sei der leibhaftige Teufel gewesen, der ihn habe holen wollen."

„Das bringt man dem armen Meister Schwörer auf," lispelte eine blasse Kaufmanns-Wittwe, von der man im Geheimen sagte, daß

sie eifrig die Betstunde besuche und sich stark nach einem zweiten Manne umsehe.

„Nun, mir kann's recht sein!“ lachte lustig die Erzählerin.

„Wer weiß die Geschichte genau?“ fragte die Justizräthin, worauf mehrere Stimmen antworteten: „Ich glaube, daß ich“ — „Mir wurde sie von guter Hand erzählt“ — „Jemand, der sie von Meister Schwörer selber hat, sagte mir —“

„Die beste Quelle haben wir vielleicht bei der Hand,“ sprach die blasse Kaufmanns-Wittwe mit einem süßen Lächeln, indem sie sich umschaute. „Wenn der Herr Doktor Plager so freundlich sein wollte —“

„Mein Mann?“ fragte Emilie verwundert. „Was kann der mit Meister Schwörer zu schaffen haben?“

Das Organ der blassen Kaufmanns-Wittwe hörte sich ziemlich schwach an; doch wenn sie so mit sanfter Stimme sprach, so that sie das so bestimmt, so fest, so unaufhaltsam, so mit dem Ausdrucke Jemandes, der durchaus nicht gewillt ist, sich unterbrechen zu lassen, daß man ihr das Wort gab.

„Es handelt sich eigentlich,“ sagte sie, „um einen kleinen Lehrling des Meisters Schwörer.“

„So ist es! — Richtig!“ — bekräftigten ein paar andere Stimmen.

„Aber es ist etwas vom Teufelholen dabei,“ sprach die Regierungsräthin kopfnickend, „das lass' ich mir nicht nehmen. Wenn ich auch den Anfang nicht richtig erzählt habe, die Fortsetzung wüßte ich ganz genau; es kommt später eine Teufelsbeschwörung vor, die ganz schauerlich ist.“

Die Kaufmanns-Wittwe zuckte fast unmerklich zusammen, dann erwiderte sie: „Es ist allerdings eine etwas unbegreifliche Geschichte.“

„In der Ordnung! in der Ordnung!“ rief die Justizräthin. — „Also, der Lehrling —?“

„Ja, ein Lehrling,“ fuhr die Kaufmanns-Wittwe fort, — „ein kleiner Taugenichts, der nie zur rechten Zeit nach Hause kam und deßhalb schon oft ohne Erfolg abgestraft worden war.“

„Und wie hieß dieser Lehrling, wenn ich Sie unterbrechen darf?“ fragte Madame Weibel.

„Gottschalk, wenn ich nicht irre, Gottschalk Brenner,“ versetzte die Andere, „von einer etwas verrufenen Familie. Sein Vater ist herrschaftlicher Jäger; von der Mutter der Frau munkelt man allerlei.“

Der Blick, den in diesem Moment Madame Weibel ihrer Tochter zusandte, konnte, obgleich er mit einem Lächeln verbrämt war, ein fürchterlicher Blick genannt werden. — Hörst du, Emilie? sprach dieser Blick, da haben wir's! Jetzt gib nur Achtung!

„Der Bube kam eines Tages wieder spät nach Hause und vor die geschlossene Thür, und mußte dort im Regen stehen.“

„Wie ihm gesund war,“ meinte die Schwiegermutter.

„Endlich klopfte er ans Fenster, und Meister Schwörer in seiner Gutmüthigkeit will ihm gerade den Hausschlüssel hinaus reichen, wobei er ihm noch eine Ermahnung hält und dabei sagt: wenn er in seinem Leben so fortmache, so werde er später gewiß einmal dem Bösen verfallen — und wie er das sagt, da —“

„Mir grieselt's!“ sprach eine sehr alte Jungfer aus dem Honoratiorenstande.

„Da erscheint auf einmal vor dem Fenster eine räthselhafte Gestalt in einem rothen Mantel, emporgesträubtem, wie flammendem Haar, leuchtenden Augen und sonst noch allerlei, was dazu gehört. Die Gestalt krallt die Finger nach Meister Schwörer, worauf er zurücktaumelt, das Fenster schließt und überzeugt ist, er habe den Teufel gesehen.“

„Und der Knabe?“ fragten mehrere Stimmen.

„War in dem Augenblicke, als die Gestalt erschien und wieder verschwand, nicht mehr zu finden.“

„Das ist eben das Unbegreifliche,“ bekräftigte wichtig die Regierungsräthin, „daß der Bube seit jener Stunde nicht mehr zum Vorschein gekommen ist. Das allein hat mich an der ganzen Geschichte erschreckt.“

„Um so etwas sollte sich aber die Polizei bekümmern," meinte die Gerechtigkeit oben am Tische.

„Es ist nicht so arg, es ist nicht so arg," sprach lächelnd die blasse Kaufmanns-Wittwe. „Allerdings war der Knabe für den Augenblick verschwunden, aber er hat sich wieder gefunden und lebt; darüber können sich die verehrten Damen beruhigen. — Liebe Emilie, wo ist Ihr Mann? Er soll uns Auskunft darüber geben; denn so viel ich gehört, hat er den kleinen Gottschalk auf die Schreibstube genommen."

„Herr Rechtsconsulent! — Herr Rechtsconsulent! — Herr Doktor Plager!" tönte es von mehreren Seiten des Tisches.

Die Schwiegermutter saß da, finster anzuschauen; ihre Blicke kreuzten sich Blitzen gleich mit denen ihrer Tochter Emilie. Sie war durch das, was die blasse Kaufmanns-Wittwe erzählt, aufs tiefste gekränkt. Was! ihr Schwiegersohn hatte es gewagt, einen Schreiber ins Haus zu nehmen, der im Geruch stand, als habe schon einmal der Teufel den Versuch gemacht, ihn zu holen, — einen Buben aus einer verrufenen Familie, der obendrein eine schöne Schwester hatte? Solche Leute engagirte er in ein Haus, wo nur Mägde geduldet wurden aus vornehmen Häusern, mit den besten Leumunds-Zeugnissen versehen? — O, das war niederdrückend!

Auf den allgemeinen Ruf beeilte sich übrigens der Hausherr, aus dem Nebenzimmer hervorzukommen, und er that das händereibend und schmunzelnd.

Es war dem Rechtsconsulenten schmeichelhaft, von so vielen Stimmen dringend verlangt zu werden. Die vielen Stimmen wollten alle auf einmal anfangen, ihn zu examiniren, als die Justizräthin oben am Tische ihr spitzes Kinn erhob und das Schwert der Gerechtigkeit — die Wage war längst verspeist — so Aufmerksamkeit fordernd, schwang, daß Alles verstummte.

„Es handelt sich da," sagte sie, „um eine Geschichte von einem Lehrling, den der Teufel geholt haben soll, worüber Sie, bester Herr Doktor, uns die richtige Auskunft nicht versagen werden."

Das Antlitz des Herrn Plager verfinsterte sich bei diesen Worten ein wenig, er warf einen raschen Blick auf Schwiegermutter und Frau, und es war ihm unangenehm, diese Geschichte, von der er früher nie etwas erzählt, hier vor deren Ohren erörtern zu müssen. Doch suchte er so gut als möglich über diese Klippe zu kommen, indem er versetzte: „O, das ist nicht der Mühe werth, — ein Zusammentreffen von unbedeutenden Zufälligkeiten! Ich weiß übrigens die Sache nicht einmal ganz genau, und wenn Sie die beste Quelle wollen, so will ich meinen Sekretär, Herrn Larioz, rufen," — damit machte er eine bezeichnende Handbewegung nach dem Nebenzimmer, — „der das Glück gehabt hat, bei jener Geschichte den Teufel vorstellen zu dürfen."

„Also war es kein wirklicher Teufel?" sagte eine Stimme im Tone getäuschter Erwartung.

Und eine andere meinte: „Aber wie kann man Herrn Larioz für einen bösen Geist ansehen?"

„Wollen Sie ihn selber darüber hören?" fuhr der Rechtsconsulent fort, der froh war, die Sache von sich abwälzen zu können.

Doch die Schwiegermutter sprach in leisem, aber bestimmtem Tone:

„Das wird gewiß nicht die Absicht der verehrten Damen sein."

„Das ist in der That überflüssig," warf die blasse Kaufmanns-Wittwe dazwischen. „Nicht wahr, die Sache verhält sich, wie ich gesagt?"

„Allerdings, es ist so etwas daran," entgegnete Herr Plager.

„Und der kleine Lehrling ist auf Ihrem Bureau?" fragte die Justizräthin?

„Ich habe ihn zum Abschreiben genommen," antwortete der Hausherr. „Ein armer kleiner Mensch, schreibt eine ordentliche Hand. Herr Larioz hat ihn mir dringend empfohlen."

Während das der Rechtsconsulent sagte, blickte er auf die Schwiegermutter, um deren Lippen ein fatales Lächeln spielte.

„Sie kennen die Familie des jungen Menschen?“ fragte eine Kanzleiräthin die Kaufmanns-Wittwe.

„Was man davon kennen kann,“ entgegnete diese achselzuckend. „Der Vater ist ein herrschaftlicher Jäger, die Mutter ist die Tochter einer gewissen Kammerfrau einer Gräfin — einer Gräfin — der Name fällt mir gerade nicht ein, — von der man allerlei spricht.“

„Ist es so, Herr Schwiegersohn?“ fragte Madame Weibel in einem ganz besonderen Tone.

„Damit kann ich wahrhaftig nicht dienen,“ erwiederte der Gefragte; „ich habe mich um die Familie nie bekümmert. Wie gesagt, Herr Larioz hat mir den jungen Menschen vorgeschlagen, ich habe ihn angenommen — das ist das Ganze.“

„Und hat er Geschwister?“ fragte Madame Weibel. Und diese Frage klang dem Rechtsconsulenten wie ein leicht hinrollender Donner, der sich plötzlich an einem klaren Frühlingstage hören läßt.

„O, freilich hat er Geschwister!“ lächelte die Kaufmanns-Wittwe, „unter Andern eine wirklich auffallend hübsche Schwester; ich habe sie schon gesehen; sie besorgt weibliche Handarbeiten.“

Bei der Erwähnung der schönen Schwester flog ein leichtes Lächeln über die hölzernen Züge der Justizräthin; Madame Weibel hustete in ihr Taschentuch, und Emilie sagte verwirrt zu einer Nachbarin:

„Ist Ihnen nicht vielleicht noch ein Stückchen Torte gefällig, Frau Oberrevisorin?“

Gleich darauf schwebte ein Engel durchs Zimmer, wie man zu sagen pflegt, oder ein Polizeidiener, denn so war es dem Rechtsconsulenten plötzlich zu Muth, der nun mit einem Male anfing, die merkwürdigen Gesichter seiner Frau und Schwiegermutter zu begreifen.

Madame Springer aber, die ebenfalls in den Zügen ihrer theuren Anverwandten gelesen, fühlte Mitleid mit ihrem Schwager und warf einen anderen tüchtigen Brocken in die Unterhaltung.

„Ich habe gestern meiner Köchin aufgekündigt," sagte sie; „die Person trieb gar zu dumme Sachen. Schon mehrmals hatte ich bemerkt, daß sie Morgens mit ganz mehligem Gesicht in der Küche war, und als ich das Stubenmädchen darüber befragte, sagte mir diese, Katharine schmiere sich jeden Abend das Gesicht mit Gänsefett ein und reibe es dann mit Mehl wieder ab, um einen guten Teint zu bekommen."

„Nun sehe einer an!" rief die Justizräthin. „Es ist doch über alle Beschreibung!"

„Das ist aber noch nicht Alles," fuhr die Frau des Banquiers fort, „und deßhalb allein hätte ich sie vielleicht nicht weggethan; als ich sie aber zur Rede stellte, gab mir die Person zur Antwort, sie sei freilich nicht reich genug, um sich Goldcream zu kaufen. Hat man je so etwas gehört?"

„Es ist über alle Beschreibung!" lispelte die Kaufmanns-Wittwe; „wo das mit den Dienstmädchen hinaus will, mag der liebe Gott wissen."

Der Rechtsconsulent indessen segnete im Stillen den Einfall der Köchin seines Schwagers, sich mit Gänzeschmalz und Mehl einzureiben, da ihm die Erzählung dieses Vorfalls Veranlassung gab, sich sachte ins Nebenzimmer zu verlieren, wo die meisten seiner Leidensgefährten und Collegen wie alte Krystalle um den Tisch der jungen Generation angeschossen waren und sich hier wohl sein ließen, und wo es auch bei Weitem lustiger war als drinnen bei der Felspartie.

Hier schien von weiblichen Theilnehmerinnen nur geduldet zu sein, was sich noch des Mädchennamens erfreute, natürlich dem Alter nach in sehr weiten Grenzen; es lag ein Drittel Menschenalter zwischen der jüngsten und der ältesten der hier anwesenden Damen. Es erlaubt uns die Delicatesse nicht, näher auf die Altersverhältnisse selbst einzugehen.

Fräulein Clementine Weibel hatte sich, als wolle sie bescheiden sein, mit ein paar Bekannten von dem großen Tische hinweg an ein

Nebentischchen gezogen, wo sie den Thee für beide Zimmer zubereitete. Doch waren ihr die angenehmsten jungen Männer dorthin gefolgt und hatten somit den ersten Platz gebildet, der doch der letzte hätte sein sollen.

Von unseren Bekannten sehen wir mit einigem Erstaunen den Schreiber des Rechtskonsulenten, Herrn Larioz, der bei solch' großen Gelegenheiten ebenfalls gebeten wurde und wie immer, mochte er sein, wo er wollte, zu Hause, im Bureau, auf der Straße oder in Gesellschaft, eine außerordentlich anständige, ja würdevolle Figur spielte. Wir müssen aber dabei nicht glauben, als sei der Schreiber nur wie jeder andere Gast geladen gewesen — im Gegentheil, durch das Recht, in der Gesellschaft sein zu müssen, hatte er auch kleine Verpflichtungen übernommen: er regierte mehr oder minder als eine feine Art Haushofmeister, er nahm einer Dame ihren Teller ab, um ihn auf das Nebentischchen zu setzen, er ging mit gravitätischen Schritten an die Thür, um Babette zu veranlassen, daß sie frisches Wasser hereinbringe, er zog die Moderateurlampen auf, wenn sie in ihrem Glanze nachließen, er verschwand auf halbe Stunden gänzlich, und dann finden wir ihn im Kinderzimmer wieder, wo ein einziger Blick, das leiseste Wort hinreicht, um Fritzchen und Louise aus dem wildesten Rumoren zur tiefsten Stille zu bringen. Obgleich Herr Larioz den Kindern nie ein hartes Wort gesagt, so hatten sie doch einen fast unbegreiflichen Respekt vor ihm; schon daß er in der Nähe war, vermochte sie, ihre Spiele weniger lärmend einzurichten, weßhalb dann auch besonders aus diesem Grunde der Schreiber bei keiner größeren Festlichkeit vergessen wurde.

Herr Larioz war im untadelhaften schwarzen Frack; sein kurz geschnittenes Haar trug er aufwärts gestrichen, die Enden seines Schnurrbarts waren stark in die Höhe gedreht, und auf seinem langen Gesichte mit dem dunkeln, fremdartigen Teint lag wie immer eine gewisse Feierlichkeit, man könnte sagen: ein melancholischer Ausdruck, der beständig bei ihm sichtbar wurde, wenn er sich in Gesellschaften

befand, wie die heutige im Hause seines Prinzipals, wo so viele Worte gesprochen wurden, die weder ernstlich gemeint, noch zu irgend Jemandes Nutzen oder wahrem Vergnügen waren.

Wenn Herr Larioz so da stand in seiner stattlichen Größe, den Kopf hoch erhoben, so machte er den Eindruck einer vornehmen Persönlichkeit, und wenn er sich herumwandte, hätte man versucht sein können, nach dem Ordensstern auf seiner Brust zu schauen. Er hatte sich aus der Unterhaltung zurückgezogen und stand an eines der Fenster gelehnt, wo er ruhiger Beobachter dessen war, was sich vor ihm begab. Da blickte er dann kopfschüttelnd in viele der kleinen Intriguen hinein, die sich vor seinen Augen abspielten; da sah er, wie die Blicke hinüber und herüber flogen, trafen und zu zünden schienen, wie der betreffende Er, in der Absicht, recht schmachtend und angeregt auszuschauen, oft ein höchst albernes Gesicht zog, und wie Sie nach einem verwüstenden Blick auf die gewisse Art ihre Augen niederschlug, um es dann aus den Winkeln derselben hervorblitzen zu lassen, wobei ein stiller Seufzer zu sagen schien: Ich hab' dich verstanden.

Auch Finger- und Zeichensprache bemerkte er, er sah das gesuchte Berühren zweier Hände, die sich eine unschuldige Tasse Thee reichten oder einen harmlosen Teller mit Backwerk, und er erfuhr die verschiedenen Wirkungen davon: er sah, wie sie im ersten Augenblicke mit der Hand zurückzuckte, während sie bei der zweiten Berührung gar nicht wählerisch genug sein konnte im Aussuchen irgend eines Backwerks. Er verstand auch das an sich ganz unschuldige Umschlingen einer Stuhllehne mit ihren Folgen; er fragte sich selbst: Wird die Dame mit den weißen Schultern bei der ganz unwillkührlichen Annäherung zurückweichen, oder wird sie sich fester in ihren Sessel schmiegen, ohne es dabei zu unterlassen, einen gegenübersitzenden Gegenstand mit ihren Blicken zu bombardiren? Wenn das Letztere geschah, so lächelte er wie spöttisch in sich hinein, faßte an sein Herz und sprach zu sich: Gnade Gott dem wirklich Fühlenden, der in dieses wilde Chaos hineinfällt, um von Augen, Lippen, Zungen, Händen und Mienen zerfleischt zu werden!

Auch Herr Schilder war da, den Herr Larioz bei einer früheren Gelegenheit hatte kennen und schätzen gelernt. Heute Abend aber schien derselbe keine Sekunde Zeit zu haben, um sich mit etwas Anderem zu beschäftigen, als mit dem kleineren Theetisch, den seine Blicke beständig umflatterten, wie die arme Mücke das strahlende Licht. Herr Schilder war allerdings ein wenig hellblond, hatte auch gerade kein sehr ausdrucksvolles Gesicht, dafür aber hübsche klare Augen, die, sowie ein angenehmes Lächeln des Mundes, große Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit verriethen. So gewandt er auf seinem Comptoir und in seiner Fabrik war, so wenig wußte er sich mit jener sichern Unbefangenheit die wir elegante Tournure nennen, auf Bällen, in Theegesellschaften und andern Soireen zu bewegen. Auch die hier herrschende Conversation, die tausenderlei Variationen über die Schönheit des heutigen Abends und die Häßlichkeit des gestrigen Wetters konnte er sich durchaus nicht angewöhnen; er schämte sich, mit einer ganz gewöhnlichen banalen Phrase an eine junge Dame heran zu treten, er überlegte vorher, um ihr etwas Gescheidtes, etwas Ansprechendes zu sagen, und wenn sie nun nicht so erwiderte oder ihre ganze Antwort auf das gewisse eigenthümliche Lächeln beschränkte, so verlor er leicht die Contenance, man blickte einander ein paar Sekunden lang an, man vernahm ein paar Ja oder Nein, und dann wandte sich die junge Dame zu ihrer Nachbarin, um derselben zuzuflüstern, wenn Herr Schilder unterdessen in Verlegenheit abgezogen war: „Es ist schade, man kann mit ihm gar nicht reden, er ist zu hölzern.“ Auch tanzte der Unglückliche nicht, wußte wenig von Gesellschaftsspielen, noch weniger vom Theater, da er keine Zeit hatte, das letztere zu besuchen, und wurde deßhalb von der Mädchenwelt, wenn auch für eine gute Partie, doch für ziemlich unbedeutend gehalten.

Die Mütter dagegen sahen Herrn Schilder schon mit ganz anderen Augen an. Aber was sind die Augen einer Mutter? — prosaisch, kalt, berechnend! Eine Mutter denkt nur an die Zukunft ihrer Tochter, sieht, ob ein junger Mann derselben eine sorgenfreie Existenz

machen kann, ob er von bravem und solidem Charakter ist. — Das sind aber alles unbedeutende Nebensachen in den Augen mancher jungen Mädchen. Wie er tanzt, wie er eine Conversation führt, vor allen Dingen wie er aussieht! Ob er sein Halstuch auf nachlässig elegante Art zu knüpfen versteht, und hauptsächlich, ob er im Verdacht steht, schon vielen Mädchenherzen gefährlich geworden zu sein — das zieht an, das besticht!

Es war schade um Herrn Schilder, daß er nicht einen guten Freund hatte, der ihn aufmerksam machte auf die Fehler, die er zeigte, und auf die Vorzüge, die er hätte bestrebt sein sollen, sich anzueignen. Es war ein guter Stoff in ihm vorhanden, um allem, was ihm mangelte, nachzuhelfen. Ein blonder Schnurrbart wäre bald da gewesen; hübsche Zähne hatte er auch, und mit seinem schlanken, wohlgewachsenen Körper hätte er es in kurzer Zeit dahin bringen können, selbst ein vortrefflicher Tänzer zu werden.

Wenn er auch zur Intimität des kleineren Theetisches nicht zugelassen war, so widmete ihm doch Fräulein Clementine Weibel, eingedenk der Ermahnungen ihrer Mutter und ihrer Schwester, größere Aufmerksamkeit, als er sich sonst wohl zu erfreuen gehabt hätte, und ließ deßhalb sein Herz vor Freude stärker schlagen.

Die junge Dame verstand es, mit ihren Blicken zu wuchern; sie hatte dunkle, glänzende Augen und wußte damit den naturgemäßen Gebrauch zu machen; alle Variationen des Auf- und Niederschlagens waren ihr geläufig, und wenn sie zu Jemand sagte: „Darf ich um Ihre Tasse bitten?“ so konnte das durch die gehörige Begleitung die größten Hoffnungen erregen, oder auch alle Wünsche mit einem Male niederschlagen. Und nicht nur, daß sie am heutigen Abend dem Herrn Schilder einige ermunternde Blicke zusandte, wenn sie ihm irgend etwas anbot, nein, sie schaute auch sonst wohl im Laufe des Gesprächs nach ihm hinüber mit dem unverkennbaren Ausdruck ihres Auges, das sagen wollte: Wenn ich auch hier mit Andern spreche, so wäre es mir doch fast lieber, in deiner Nähe zu weilen. Ja, einige Mal trat

sie auf ihn zu, reichte ihm irgend eine Kleinigkeit, wobei ihre Hand die seinige berührte oder sie mit ihrem Kleide ihn streifte, nicht ohne alsdann fast erschrocken ihn um Verzeihung zu bitten. Da aber diese Blicke und Berührungen der jungen Dame wie Funken waren und sich sein Herz im Zustande eines sehr trockenen Zunders befand, so flammte er so in Liebe auf, daß die Gluth seine etwas bleichen Wangen färbte und sein Athem zuweilen ziemlich schwer ging.

Das alles bemerkte Herr Larioz von seinem Standpunkt am Fenster aus, und da er sonst noch mehr bemerkte, so trug das nicht dazu bei, seine sehr geringe Freundschaft für Fräulein Clementine Weibel zu verstärken; er bemerkte nämlich, daß sie zu gleicher Zeit, wo sie so viele Zeichen der Innigkeit mit Herrn Schilder wechselte, sich mit Worten und Geberden mit einem jungen Offizier zu schaffen machte, der ihr an dem kleinen Tischchen zur Seite saß, und daß sie nicht weniger einen Maler bedeutend ermuthigte, der sich freilich an dem großen Tisch, aber so gesetzt hatte, daß er, um uns eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, Fräulein Clementine Weibel mit seinen Augen verschlingen konnte. Ja, wenn das Auge zu dergleichen fähig wäre, so hätte von der jungen Dame bald nichts mehr übrig geblieben sein müssen, so unverwandt und hartnäckig starrte der langhaarige Künstler herüber.

Der Lieutenant saß, wie schon bemerkt, zur Seite der Angebeteten des Herrn Schilder, und sein Schmachten war ein hartnäckiges zu nennen. Zuweilen lächelte er mit einem nichtssagenden, fast blödsinnigen Gesichtsausdruck, und dann gab auch sie im gleichen Moment irgend ein Zeichen von sich, eine zusammentreffende Bewegung; entweder blickte sie plötzlich neben sich, oder sie lächelte ebenfalls, aber sehr beruhigt, oder sie sagte vielleicht zu ihrer Nachbarin: „Morgen gehe ich ins Theater, ich freue mich recht sehr darauf."

Woher diese Bewegungen kamen, konnte Herr Larioz unmöglich mit Gewißheit bestimmen, denn er sah von den beiden jungen Leuten nur die obere Hälfte, die untere wurde von Tisch und Tischtuch verdeckt.

Mag eine Theegesellschafts-Conversation anfänglich noch so animirt geführt werden, es gibt doch Augenblicke, wo eine Erschlaffung sämmtlicher Geisteskräfte einzutreten scheint. Wenn es auch hier aufopferungsfähige Wesen genug gibt, die sich mit Leib und Seele in die Conversation werfen, die aus ihren Herz- und Gehirnkammern die letzten Körnchen suchen und herbeibringen, um sie auf dem Taubenschlag der allgemeinen Unterhaltung zu opfern, so gehört doch immer etwas Neues dazu, um diese nicht gänzlich erlahmen zu lassen — es sei ein jeu d'esprit oder ein sonstiges geistloses Pfänderspiel.

Auch hier bei dem gemischten Thee des Rechtsconsulenten gab es schon Augenblicke, wo die Felspartieen starrer und schweigsamer dazusitzen schienen, wo keine murmelnden Bächlein mehr herab flossen, wo man selbst keinen gierigen Raubvogel mehr erblickte, der um manche kahle Höhe schwebend nach irgend einem unglücklichen Thierlein in der Tiefe spähte, auf daß er es zerfleische. Sogar die Gespräche bei der jüngeren Generation wollten nicht mehr so recht gedeihen wie zu Anfang; statt einer allgemeinen Conversation gab es nur noch einzelne Gruppen, die sich flüsternd zusammen unterhielten; ja, man bemerkte schon ein unterdrücktes Gähnen, und selbst Fräulein Clementine Weibel, die doch selten um eine Rede verlegen war, sprach nur noch wenig mit ihren Nachbarn, ja, ihre Augen schienen müde geworden zu sein, denn alles, was sie noch damit leistete, war ein gelindes Auf- und Niederschlagen, höchst selten nur sah man noch einen verderbenbringenden Seitenblick.

Da tönte die Klingel laut und vernehmlich, und das frischte schon sämmtliche Lebensgeister ein klein wenig auf. Es konnte ja vielleicht etwas Absonderliches gemeldet werden, was in der Stadt geschehen, es konnte zu irgend Jemand eine telegraphische Depesche kommen, die willkommenen Stoff zur Unterhaltung bot.

Obgleich es aber in diesem Augenblicke weder das eine noch das Andere war, was der Ruf der Klingel verkündete, so erschien doch

zum Auffrischen des gemischten Thee's etwas noch weit Zweckmäßigeres. Die Thür öffnete sich langsam, und herein trat eine fremde Persönlichkeit, welcher Herr Banquier Springer folgte und sie zuerst dem Kreise der älteren als seinen Bekannten, den Herrn Grafen Czrabowski, vorstellte.

Der Herr Graf war ein Mann in den mittleren Jahren, leidlich conservirt, mit einigem dunklen Haar, einem schwarzen, gut gepflegten Schnurrbart und lebhaften, brennenden Augen; er hatte einnehmende Manieren, verbeugte sich auf ungezwungene, fast elegante Art vor den Damen, wobei er mit etwas fremdem Accent sein Vergnügen aussprach, gegenwärtige Gesellschaft kennen zu lernen, auch einen Stuhl neben der Justizräthin annahm und dieselbe gewandter Weise schon im nächsten Augenblicke in ein interessantes Gespräch verwickelt hatte, woran er so freundlich war, auch die übrigen Damen Theil nehmen zu lassen, indem er bald diese, bald jene durch eine Frage zu irgend einer Aeußerung veranlaßte.

Man sah es den Mienen sämmlicher aus der Felspartie an, daß sie mit dem neuen Gaste nicht unzufrieden seien. Hatte er doch etwas so unendlich fremdländisch Interessantes, was man hier leider so wenig fand! Wie verstand er es, die Unterhaltung zu drehen und umzuwenden, und dabei wiegte er sich so graziös auf seinem Stuhl, wackelte so anmuthig mit dem Kopfe — ganz Eleganz, ganz tanzende Bewegung, daß man fast überzeugt war, es bedürfe nur eines einzigen plötzlichen Geigenstrichs, und er säusele tanzend durchs Zimmer, dabei immerfort Conversation machend, immer unnachahmlich gewandt, graziös und behende.

Die starre Justizräthin zeigte ein Lächeln; freundlich wollen wir es gerade nicht nennen, aber sie gab, was sie konnte. Sie hatte dieses Lächeln ihrem Manne, dem Justizrathe, abgelernt; es war wie das Leuchten eines Richtschwertes.

Die blasse Kaufmanns-Wittwe hielt den Athem an bei den Reden des Fremden, nicht aus Spannung über das, was er sagte, sondern

weil sie aus ihrer Praxis wußte, daß es möglich ist, durch stark angehaltenen Athem eine sanfte Röthe auf die Wangen zu zaubern. Sie mischte sich einige Mal mit Glück in das Gespräch — mit Glück sagen wir, denn Graf Czrabowski, der von dem scharfen Blick seiner glühenden Augen jeder der Damen etwas zukommen ließ, schien etwas Sympathisches in ihr zu finden und fixirte sie zuweilen so scharf, daß es in ihr klang, wie jene Stelle aus dem Nachtlager von Granada:

Sein Blick, mir zugewendet,
Ist Blitz und Schlag zugleich.

Ja, sie fühlte Blitz und Schlag und affektirte ein Zusammensinken, wie die vom wilden Sturm überraschte und schon halb geknickte Lilie.

Das Herz der Madame Weibel hatte Graf Czrabowski durch die ausgesprochene feste Ueberzeugung gewonnen, daß sie die Hausfrau sei, und ebenso verband er sich Emilie durch die Vermuthung, daß er in ihr eine der Töchter des Rechtsconsulenten verehre. Dabei blieb natürlicher Weise für Herrn Plager nicht viel Schmeichelhaftes übrig, was das einzig Unpolitische in der Handlungsweise des ausgezeichneten Fremden war. Der Hausherr hatte ihm ohnedies nur ein sehr steifes Compliment gemacht, und als er die Zungenfertigkeit des Herrn Grafen bemerkte, vergrub er sein Kinn in der Halsbinde, zwinkerte mit den Augen und sah in diesem Moment weder lebensfroh noch glücklich aus.

Auch im Nebenzimmer bei der jüngeren Generation war die Ankunft des interessanten Grafen ruchbar geworden. Von achtzehn Damen, die sich dort befanden, gelang es wenigstens vierzehn, durch Anwendung der umständlichsten Manöver einen Blick in den einzigen Spiegel des Zimmers zu werfen; die vier anderen, denen das, ohne zu auffallend zu werden, nicht gelingen wollte, ergaben sich in ihr Schicksal und suchten wenigstens, so viel es möglich war, sich mit der

Hand zu überzeugen, ob Scheitel, Chemisette und dergleichen mehr noch in bester Ordnung seien. Dabei unterhielten sie sich eifrig flüsternd, und die, welche etwas von dem unternehmenden Fremden wußten, gaben das zum Besten, versteht sich von selbst, mit dem nöthigen Zubehör.

Wie wir schon früheren Aeußerungen des Fräulein Clementine Weibel entnommen haben, konnte diese über den fraglichen Gegenstand wohl die beste Auskunft geben; bei zwei Besuchen, die der Graf Czrabowski bei ihrem Schwager gemacht, hatte er sich jedes Mal eine halbe Stunde mit ihr unterhalten und ihr dabei zweimal die Hand geküßt, einmal beim Kommen, einmal beim Gehen.

Ja, er war deliciös, wirklich interessant, ein vollkommener Gentleman! — Fräulein Weibel hatte einige englische Romane gelesen. „Er führt eine Conversation,“ sagte sie, „die hinreißend genannt werden kann. — Und wie der tanzen muß, ah!“ — Dabei warf sie einen schwärmerischen Blick an die Zimmerdecke, genau an die Stelle, wo über einer Hängvase mit Epheu ein bedeutungsvoller Kranz von Gänseblümchen zu sehen war.

Herr Larioz hatte über diesen Blick auf seine eigene Weise gelächelt; Herr Schilder aber war schmerzlich zusammengezuckt und fühlte wohl, daß die schönen Stunden des heutigen Abends nun für ihn vorüber sein würden. Wenn er auch wohl früher einen der gefährlichen Blicke Clementinens beobachtet hatte, die sie dem Lieutenant gespendet oder dem langhaarigen Maler — sein edles Herz mit den guten und soliden Absichten dachte immer nur an eine Heirath und setzte das bei jedem anderen fühlenden Wesen voraus; er hatte sich selbst achselzuckend getröstet, indem er sagte: Zwischen ihr und einem Lieutenant steht die unerschwingliche Caution, und was den Maler anbelangt, so ist das ein Hungerleider, und da hat's gar keine Gefahr. — Aber der Graf Czrabowski, der polnische Graf Czrabowski, der Gott weiß welche Güter besaß mit wahrhaft erschreckenden Revenuen, der in die Stadt gekommen war, der sich bei Herrn Banquier Sprin-

ger hatte vorstellen lassen, der heute Abend diesen gemischten Thee besuchte, bloß um Clementine Weibel zu sehen, sie kennen zu lernen, sie zu heirathen — o, das war mit den geschilderten Eigenschaften, mit dem interessanten Haarmangel, mit dem kühnen Schnurrbart, den weißen Zähnen und dem untadelhaften Anzuge nach der neuesten Mode ein gefährlicher Nebenbuhler.

Herr Fabrikant Schilder hatte weder Haarmangel, noch Schnurrbart aufzuweisen, und seinem Frack war durch Einsetzung neuer weiter Aermel nur nothdürftig nachgeholfen worden. Es wurde ihm unter der Weste zu eng, denn er fühlte mit jeder Sekunde mehr und mehr, daß der polnische Graf Czrabowski eigens von Polen hieher gereist sei, um Fräulein Clementine Weibel zu heirathen. Wie konnte es auch anders sein! Glaubte doch der arme Fabrikant nicht anders, als daß sie, wie sie seinen Augen erschien, umflossen von Schönheit und Liebreiz, auch gerade so jedem Anderen vorkommen müsse. Ach! und ist sie nicht schön und liebenswürdig? sprach Herr Schilder zu sich selber; gibt es etwas Reizenderes als den Blick ihrer Augen, namentlich wenn sie zu mir herüberschaut, als die Haltung ihres schlanken Körpers, als ihre Art zu reden, als ihre süßen, süßen Worte, wenn sie freundlich spricht? Und alle diese leiblichen und geistigen Vorzüge hatte er schon als sein eigen gedacht, glaubte schon verschiedene Ungeheuer in Gestalt von Lieutenants und Malern, die ihm den Weg zu seinem Zauberschloß versperrten, besiegt zu haben, und sollte nun, ermattet wie er war, einen neuen Kampf eingehen, und zwar mit einem fürchterlichen Drachen!

Und wie sich Alle auf die Ankunft dieses Drachens freuten, Alle, Alle, oder ihr wenigstens erwartungsvoll entgegensahen — das bemerkte er an den Augen, die fest auf die Thür gerichtet waren; ja, Alle schauten dorthin — — doch nein, nicht Alle. Wie Herr Schilder seine Blicke umherfahren ließ, sah er sich gegenüber an die Fensterbrüstung gelehnt Herrn Larioz, den langen Schreiber des Rechtsconsulenten, der ihn selbst, Herrn Schilder, einen Augenblick an-

schaute, dann aber mit fast verächtlichem Gesichtsausdruck vor sich nieder blickte, als wollte er sagen, was Herr Schilder dachte: „Es ist doch wohl der Mühe werth, darauf so viel Aufmerksamkeit zu verwenden!"

Dieser Blick, dieser Gesichtsausdruck that dem Herrn Schilder so wohl, er fühlte, der lange Mann dort am Fenster war, ihn selbst und Clementine vielleicht ausgenommen, hier unter Larven die einzig fühlende Brust.

Inhaltsverzeichniß.

Neuer Roman von Hackländer.

Im Verlag von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist **soeben** erschiene
und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

5 Bände. Geh. Rthlr. 4. 22½ Sgr. oder fl. 7. 36 kr. Rhein.

Hackländer ist in der letzten Zeit so selten mit einer umfangreichen poetischen Darstellung aufgetreten, daß schon um dessentwillen ein neues Buch von ihm fast ein Ereigniß genannt werden und dem Publikum eine der willkommensten Erscheinungen sein muß. Wir freuen uns wahrhaft, den Verfasser in diesem Roman ganz als den alten, stets hochwillkommenen, stets unterhaltenden Freund wiederzufinden. Das Buch zeigt in Darstellung und Zeichnung Hackländer's bekannte Meisterschaft. Er ist ein Kenner des Lebens und Menschenherzens wie wenige, und versteht seinen Stoff zu erfassen und zu bearbeiten, wie kaum ein Anderer außer ihm. Die dunkle Stunde schließt sich auf's würdigste seinen früheren Romanen an.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.